Dr. Herman Gauch

Kalender und Brauchtum

Dr. Herman Gauch

Kalender und Brauchtum

Edelgarten-Verlag Horst Posern, Beuern (Hessen)

Alle Rechte hat der Verlag.

Nachdruck verboten.

Gedruckt 1939 bei H. Laupp jr in Tübingen.

Kalender und Brauchtum.

Wie der Kalender das gestaltgebende Gerippe des Jahres, dieses Grundmaßes und Kreislaufes im Geschehen der Allheit (Natur), des Lebens und des Volkes ist, so ist sein Brauchtum der lebende Ausdruck, das lebendige Fleisch und Blut des Jahreslaufs. Was die Lebensfeste für das Einzelleben sind, welches selber mit seinem Werdegang von der Geburt über Hochzeit und Fortpflanzung bis zum Tode das Abbild der Raddrehung des Jahres ist, das sind die Feiern und Sitten des Jahreslaufbrauchtums für das Volksleben, für die völkische Gemeinschaft und Gesittung. Wie sich das Leben des Einzelnen in dem seiner Kinder und in der Geschlechterkette seiner Nachkommen wiederholt und verewigt, so setzt sich mit jeder Geburtstagsfeier und mit jeder Neujahrsfeier die Kette der Lebensjahre und der Geschichte fort und gestaltet und erhält aus Zeit und Raum das große Volksganze.

Wie aus dem Wissen um die ewige Wiederkehr des Jahreslaufs und seiner Sonnenbahn die Grundlage des nordisch-germanischen Glaubens, des Sonnenglaubens der Urzeit, so wächst aus der Überzeugung von dem steten Werden und Vergehen zum Wiedererstehen im Lebenslauf und Jahreskreis der große Leitgedanke von der Ewigkeit unseres Volkes und seiner göttlichen Rasse. Ebenso alt wie die Erfahrung vom Sieg der Wintersonne mit dem Auferstehen der belebten Allheit ist, so weit muß darum dieser Sonnenglaube als Erlebensausdruck der nordischen Rassenseele in die Urzeit zurückreichen. So lange schon, als das Bauerntum des nordischen Urvolkes unserer germanischen Lande in jahrtausendealter Steinzeit den Boden pflügte und seine hohe Gesittung pflegte, mußte es auch einen Kalender benützen als Anhalt für den Ackerbau und mit diesem Kalender ein Brauchtum zu seiner Festigung, Überlieferung und Verewigung.

So wurde und war das Kalenderbrauchtum die Seele der

Gesittung und die Bild gewordene Gestalt ihres Sonnenglaubens. So war das Bauerntum mit seinem bäuerlichen Brauchtum der Schöpfer der Gesittung und der Träger des Volkstums und wird es in der Geschichte bleiben müssen, weil das Volk und seine Gesittung bleiben müssen. Darum muß das bäuerliche Brauchtum, das Kalenderbrauchtum wieder wurzelstark und arteigen werden, wenn das Volk dies ebenfalls sein soll, darum muß es von aller fremden Überlagerung gereinigt werden, um mit seiner Urkraft wieder ungestört weben und wirken zu können, um den Grundstock zu bilden, auf dem sich die Errungenschaften der Kunst und Wissenschaft, der Wirtschaft und des Verkehrs aufbauen und es den neuzeitlichen Verhältnissen angleichen. Es braucht sich solcher wie des Rundfunks nur als Mittel zum Zwecke der Verbreitung und Regelung zu bedienen; denn seinen Grundgehalt wird und muß es ewig bewahren, so wie das Erlebnis des Allheitwechsels im Jahreslauf, so wie der nordische Sonnenglaube als Erleben und Anschauung der Welt, als Weltanschauung, und wie das germanische Recht in Raum und Zeit immer und überall gleich und grundlegend sind und bleiben, weil sie die ewige Ordnung in Gesittung und Gesellschaft bilden sollen und blutsgebunden sind an das Erbteil der nordischen Seele. Wie die NSDAP. schon amtlich einen großen Teil des ruhenden germanischen Brauchtums wiederbelebt hat, wie 1. Mai, Sommersonnenwende, Tag des Bauern, so mag sie auch weiteres Brauchtum mit den alten Mitteln des Feierns neugestalten, wie den 30. 1., 20. 4., den 9. 11. und die andern nationalsozialistischen Heiligentage der Märtyrer und Vorkämpfer der Bewegung und des alten Deutschtums und es dem künftigen Kalender einverleiben.

Ich will nicht davon sprechen, wie fremde Einflüsse seit der Bekehrung zum Christentum das reine, bäuerlich-germanische Brauchtum verschüttet und geschmälert haben und wie sie es umgeformt und überdeckt haben, sondern ich will es in seiner Echtheit und Ursprünglichkeit aufzeigen, wie es dem Erleben im Allheitgeschehen, dem nordischen Gemüt, der witterungs- und sternkundlichen Wissenschaft und dem völkischen Belange zukommt und wie es aus diesen Gründen der Reinheit, Wahrheit und Arteigenheit auch künftig wieder anzusehen ist. Dabei zeigt sich

sein wirklicher Wesensgehalt so einfach und offensichtlich, daß uns seine Form und Bedeutung ohne weiteres klar wird, sowohl wenn es uns seinen gewöhnlichen Zweck als Nutzbrauchtum zur Anweisung und zur Einteilung der Arbeit und des gesellschaftlichen Verkehrs als auch wenn es uns seinen tieferen Sinn als gottümliches Weihebrauchtum offenbart.

Ackerbau und Viehzucht, Wirtschaft und Verwaltung, sie sind innig mit dem Kalender verquickt und auf ihn angewiesen, und das in Jahrtausenden wie das germanische Gemeinrecht (19. Forderung des NSDAP.-Programms) erprobte Kalenderbrauchtum gibt ihnen diese Anweisung in Gewohnheit und freudigem Antrieb. Pflanzen und Pflügen, Setzen und Säen, Ernte und Einfahrt, Wetter und Winde, Abschluß und Abrechnung, sie finden ihre Anleitung und Belebung, ihre Anmahnung und Anmerkung in den Festen des Jahreslaufs und den bäuerlichen Regeln der Lostage. Feste dienen dem Volke nicht nur zur Beschauung und Versammlung, zur Gemeinschaft und Geselligkeit, zur seelischen Erhebung und freudigen Begeisterung, die Feste des Kalenderkreises sind in ihrer ursprünglichen Lage die wissenschaftlichen und werkmäßigen Grundlagen und Grenzscheiden des ganzen Jahresgeschehens. Los- oder Lurtage sind sie so als witterungskundliche Zeitpunkte erfahrungsgemäßer Folgerung und Vorausberechnung, und als Feiertage sind sie Mittelpunkte der Werktätigkeit und der Wirtschaft, der Weltanschauung und der Besinnung auf den Segen des Sonnenlichtes als Lebensquells, dessen irdisches Abbild, das Feuer des Herdes und das Weihefeuer der Feiern, auch in Nacht und Winter leuchtet und wärmt.

„Die Mythologie der Alten ist in erheblichem Maße Sternenmythologie und diese ist Kalendermythologie" (Artur Drews, „Der Sternenhimmel", 1923, S. 67). In Saggut und Märchen sind uns noch solche Gleichnisse erhalten. Der Kalender ist das Mittel der Zeitrechnung und Zeitrechnung ist der Vergleich von Sternenbahnen. Die Sterne und ihre Bahnen bedeuten uns Welt-Anschauung und gewähren uns mit ihrer zeitlichen und räumlichen Überlegenheit die Bestimmung großer Abschnitte, deren eine Zeitrechnung bedarf. Die verschiedenen Größen der Gestirnbahnen ermöglichen eine gegen-

seitige Abstufung und damit eine Unterteilung der Zeitrechnung. „Der gestirnte Himmel über uns und das sittliche Gesetz in uns" (Kant) sind die Grundlagen unserer Gesittung und insbesondere deren Kernstücks, des Kalenderbrauchtums.

Die Edda nennt den Mond nach seiner Namensbedeutung den Messer der Zeit. Der Mond bildet als bedeutendstes Gestirn neben der Sonne das untere hauptsächliche Maß der Zeitrechnung, den nach ihm benannten Monat. Entstehungsgemäß kommen so die Monate aus den Mondanfängen des Neumonds im Sinne der Nornendreiheit des Werdens, Waltens und Vergehens zum Wiederneuerstehen, wie auch der Tag mit der Mitternacht und das Jahr mit Wintersonnwende beginnt und die Zeit bei den Germanen nach Nächten und Wintern gezählt wird. Durch den Mondwechsel ist nach Drews (Der Sternenhimmel) auch die Einteilung des Tierkreises bedingt. Da der Mond in der Hauptsache nur die Gezeiten von Ebbe und Flut bestimmt und das Steigen und Sinken der Pflanzensäfte beeinflußt, sonst aber in das allgemeine sichtbare Leben nicht eingreift und für die jahreszeitlichen Arbeiten des Bauern keine Bedeutung hat, so wird die Mondeinteilung mit ihrem Gestaltwechsel von der Sonneneinteilung des Jahres überlagert.

So erscheinen beide in der alten, dem spruchwörtlichen Wechsel der 9gipfeligen Woge gleichenden 9nächtigen Woche, deren drei mit den 3 Tarnnächten des Neumonds zusammen einen Monat ausmachen (Wolfgang Schultz, „Zeitrechnung und Weltordnung", 1924), und in der von den wirklichen Mondzeiten losgelösten, nur an die scheinbaren Wechselabstände der Mondviertel angelehnten 7tägigen Woche. Es sind dies Zahlen, die beide durch die zwei Sonnenrunen dargestellt werden, durch die aus der ᛋ-Rune entstandene, im gotischen ABC ᛊ geschriebene und dem Sonnennamen (Seben, Saba, Sigil) verwandte 7 und durch die der Sol-Rune ☉ gleichende aufgestellte 9 (♀), die in Anlehnung an ihre Namensbedeutung auch durch die Spierel oder Wendel ᛩ gebildet wird, in der Heroldskunde (Bernhard Körner: „Handbuch der Heroldskunst") „neue Sonne" heißend. Im Zimmerhandwerk wird die Zahl 9 durch die Man-Rune ᛘ dargestellt. Der Wortstamm des ägyptischen Zahlworts 9 wird sowohl für das Neuerscheinen der Sonne im Osten als auch für das Neumondfest gebraucht.

So ergeben sich uralte nordische Beziehungen der Wochen- und Zahlenrechnung.

Die 7tägige Woche, in welcher der Sonntag als Spitze und vor dem Montag stehend die Überordnung der Sonnenrechnung über die Mondrechnung schon ausdrückt, ist aber jedenfalls so wenig Einfuhrgut aus dem Osten und Süden, wohin übrigens die Kassiten und andere aus Germanien stammende nordische Völker einst die Sternenkunde gebracht hatten, als die Neunerwoche und die Runen darstellenden Zahlzeichen: 2 = ᛉ, gotisches Ƭ, 3 im 12. Jahrhundert ᚲ (Menninger, „Zahlwort und Ziffer", 1933), Dorn-Rune, vgl. die „Drehung" der genannten Nornendreiheit, 4 aus der einfachen Odal-Rune oder Odalschleife gebildet und früher als solche geschrieben ᛟᛟᚷ, 5 fünf oder fem, der Rechts- oder Feme-Rune (V, ᚱ?) entsprechend, so auf den Kerbhölzern (im Gothaer Runenkalender wird die 5 durch die R-Rune in Gestalt des lateinischen B dargestellt, was unserer jetzigen 5 sehr gleicht, ähnlich wie in der Arnswalder Femeurkunde von 1437), 6 der Rune der 6monatlichen Halbjahresteilung ᛃ gleichend, vgl. das gotische G, 8 die andere Odal-Rune, wie im Brunsweiler Fudork, mit den beiden Sonnwendsonnen, die zwei Augen gleichende Verdoppelung der einfachen Odalschleife: ᛞ, s. auch meine Schrift „Lebende Runen" und meine Abhandlung „Die Runen" in „Die junge Kameradschaft" von Erich Fischer (RJF), 1935 (S. 135—138).

Die arischen Perser versuchten sinnvoll die 7tägige Woche dem Mondmonat anzupassen, indem sie der dritten und vierten Woche des Monats je acht Tage gaben. Den Römern, deren Göttern unsere Wochentagsnamen angeglichen sein sollen, sind die Wochentagsnamen unbekannt, die lateinischen Namen der Wochentage stammen erst aus dem Latein des Mittelalters (Stubenvoll, „Heidentum im Christentum", 1891), lediglich den Tag des Saturn für anscheinend den Sabbat finden wir beim Dichter Tibull bezeugt. Auch ist die Bezeichnung im Lateinischen dem Germanischen gegenüber eine Vertauschung, jedenfalls ist die Benennung im Germanischen unabhängig davon, da dem Tiu des Dienstags der römische Juppiter (Diu-pater) entspricht, welcher im Romanischen den Donnerstag benennt, und andererseits dem Thor oder Donar des Donnerstags der Mars, der den romanischen Dienstag bezeichnet (vgl. Amberger, „Die Herkunft der Trevierer" in „Die Sonne",

9, 1932, 3). Noch heute heißt der christlich umbenannte Mittwoch in Westfalen, Flandern, Holland, Angelsachsen und Skandinavien der Gudens-, Odins- oder Wodanstag, nach Wotan, dem göttlichen Vorbild der germanischen Kriegszeit und Krieger, und der Sonnabend als Vorabend des Sonntags, als Wochenende des Übergangs von der vergehenden zur neuerstehenden Woche ist westgermanisch noch nach Sater (Pfannenschmid, „Germanische Erntefeste", 1878, S. 442 und 610; entsprechend Krodo mit Rad und Urne und lateinisch Saturnus, d. h. wohl Sonnendrehung, nach Körner, „Heroldskunst", vgl. die Saturnalien zur Wintersonnenwende) und nordgermanisch offenbar nach Loki (Legis-Glückselig, „Die Runen und ihre Denkmäler", 1829, 1, S. 82), dem gleichen Sinnbild des Umsturzes und Streites (niederdeutsch Zater), des Vergehens zum Erneuern, benannt (wenn er auch, vermutlich durch Aussprachevereinfachung, Laugardag nach der Lauge, dem Wasser geheißen wurde). Der Übergang von der jüdisch-christlichen Sabbatfeier zum arisch-germanischen Sonntag als Wochenfeiertag des arisch-germanischen Sonnenglaubens, den die christliche Kirche dann anscheinend als Angleichslösung den Tag des Herrn als Wochentag der Auferstehung benannte, spricht ferner für die Eigenstämmigkeit der germanischen Woche. Bei den Assyrern hat die Wochentagsbenennung ganz andere Reihenfolge und beginnt mit dem Mond; auch griechische Schriftsteller nennen die Woche eine „barbarische" Einrichtung (Buschan: „Altgermanische Überlieferungen", 1936, S. 159). Schöll („Die drei Ewigen", 1936, S. 76/77) erklärt den sonst vom jüdischen Sabbat abgeleiteten Namen des Samstags (ahd. Sambeztag) als Tag der Ambet oder Ainbet, der Erdnorne, im Anschluß an den Wochentag der Freya und vor den Tagen der Sonnen- und Mondnorne, wie auch Wilbet als eine solche Norne Swilbet genannt wird.

Das mittlere und überhaupt das hauptsächlichste und notwendigste Zeitmaß ist das Jahr, bedingt durch Bahn und Stellung der Erde gegenüber der Sonne. Von ihm ist das Geschehen in der Pflanzenwelt und wesentlich auch in der übrigen Lebewelt abhängig. Das Jahr ist der herrschende Begriff des Kalenders, der Jahreslauf darum die Grundlage des Kalenderbrauchtums. Für die Jahreinteilung selber und damit für das Kalenderbrauchtum ist der Sternenhimmel nicht verwendbar, weil sich mit der Vorrückung (Präzession) die Lage der

Sternbilder zu den einzelnen Jahreszeitabschnitten stetig verschiebt. „Allein schon das weltenlangsame, in je 26 000 Jahren einmal vollendete Kreisen des Frühlingspunktes bewirkt, daß alle an den jährlichen Auf- und Untergang der Sterne geknüpften Regeln, die ohnehin immer nur für bestimmte Breitegrade gelten, beweglich bleiben müssen" (Pastor, „Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen", 1934, S. 51). Dagegen ist gerade diese Verschiebung des Sternenhimmels für die große Zeitrechnung der Jahreszählung brauchbar. Denn das Zeitmaß für eine große Anzahl von Jahren, für den Vergleich der Geschichtsabschnitte, muß eine ganz große sternkundliche Strecke sein, wie sie diese Vorrückung im Ringe des Tierkreises bedeutet, und das ist das Weltenjahr oder Große Sonnenjahr. Alle andern bisherigen Ausgangspunkte und Anlehnungen für Zeitrechnungen waren unzulänglich, die christliche Zeitrechnung ist, bei Voraussetzung der Geschichtlichkeit ihrer Grundlage, auch nach Angabe der christlichen Kirche nicht richtig angesetzt. Eine solche unrichtige Zeitrechnung, wie sie seit der Aufstellung der Ostertafel des skythischen Mönches Dionysius um 530 nach dem vorherigen Gebrauche der römischen Besteuerungsabschnitte besteht, kann ein Volk der Denker und Wissenschaftler nicht weiterbenützen, eine Verschiebung um mehrere Jahre aber würde ein großes Durcheinander geben. Schon aus diesem Grunde muß eine neue Zeitrechnung einsetzen.

Der Ausgang eines Großen Sonnenjahres muß in Inhalt und Reichweite ein gewaltiges und festliegendes Ereignis sein. Für unsere Zukunft kann das nur die welten- und zeitwendende nationalsozialistische Erhebung Anfang 1933 der bisherigen christlichen Zeitrechnung sein mit ihren grundlegenden Erkenntnissen und Maßnahmen auf rassen- und volkskundlichem, rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiete. Auch Italien zählt seine neue Zeitrechnung nach dem Beginn seiner Erhebung 1922. Die Goten begannen im Jahre 38 vor der christlichen Zeitrechnung eine eigene Ära, die die christliche Kirche später verbot.

Mit dem Jahre 1932 chr. Zr. schloß die römisch-jüdische Fremdherrschaft in Deutschland ab, nachdem diese fast 2000 Jahre hindurch sich ausgebreitet hatte, und mit dem Jahre 1933 chr. Zr. als dem Jahre 1 der NS.-Erhebung und -Zeitrechnung erfolgte der gewaltige

Umbruch der neuen Zeit, der nordischen Sendung und Wiedergeburt. Wir könnten den zurückliegenden Zeitabschnitt eines auf etwa 25920, rund 26000 Jahre berechneten Großen Sonnenjahres in der Geschichte auch durchgehend zählen, also mit dem Jahre 1932 chr. Zr. als dem letzten Jahre des vergangenen Großen Sonnenjahres, nämlich 25932 abschließen; dann hätten wir eine durchgehende Zählung schon bis zur Eiszeit zurück und bräuchten bei der immer mehr sich aufhellenden nordisch-germanischen Ur- und Frühgeschichte keine negativen Jahreszahlen zu verwenden. Die Kalenderverbesserung in Zeitrechnung, Monatsanfängen, Fest- und Lostagen dürfte eine der wichtigsten Aufgaben der völkischen Erhebung und Erneuerung sein. Allein schon aus Gründen der Neutralität dürfte der Staat den Kalender entkonfessionalisieren: die Zeitrechnung Adolf Hitlers!

Bei der Kreisförmigkeit des Tierkreises ist es ganz einerlei, wo der Einschnitt und Anfang des Großen Sonnenjahres gemacht wird. Zur Zeit tritt der Frühlingspunkt auf seiner ein Großes Sonnenjahr dauernden Umwanderung des Tierkreises ohnehin in ein neues Tierkreiszeichen ein, in das des Wassermanns, dem nach alter nordländisch-germanischer Berechnung der Eintritt des Winterpunktes, des Punktes der Wintersonnenwende in das ein Tierkreisviertel vorher liegende Zeichen des Skorpions oder, nach alter arischer Benennung, des Adlers, des Edel-Aars, also des Sinnbildes der Arier, entspricht. Das Sternbild des Wassermanns scheint übrigens auf dem einen skythischen Sinnbilder- (Kalender-) Ring vom Thorsberg-Moor durch ein geflügeltes Seepferd dargestellt zu sein („Germanen", 1938, 2, S. 40). Otto Hauser („Germanischer Glaube") und Herman Wirth („Aufgang der Menschheit") bringen Belege für solche Zeitrechnung bei den alten Germanen und ihren Vorfahren, dem nordischen Urvolke (vgl. Walter Schulz, „Germanen und Indogermanen"). Die Gleichstellung des Frühlingspunktes mit dem Widderzeichen des Tierkreises ist längst überholt, wo ja schon das ungefähr dem mit den Fischen sich zeichnenden christlichen Zeitalter entsprechende Tierkreiszeitalter der Fische zu Ende geht. Der Gebrauch von Tierkreisaltern und ihren Entsprechungen, wie der in der Edda beschriebenen Himmlischen Zahl der 432000 Einherier der Tore Walhallas, wie sie uns außer den vorstehend genannten Forschern auch Drews („Der Sternenhimmel") und Otto Sigfrid

Reuter („Das Rätsel der Edda" und „Germanische Himmelskunde") zeigen, hat bei den Germanen nur gestirnkundliche und zeitmessende Bedeutung, bei den alten Staaten des Morgenlandes und Mittelmeeres aber, die infolge Vermischung und unzureichender Fortpflanzung ihrer aus Germanien gekommenen nordischen Schöpfer wieder zerfallen sind, ward damit aus reiner nordischer Wissenschaft fremdrassischer Aberglaube. Darum müssen wir bei der Wiedererneuerung des germanischen Kalenderbrauchtums wieder auf den nordischen Urquell zurückgreifen und dürfen nicht aus dem Vorfluter morgenländisch-mittelmeerischer, fremdrassischer Einflüsse schöpfen.

Sternkundlich gilt der Eintritt der Sonne in ein anderes der 12 Tierkreiszeichen des Himmels (Tius, vgl. „Germanien", 1933, S. 210) oder Heime Walhallas im Jahreslauf als Monatsbeginn. In Wirklichkeit trägt dem unser bisheriger Kalender nicht mehr Rechnung; denn dieser Zeitpunkt ist durchschnittlich der 21. der jetzigen Monate. Bei dem Abstand von 90 Tagen von der Wintersonnenwende bis zur Frühjahrsgleiche verkürzt sich bei gleicher Monatlänge der Beginn vor das Ende des ersten Vierteljahres hin, bei dem Abstand von 94 Tagen von der Sommersonnenwende bis zur Herbstgleiche dehnt er sich hinter das Ende des dritten Vierteljahres aus. Auch die kommende Kalenderberichtigung wird dem wirklichen Monatsbeginn um den jetzigen 21. Rechnung tragen müssen, da sie sich auf wirkliche sternkundliche Grundlagen stützen und falsche Berechnungen und zeitliche Überholungen beseitigen muß. Schwierigkeiten entstünden dabei nicht; solche Beispiele aus letzter Zeit bieten die Kalenderverbesserungen der griechisch-katholischen Kirche im Jahre 1923 und der Türkei im Jahre 1927 durch eben solches Auslassen einer Anzahl Tage; der Wirtschaftshaushalt würde dabei sogar große Ersparnisse machen können.

Die bei unvollständiger Schalttagsberechnung und längerer Zeit immer wieder eintretende Verschiebung der Monatsanfänge kam in Island schließlich auf den 14. bisheriger Monatsrechnung zu liegen und wurde dann auf den 21. als Monatsanfang verbessert. Auch König Thorri hatte in Gotland eine gleiche Erneuerung durchgeführt. In Norwegen wurde (auf Anordnung König Hakons) der verschobene Jahresanfang vom 12. Januar auf Weihnachten zurück-

verlegt (Wolfgang Schultz, „Zeitrechnung und Weltordnung", 1924). In gleichem Sinne führten Papst Gregor XIII. auf Ersuchen und nach der Berechnung von Sternforschern später am 4. 10. 1582 und die Protestanten am 18. 2. 1700 die bisher gültige Berichtigung der Schalttagszeiten durch, indem sie 10 Kalendertage ausfallen ließen, worauf sich unsere jetzigen Monatsanfänge zurückleiten. So erfolgte eine nur ungenügende Verbesserung des Zustandes seit der ungenauen Kalandererneuerung der Schalttage durch den römischen Herrscher Julius Cäsar. Dieser, der sich übrigens wie bei der Verwaltungseinteilung Galliens gern germanischer Kenntnisse bediente, hatte im Jahre 46 vor der christlichen Zeitrechnung, also zu einer Zeit als er schon mit den Germanen in Kampf und damit in Fühlung stand, bei den Römern das Sonnenjahr an Stelle des Mondjahres eingeführt, dabei aber schon den Jahresbeginn zu spät angesetzt, da der als Anfang genommene Neumond nach der Wintersonnenwende 8 Tage nach dieser lag. Im 13. Jahrhundert chr. Zr. fielen aber wegen der unzulänglichen Schalttagsberechnung Cäsars und Augustus die wirklichen Sonnenwenden schon auf die Monatsmitte, auf die christlichen Heiligentage Lucia (13. 12.) und Veit (15. 6.), während die Monatsanfänge gegen die Mitte des kommenden Monats hin verschleppt waren.

Durch die gregorianische Kalenderverbesserung kamen die indessen mit der Erfahrung auf den kalendermäßigen Monatsanfang bezogenen Wetterregeln plötzlich mit einem Sprung von 10 Tagen auf den 11. des folgenden Monats zu liegen, während andererseits die sternkundlichen Monatswenden schon auf den 11. des vorhergehenden Monats vorgerückt waren. Wir haben somit in den Lostagen der Monatsanfänge eine Verschiebung und Zerstreuung von insgesamt einem Monat. Pastor („Deutsche Volksweisheit in Bauernsprüchen und Wetterregeln", 1934) hat die einzelnen Zeiten berechnet, in denen die Bauernregeln der mit christlichen Heiligen benannten Lostage auf diese zutrafen und dann unter deren Namen weiterhin beibehalten wurden.

Es ist nun eine selbstverständliche Forderung der notwendig kommenden Kalenderwiederherstellung, die Lostage mit ihren Bauernregeln und Volkstumsbräuchen auf die ihnen zustehenden Kalendertage zusammenzufassen und einzu-

ordnen, in erster Linie also auf die richtigen Monatsanfänge. Damit bekommt das Kalenderbrauchtum auch wieder seine volle innere Berechtigung. Wie das Weltenjahr oder Große Sonnenjahr für die Weltgeschichte, so ist das einfache Sonnenjahr das Maß der Zeitgeschichte und unseres Lebenslaufes und mit seinem Wechsel ein wesentlicher Beweggrund unseres Schaffens und Schauens und damit unserer Gesittung, deren volkskundlicher Unterbau dabei das Kalenderbrauchtum ist.

Die Wetterregeln der Lostage.

Die Wetterregeln sind an den Sonnenlauf, an die Jahreszeiten, also an den Sonnenkalender gebunden und vom Mondjahr und Mondlauf unabhängig. Sie sind bei ihrem hohen Alter, das durch den häufig noch erhaltenen Stabreim, durch ihr nicht nur gemeingermanisches, also vorchristliches, sondern vielfach auch gemeinarisches Vorkommen und wörtliches Übereinstimmen bei den indogermanischen Völkern Europas, so den keltischen und vor allem auch den slawischen Völkern (Yermoloff, „Der landwirtschaftliche Volkskalender", 1905) bezeugt ist, sind bei diesem ihrem hohen Alter ein Beweis dafür, daß das Sonnenjahr eine vorrömisch-germanische Einrichtung ist. Das Sonnenjahr ist notwendigerweise das Jahr des Bauern, die wetterkundlich-bäuerliche Jahres-Zeitrechnung, und für das nordische Urvolk der Urgermanen in der Steinzeit ist, abgesehen von den Brot- und Getreidefunden, durch den Pflug von Walle allein schon der Ackerbau bewiesen. Hamkens („Das Nordische Jahr", 1936) erklärt die Zeichnungen auf den steinzeitlichen Trommeln, die den Runenkalenderstäben gleichen, für Sonnenjahreskalender. Die Zeiten der Wettervorschau mußten in unseren Breitegraden Germaniens durch die Jahrtausende hindurch beim gleichen Sonnenlauf allgemein die gleichen bleiben, ihr auf Niederschläge und Wachstum bezüglicher Inhalt mußte sich aber mit dem Einsetzen der kälteren Witterung zu Beginn der Eisenzeit ändern. Seitdem jedoch muß ihr Wesen im großen ganzen unverändert geblieben sein, nur haben bei der geringen Wiedererwärmung in letzter Zeit manche Niederschlagsregeln ihre Strenge eingebüßt, wie z. B. die

Regel von dem Schneefall auf „Sankt Gallus" in den mehr ebenen Gebieten Deutschlands nicht mehr gilt.

Die Wetterregeln lassen wie Regeln überhaupt auch infolge der mannigfach verschiedenen Einwirkungen in der Wettergestaltung Ausnahmen zu, dürften aber, was bei der meist zur Entscheidung stehenden zwiefachen Möglichkeit des gegensätzlichen Wetters ohnehin erforderlich ist, nicht nur über die Hälfte zustimmender Erfahrung für sich buchen, sondern, wie nachstehende wissenschaftliche Beobachtungen besagen, meist auch zwei Drittel der zusagenden Fälle und damit eigentlich schon ein wissenschaftliches Gesetz ausmachen. An Wetterregeln werde ich vor allem solche heranziehen, die die wetterkundliche Bedeutung der Lostage und deren zeitliche Bestimmung sowie ihre Beziehung zum Kalenderbrauchtum aufweisen, so daß wir die Lostage und Wetterregeln auf diese Weise sichten und wieder erneuern, also ihrer Brauchbarkeit zuführen können. Nicht behandelt werden brauchen dabei die Bauernregeln für allgemeine von der Jahreszeit unabhängige Wettervorhersage, für die wetterkundliche Erkenntnis der allheitlichen Vor- und Anzeichen (z. B. „Abendrot Schönwetterbot', Morgenrot Schlechtwetterbot'") und des Verhaltens von Tieren und Pflanzen (so an Donar gemahnend der Haushahn, die rote Donnerschnepfe, der Donnerpuppe genannte Donner- oder Hirschkäfer usw.). Pastor (a. a. O., besonders S. 151 und 162—174), R. Henig, „Praktische Wetterregeln für jedermann" (1921, S. 38—42), Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wetter im Sprichwort" (1864, S. 54—56), Bruno Haldy, „Die deutschen Bauernregeln" (1923, S. 118—120 und 122—123), Winterwerber, „Wetterbuch" (1921, S. 57—59, 64—70, 74—76) und Nießen, „Rheinische Volksbotanik" 2 (S. 238—244) bringen solche Wetterregeln. Diese allgemeinen Wetterregeln für kurz- und langfristige Witterungsvorhersage, die auch allheitwissenschaftlich (z. B. durch das bei kommendem Regenwetter infolge Zunahme der Höhenfeuchtigkeit veranlaßte Niedrigerfliegen der Kerbtiere und damit der sie fangenden Tiere) begründet sind, will ich außer acht lassen und nur diejenigen der festliegenden Wetterscheiden behandeln.

Die Wetterregeln, die sich an bewegliche christliche Feste heften, sind selbverständlich unsinnig und unbrauchbar; soweit sie sich auf die ursprünglich festliegenden Feste beziehen, erhalten sie mit der Festlegung

dieser Feste wieder Sinn und werden auch entsprechend angeführt werden. Unsinnig und außer acht gelassen sind auch die Wetterregeln, die sich auf den Unterhaltungsbrauch beziehen, daß die 12 Tage der Julzeit oder wie beim Zwiebellosen die 12 Zwiebelschalen das einzelne Wetter der 12 Monate angeben würden. Sonst aber sind die alten Wetterregeln brauchbar und lassen sich wetter-, erd- und lebenskundlich erklären und begründen.

Die Jahreseinteilung.

Die sinnfälligste Einteilung des Jahres für Wetter und Arbeit sind die himmelskundlichen Zeitabschnitte der 4 Lichtwenden (Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen) und die 3 jahreszeitlichen, Frühling, Sommer- und Winterzeit, sowie ihre Verbindung und Unterteilung in 6, 8, 12 und 24. So haben wir denn auch in den Bauernregeln die witterungskundliche 6—7 Wochenrechnung und die Rechnung der 12 Monate, bzw. 6 Doppelmonate. Gerade bei den Germanen scheint die 12 Monatteilung, wie wir sie im alten Island finden und auf bronzezeitlichen Kalenderscheiben angedeutet sehen, in uralte Zeit zurückzugehen; dafür spricht auch das große Hundert (120) der Zwölferrechnung (Tolfrätt) und die neben der 8 Teilung des Tages (Eyktamal) einhergehende 12er-Teilung wie bei der für die Himmelsordnung abbildlichen Rechtseinrichtung der Schöffen, die nicht erst von Kaiser Karl stammt (s. meine Schrift „Die germanische Odalverfassung", 2. Aufl., 1934, S. 13/15). So steht dem rein rechenkundlichen Zehneraufbau des 100 die kalendermäßige Teilung des Jahres in 3 große Hundert der Jahreszeiten in der Nornendreiheit des Werdens, Waltens und Vergehens zum Wiedererstehen gegenüber, welche Zahlenbegriffe auch als Mond- und Sonnenhundert unterschieden werden. Die Einteilung des Jahres in 3 120 tägige Jahresdrittel mit den übrigen Schalttagen des Sonnenjahres finden wir schon für die germanische Bronzezeit bezeugt. (F. Röck in „Mannus" 21, 1929, S. 210 ff. und Spieß, „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur", S. 169.) Auch bei den heidnischen Isländern wird, wie Artur Drews (a. a. O. S. 90) betont, das Jahr in 12 Monate zu

30 Tagen mit 5 Schalttagen eingeteilt, worauf noch näher eingegangen wird.

Ebenso alt und häufig ist die Zusammenfassung zu Doppelmonaten, wie wir auch bei den arischen Indern 6 Jahreszeitnamen finden. Mit der Zusammensetzung des Doppelmonats aus dem großen oder Michelmond und dem kleinen oder Lützelmond ist zugleich der Ausgleich zwischen Mondjahr und Sonnenjahr bewirkt. So finden wir den Januar und Februar als großes und kleines Horn, den März und April als „das erst und ander Ackermonat" (Tegernseer Kalender), den Mai und Juni als „der erst und ander May", den Juli und August als „der erst und ander Augst" (d. h. Erntemonat), den September auch Haberaugst genannt, den September und Oktober als „der erst und ander Herbst(man)", den November und Dezember als „der erst und ander Winter(man)". (Karl Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen", 1869.) Wichtig für die ursprüngliche Lage und Bedeutung der Monatsanfänge ist die frühere Benennung der Monate nach den christlichen Heiligen der Lostage, wie wir sie besonders bei Fischart finden, so als vorausgehende Monate: Fabian- und Sebastianmonat oder Paulmonat (Januar), Märgenmonat (März), Marxmonat (April), Jacobmonat (Juli), Michelsmonat (September), oder als nachfolgende Monate: Kindelmonat (Januar), Brigidemonat (Februar), Wolfgangmonat (Oktober).

Aus den Mitteilungen Einhards („Das Leben Karls des Großen", Cap. 29) erhellt, daß vor diesem Kaiser deutsche und lateinische Monatsnamen gebraucht wurden (Weinhold, a. a. O. S. 5). „Für die Monate hatten die germanischen Völker eigene Bezeichnungen, die aber schon in vorchristlicher Zeit durch die römischen Monatsbezeichnungen verdrängt worden sind" (Przybyllok, „Unser Kalender in Vergangenheit und Zukunft", 1930). Unsere bisher gebräuchlichen lateinischen Monatsnamen sind für uns großenteils nichtssagend, ja widersinnig; so benennen sich Juli und August nach germanenfeindlichen römischen Kaisern und von September ab stimmen sie überhaupt nicht mit dem zahlenmäßigen Stande der Monate überein: September d. h. der 7. Monat, ist aber der 9., wird also teils als 7ber oder nach seinem wirklichen Stande als 9. geschrieben. Diesem Übelstand durch Einführung deutscher Monatsnamen abzuhelfen, ist nicht nur notwendig, son-

dern auch vom Reichsinnenminister in Angriff genommen und angesagt, nachdem schon einige Behörden wie das Reichsernährungsministerium die von Hermann Löns vorgeschlagenen, zum größten Teil alten germanischen Monatsnamen verwandt hatten. Da also die amtliche Einführung der deutschen Monatsnamen noch nicht erfolgt ist, gebrauche ich weiterhin für die bisherige Stellung der Monate im Kalender die lateinischen und für die notwendige verbesserte, vom bisherigen 21. des Monats ab rechnende Stellung die erwähnten deutschen Monatsnamen.

Die Monatsanfänge und Wetterscheiden sind die eigentlichen germanischen Festtage. Das erkennen wir auch aus den christlichen Verboten. Burkhard von Worms schreibt: „Die Zeiten beobachtet man, wenn man sagt: Heute ist Frühlingsanfang und daher ist Festtag, und hinwiederum: Es ist der letzte .... Die Jahre verehrt man, indem man am 1. Januar sagt: Heute ist Neujahr .... Solcher Aberglaube muß fern sein von den Christen." Das Konzil von Trier 1310 nimmt Anstoß an „dem Januarsanfang, den Anfängen der Monate, den Monatstagen, der abergläubischen Beobachtung des Mond-, Sonnen- und Sternenlaufs ..., an den genannten Tagen oder Zeiten die Tische in den Häusern mit Ampeln oder Lampen zu bereiten oder durch Gassen oder Straßen Reihentänze mit Gesängen zu halten". Aber in Sankt Gallen wurden noch an jedem Monatsersten die germanischen Liebesmähler begangen (Mackensen: „Volkskunde der deutschen Frühzeit", 1937, S. 85).

Der Jahresbeginn.

Der Jahresbeginn in der Allheit ist die Wintersonnenwende. Der im Julmond zutage getretene Stillstand der Allheit läßt nach mit der Wintersonnenwende und ihren 12 heiligen Nächten des Sonnenstillstandes, zu deren Ende die Sonne wieder das altgermanische Maß eines Hahnenschrittes vorschreitet. Die Pflanzensporen schwärmen und der Stoffwechsel der Pflanzen beginnt sich wieder zu regen. Das „Horen", das Zeugen und Keimen in der Allheit, setzt allmählich wieder ein, und davon heißt der Hartung oder Eismond (Januar) Horn, als Michelmonat, wie erwähnt, der große Horn oder der große Horning genannt gegenüber

dem lützeln Horn oder Hornung (Februar). Als Monat der Wendezeit entspricht er auch dem Horn als Sinnbild der Umkehr, der Wende und Drehung, und so finden wir in alten Kalendern auch die Monate der Sommersonnenwende als Horne bezeichnet. Horen und Parken heißen bei den Germanien entstammten Latinern und Hellenen sinnbildlich die Nornen, die weisen Frauen, die Geburtshelferinnen, die Walküren. Die drei Horen erscheinen auch als Jahreszeiten selber, christlich zur Heiligen Gertrud usw. umbenannt. (Schultz: „Zeitrechnung und Weltordnung", S. 225.) Der Ur-Bogen der Ur-Rune ist das Zeichen der Wende, des Vergehens zum Neuerstehen, wie der Selblaut U, woraus das W geworden ist, selbst (vgl. meine Schriften „Lebende Runen" und den Abschnitt „Runenkunde" in „Neue Grundlagen der Rassenforschung"); der Ur-Bogen ist auch gleicher Gestalt wie Sonnenuhren und Kalendersteine.

Das Wort Kalender ist germanisch-arischer Herkunft, gleichen Wortstammes mit Jul, dem Wenderad, das für den Jahreslauf sinnbildlich ist und damit für die Wintersonnenwende, die slawisch denn auch Koleda heißt; es ist gleichen Wortstammes mit slawisch Kolo = Rad, lateinisch Colus = Spindel und Columma = Säule sowie mit goljan, wie noch in Nachtigall, Galder (Festessen, „Opfer"), für die Weihebräuche der Jahres- und Monatswenden (skandinavisch kalla, griechisch kalein, lateinisch Calendi für die Monatsanfänge, polnisch Kolenda für die Weihnachtslieder und -geschenke), wie denn auch noch die Gilden als Gemeinschaften für die Brauchtumsfeiern des Jahreslaufs sich darnach benennen (vielleicht hängt auch der frühere Kalanderorden damit zusammen). In den steinzeitlichen Gelt- und Gollensteinen Südwestdeutschlands, in den Kalandern der Wäschemangel und im griechischen Kylindros (daraus Zylinder geworden) haben wir noch Wort und Gestalt der Kalendersteine zur Berechnung des Sonnenlaufes. (Vgl. meine Schrift „Der germanische Glaube als Träger des Rechts und der Wissenschaft, des Bauerntums und der Rassezucht", 1933, S. 11.)

Die Zeit der Winterwende, die Vorjulzeit, wo das Jahresrad zum Stehen kommt und dann wieder umgedreht wird, feierten die Hellenen ähnlich der germanischen Julzeitruhe und den stillen Wochen als die Halkyon- oder Alkyon-Zeit, so durch Vermeidung von Hochzeiten, entsprechend dem Allheitsstillstand in Keim und Wachstum; nur diese Al-

kyone, die den Alken gleichbenannten Eisvögel, brüten zu dieser Zeit. Sie waren vermutlich Sinnbild der Jahreszwillinge, die bei den Wandalen den Namen Alken tragen. Den beiden Alken scheinen die zwei Rosse Stephans (Arndt, „Nordische Volkskunde"), also der Wintersonnenwende zu entsprechen. Da um die Wintersonnenwende der Saft am meisten aus den Bäumen zurückgezogen ist, so ist da im bäuerlichen Brauche die günstigste Zeit, um Bau- und Werkholz zu fällen, wobei auch der abnehmende und Neumond günstig hinzutritt, weil erfahrungsgemäß beim abnehmenden Monde der Saft niedergeht und beim zunehmenden steigt und Forschungen zufolge die Säftebildung bei Mondzunahme überhaupt angeregt wird, was auch für den Aderlaß verwertet wird. „Wer sein Holz um Weihnachten fällt, dem sein Gebäude zehnfach hält", sagt ein Bauernspruch und die Edda mahnt: „Den Baum fäll' im Winter"! („im Winde" ist offensichtlich eine unrichtige Auslegung).

Die Wende der Wintersonne erscheint in den Bauernsprüchen von Sankt Lucia ab, wie schon erwähnt, die ganzen folgenden Heiligentage der Wetterregeln hindurch und läßt mit diesem gemeinsamen Gedanken der Lichtwende diese ganzen Heiligentage mit ihren verschobenen und verteilten Wettersprüchen als einheitlichen Lostag der Wintersonnenwende, also den 21. Dezember bisheriger Kalenderrechnung zusammenfassen und festlegen. Der Luzientag galt bis ins 14. Jahrhundert als der kürzeste Tag (Sartori, „Sitte und Brauch", 1910 bis 1914, III, „Zeiten und Feste des Jahres", S. 20); zu jener Zeit war die Kalenderverschiebung der Wintersonnenwende bis zu diesem Tag vorgerückt. So heißt es: „Sankt Luzen, die tut den Tag stutzen" für den 13. 12. und gleicherweise „Thomas dreht den Seiger um" für den 21. 12. Die Gleichsinnigkeit und Zusammengehörigkeit von Julfest und Jahresbeginn in der volkskundlichen Zeitrechnung ergibt sich auch aus der deutschböhmischen Bezeichnung „alter heiliger Abend" für den Altjahresabend des Neujahrs. In einem Schreiben an Bonifatius verbietet Papst Zacharias im Jahre 742 dieses heidnisch-deutsche Neujahrsfest. Noch im 15. Jahrhundert wurde das Jahr mit dem Weihnachtsfest begonnen. Der christliche Geschichtsschreiber Beda schreibt: „Die Angeln begannen das Jahr mit der heiligen Mütternacht." In der Schweiz bringt am Weihnachtsabend nicht das „Christkind", sondern das „Neujahrskind"

die Geschenke (Beetz, „Der Bauer und sein Volkstum im Lebenslauf und Jahresring", 1931, S. 27) und im Böhmerwald bringt sie das „Goldene Roß", offenbar also das Sonnenroß („Germanien", 1938, 11, S. 360.)

Zum Wiederbeginn der Jahresrechnung nach der Wintersonnenwende und im Sinne dieser meiner Verbesserungsvorschläge für den Kalender, wie ich sie schon in meiner Schrift „Der germanische Glaube" (1933) und in vorherigen Abhandlungen vortrug, schreibt Pastor (a. a. O. S. 61): „Die Einführung dieses Jahres ist, seiner inneren Folgerichtigkeit wegen, wahrscheinlich nur noch eine Frage der Zeit. Vielleicht wird man dann später auch einmal das Kalenderjahr wieder nach dem natürlichen Sonnenjahre richten, es also mit Wintersonnenwende beginnen lassen, wobei dann allerdings auch die Spanne zwischen Sonnenwende und Christtag zu beseitigen wäre."

Die Wetterkunde dieses Lostags der Wintersonnenwende ergibt sich im wesentlichen aus folgenden Sprüchen sowohl für den folgenden Monat als auch für weitere Vorausberechnung: „Weihnachten im Schnee, Ostern im Klee." „Weiße Weihnachten — grüne Ostern; grüne Weihnachten — weiße Ostern." „Finstre Mette, lichte Scheune; helle Mette, dunkle Scheune." „Weihnachten hell und klar, folgt ein gesegnet Jahr." „Helle Weihnachten, schwere Garben" (englisch). „Hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst du zu Ostern Sträuße schneiden." „Wenn Weihnachten flockt und stürmt auf allen Wegen, das bringt den Feldern vielen Segen." „Weihnachten kalt mit Schnee bringt Frucht auf jeder Höh'." „Sind Weihnachten die Bäume weiß von Schnee, sind sie im Frühjahr weiß von Blüten." „Windige Weihnacht verspricht reichen Obstsegen." „Wenn in den Zwölften (und in der Vorweihnachtszeit) der Wind stark geht, gibt es viel Obst." „Scheint die Sonne zum Julfest (Neujahr) hell und klar, so hofft man auf ein fruchtbares Jahr." „Dreikönigstag ohne Eis, drei Eismänner weiß." „Die drei Könige bauen eine Brücke oder brechen eine." „Ist Weihnachten kalt, kommt der Winter hart und der Frühling bald." Das ist die Wettervorschau der Wintersonnwendzeit, die sinngemäß in ihrer Umkehrung lautet: „Weihnachten feucht und naß leert Speicher und Faß."

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus schreibt der Wetterforscher

R. Henig („Praktische Wetterregeln für jedermann", S. 42) zur Sonnwendzeit der heiligen Zwölften, daß „tatsächlich ungefähr um diese Jahreszeit die Winterstürme am häufigsten aufzutreten pflegen" und daß „in der Zeit um Ende Dezember oder Anfang Jänner sich der Charakter des beginnenden Wetters zumeist auszuprägen beginnt: gelangt in dieser Zeit schärfere Kälte von ruhigem, beständigem Charakter zur Ausbildung, so wird der Winter vorwiegend streng werden; kommt jedoch ausgesprochenes mildes Wetter und vielleicht regnerisches Wetter zur Herrschaft, so dürfte der größere Teil des Winters unruhiges Tauwetter bringen. Diese Regel gilt nicht ohne Ausnahme, aber doch in zahlreichen Fällen. Entscheidend sind vor allem die letzten Tage der heiligen Zwölften". „Diese Regeln, die natürlich nicht unbedingt wörtlich zu nehmen sind, geben die durchaus zutreffende Tatsache wieder, daß auf eine langdauernde, milde Herbstwitterung („Grüne Weihnachten") zumeist auch ein langer und später Winter („weiße Ostern") folgt" (S. 51). „Umgekehrt pflegt auf einen strengen Frühwinter meist auch ein frühes Aufhören der Kälte und ein milder Nachwinter zu kommen" (S. 52). Während die zunehmenden Nächte vor der Wintersonnenwende meist noch gelindes Wetter haben, gilt dagegen der Spruch: „Wenn die Tage beginnen zu langen, kommt der Winter erst gegangen." So ist die Lichtzunahme der Trost und Ausgleich für die zunehmende Winterkälte, wie umgekehrt die zunehmende Erntepracht und Wärme der Trost und Ausgleich für die abnehmenden Tage nach der Sommersonnenwende. Auf solche Weise findet das Kalenderbrauchtum den Ausgleich gegenüber Unbilden der Allheit, was auch von den ganzen Feiern der Winterzeit gilt.

Der Hartung.

Das Wetter der Wintersonnenwende wird als kennzeichnend für das Wetter des ganzen Hartungs betrachtet. „Wenn das Julkind (Christkind) Regen weint, 4 Wochen keine Sonne scheint." „Hat das Julkindlein (Unschuldige Kindlein 28. 12.) kalt, so weicht der Frost noch nicht so bald." Da der Hartung als Jahreswende und -beginn für das Wetter des weiteren Jahres sprechen soll, heißt er gleich dem Julmond auch Las- (Los-) mant. In diesem Sinne gelten die folgenden

Wetterregeln: „Ein schöner kalter Hartung gar bringt uns ein gutes Jahr.“ „Wie der Hartung, so der Heuert.“ „Viel Schnee, viel Heu.“ „Schneejahr, reich Jahr.“ „Ist der Hartung hell und weiß, wird der Sommer sicher heiß.“ „Hat der Hartung Nebel und Quark, wird die Nässe im Frühjahr stark.“ „Nebel im Hartung bringen nassen Frühling.“ „Regen im Hartung schafft doppelte Keime, aber nur halbe Frucht für die Feime“ (Eicheln und Bucheln für Schweinemast). „Hartung Schnee zu Hauf, Bauer halt' den Sack auf.“ „Im Hartung viel Reif ohne Schnee (Im Hartung viel Regen, wenig Schnee) tut Bäumen, Bergen und Tälern weh.“ „Auf trocknen, kalten Hartung folgt viel Schnee im Hornung.“ „Hartung hart und rauh nützt dem Getreidebau.“ „Ist der Hartung frostig kalt, lockt uns bald der grüne Wald.“ „Ist im Hartung (Eismond) dick das Eis, gibt's im Mai ein üppig Reis.“ „Je frostiger der Hartung war, je freudiger das ganze Jahr.“ „Hartung warm, daß Gott erbarm'.“ „Wenn im Hartung der Südwind brüllt, werden die Friedhöfe schnell gefüllt.“ „Wenn der Hartung viel Regen bringt, werden die Gottesäcker gedüngt.“ „Wenn das Gras im Hartung wächst, wächst das ganze Jahr es schlecht; wächst die Frucht auf dem Feld, wird sie teuer in aller Welt.“ „Nasse Jäger, trockene Fischer.“ „Wenn's im Hartung donnert über'm Feld, so kommt später große Kält'.“ „Lenz im Hartung, fürcht' ich Hartung im Lenzing“, sagt die englische wie die deutsche Bauernregel (Reinsberg-Düringsfeld: „Das Wetter im Sprichwort“, 1864). „Diese Regeln beruhen auf der Erkenntnis, daß ein zu milder und überdies regenreicher Januar die Vegetation allzuzeitig zur Entwicklung bringt, was in keinem Falle erwünscht ist, da die unvermeidlichen Fröste im Spätwinter und Frühjahr alsdann großen Schaden stiften können. Dagegen ist viel Schnee im Winter vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt aus erwünscht, da er das Erdreich vor Kälte schützt und später beim Abschmelzen dem Boden reichlich Feuchtigkeit zuführt, so daß Gras und Getreide kräftig sich entwickeln können“ (Henig a. a. O.).

Der Hartung soll also, wie sein Name besagt, hart gefroren, klar und kalt sein. Nach dem Eis und Schnee benannt, erscheinen die Monate von November bis Januar als Hartmonat, am meisten aber doch der Januar, so im 14. Jahrhundert (Hartmond, Hartman). Im Breslauer Monatgedicht heißt er der herten Horne. Sein norwegischer Name Torre und sein schwedischer Name Thorre, Thorrmonad, entspricht dem isländ-

dischen Thorri und bedeutet wohl nicht so sehr den Monat Thors als vielmehr den trockenen, also hart gefrorenen Monat im gleichen Sinne wie Hartung. (Karl Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen").

Die freilebenden Tiere stecken zu dieser Zeit noch ganz im Banne der Kälte und des Eises und zeigen mit vorzeitigem Freudegebaren eine verfrühte, aber nicht nachhaltige Wärmewitterung mit folgendem, um so stärker wirkendem Kälterückschlag an. Davon sagen die Bauernregeln: „Vor Lichtmeß Lerchensang, macht mich um den Lenz gar bang." „Solange die Lerche vor Lichtmeß singt, solange ihr nachher die Stimme verklingt (kein Lied gelingt)." „Tanzen im Hartung lustig die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken." „Im Hartung ist besser ein Wolf auf dem Mist als eine Mücke." „Wenn der Maulwurf wirft im Hartung auf, währt der Winter bis zum Wonnemond herauf."

Des Jahresanfangs Brauchtum.

Wie mit der Jahreswende das Pflanzenwachstum nach dem vorherigen Ruhen allmählich wieder einsetzt und Sporen schwärmen, so beginnen andere Tiere, die nicht Winterschlaf halten, wieder mit regerer Tätigkeit. Der Hahn, dessen Krähen gegen die Wintersonnenwende hin allmählich nachließ, setzt mit dem neuen Jahre wieder mit Krähen ein, wie auch die Hühner im warmen Stalle bald wieder anfangen Eier zu legen. Deswegen erscheint er als Piephahn gleich der Henne auch im Julbrauchtum, wie ununterbrochen bisher noch im Fläming. Er ist also nicht nur der Künder des neuen Tages, der „Kuckuck des Saales" nach eddischer Benennung und den Kuckucksuhren entsprechend, sondern gleich dem Kuckuck als dem Herold des Frühlings ist er auch der Herold, der Künder des neuen Jahres. Mit dem Maß seines stolzen, gemessenen Schrittes leitet er, wie erwähnt, das neue Jahr ein: „Am Hohen Neujahr sind die Tage um einen Hahnenschritt länger geworden", sagt das englische wie das deutsche Sprichwort. Wie Tag und Jahr, so kündet er durch sein Krähen auch das Wetter an. So heißt es z. B.: „Kräht der Hahn auf dem Mist, das Wetter im Wechsel ist, kräht der Hahn auf dem Hühnerhaus, hält das Wetter die Woche aus." Schlechter Witz hat dann in Verachtung der Bauernregeln den Spruch umgeformt:

Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert sich's Wetter oder bleibt, wie es ist. Treffend aber kennzeichnet ihn eine wahre Bauernregel: „Der Hahn ist des Bauern Uhr und Kalender." So steht er auch als Wetterhahn der Winde auf dem Dach und Turm, auf der Spitze des Weihnachtsbaums (Lauffer, „Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch", 1934, S. 45) und auf der Spitze des Weltenbaums. Wetterhahn heißt auch die Pflanze Sauer-, Kuckucks- oder Hahnenklee oder -brot.

Der Grundzug im Brauchtum des Jahresanfangs, dessen Vorspiel schon die Vorjulzeit des Julmonds durchzieht und dessen Höhe mit dem Heiligen Abend des Julfestes einsetzt und mit dem Ende der 12 heiligen Nächte der Julzeit verklingt, ist die Wende der Sonnenbahn zum Wiederanstieg, die Wende von der sich verkleinernden zur wieder wachsenden Spierel (Wendel) des Sonnenlaufs. Darum ist neben dem Wenderad die einfache und die doppelte Spierel ⊚ ⊚ das Abbild der Sonnenwende und der Wende überhaupt sowie der Sonnenbahn, desgleichen auch die doppelte Sonne als die beschriebene Odal-Rune ᛟ, wie sie im Fudork der Brunnweiler Jahrbücher erscheint, und die andere Odal-Rune oder Odalschleife ᛟ im Sinne der Sonnwendschleife. Diese und überhaupt solche Weihezeichen und Runen werden auch als Weihegebäcke, als Gebildbrote an solchen Festtagen gebacken, so die Spierel als Schneckengebäck, die Odalschleife als Julbrot, das Pferd mit der Odal-Rune im Jahreskuchen- oder Waffeleisen, gerade Jahreskuchen zeigen Jahrzeichen, so in Menschengestalt aus senkrecht geteilten Kreisen, also Jahresrunen. Überhaupt erscheinen die verschiedenen Arten des Rades und Ringes als festtägliche Gebildbrote, so das 4speichige Rad als Kringel oder Stiegelbrot, das 8speichige Rad des Eyktamals, das 6speichige Rad der Hagalrunenform, das Horn, der Ur-Bogen und das Wende- oder Hakenkreuz. Sinnbildlich werden darum auch an den Festen der Sonnenwende und des Sonnenaufstiegs im Frühling brennende Scheiben und Räder geworfen und zu Tale gerollt.

Nicht nur den Kindern und Erwachsenen dient die Bescherung, die Julgabe, wie sie vom heidnischen Island und darum als altgermanischer Brauch noch überliefert ist, sondern auch die Tiere bekamen ihr Teil davon bei der dem nordischen Menschen eigenen Tierliebe, ja Tier-

achtung, wie sie so schön aus dem gemeinsamen Dach für Mensch und Tier im niedersächsischen Bauernhaus spricht. Sagt doch auch der germanische Bauer mancherorts noch den Tod eines Angehörigen im Hause auch dem Vieh an, das, wie die Begleittiere Pferd und Hund besonders, Treue und Verständnis für seelische Empfindungen offenbart. Die Zähmung und Zucht des Hundes und unserer Milch- und Ackertiere verdanken wir dem nordischen Bauer unserer germanischen Lande in der mittleren Steinzeit. Auch das neue Jahr wird zum Zeichen der Verbundenheit von Blut und Boden den Haustieren und Hausbäumen angesagt. Der Frau Holda geweihte Holunder beim Hause wird als Frau Elhorn angesprochen. Beim Umgang eines Jahres- und Lebensfestes im Hause werden alle Tiere und Pflanzen besucht. An Festtagen bekommen noch die Haustiere ganz besonders gute Fütterung, an Weihnachten neunerlei Futter (Sartori III, S. 29); zu Neujahr erhält jedes Stück Vieh ein Stück Kuchen (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr der germanischen Völker", 2. Aufl. 1898). Am Heiligen Abend wird das Tischtuch mit den Resten unter einen Baum ausgeleert (Marzell, „Die Pflanzen im deutschen Volksleben", 1925, S. 79).

Aber auch an die Zweige der Bäume im Freien hängt man für die freilebenden Tiere Obst und Kuchen (Sartori III, S. 34). Getreideähren steckt man auch auf den Gartenzaun. Im gleichen Sinne konnten diese Tiere von den Gebäcken an dem im Freien aufgestellten weihnachtlichen Gabenbaum genießen, der älteren Form des Weihnachtsbaumes. Die zu Ende der Getreideernte auf dem Felde als Roggenmuhme, als geistiges Sinnbild des guten Schutzgeistes des Getreidefeldes, stehenbleibenden Halme dienten im Winter gleichfalls Vögeln und Wild zur Nahrung, ja zu Weihnachten wird in Schwaben und Schweden noch eine besondere Julgarbe vor die Tür und bei Göttingen Futter ins Freie gestellt (Stubenvoll, „Heidentum im Christentum"; Mogk, „Die deutschen Sitten und Bräuche", 1921, S. 57/58 und Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 462). So wurde vielerort und vielerart für die Tiere gesorgt (Sepp, „Die Religion der alten Deutschen", 1890, S. 4) und diese Bräuche verdienen aus Gründen der Volkskunde und des Allheit- (Natur-) schutzes wieder verallgemeinert zu werden. Sogar den feindlichen Fuchs füttert man aus Tierliebe mit den Resten des Abendessens am Heiligen Abend (Sartori III, S. 29). Unsere Jagd- und

Tierschutzgesetze haben in ihrer Fürsorge für die Tiere eigentlich nur wieder auf die Verhältnisse des altgermanischen Volkstums zurückgegriffen. Den Tieren zu helfen diente in der Auswirkung und darum der Erfahrung entsprechend offenbar auch in der Absicht der Brauch, Abfälle und Gebäcke als Brotsamen und als Säekuchen in den Garten und aufs Feld zu streuen. Davon kommt unser Ausdruck Brosamen für die Abfallspende. So ist dieser Brauch wie alles germanische Brauchtum Liebes-, Nutz- und Wissenschaftsbrauch: den Schädlinge vertilgenden Tieren wird im Winter durch Fütterung und Brotsamen geholfen, sie aber werden gerettet für ihre landwirtschaftliche Nützlichkeit im Sommer, und damit bringt der Säekuchen und Brotsamen in der Tat reichlich Ernte.

Das Aufstreichen von Anken oder Butter auf Weihesteine (Herrmann, „Das altgermanische Priesterwesen", 1929, S. 54) schützte wie heute wieder das Schafsfett (Lanolin), das gleich der Seife von den Germanen erfunden wurde („Germanenerbe", 1936, 3, S. 88), vor Verwitterung, was von dem Denkmalschutz besonders beachtet und geübt werden sollte. Das Umwickeln der Brunnen mit Stroh wird heute noch zum Schutze gegen Gefrieren angewandt. Das Umbinden von Strohseilen und Bast um die Rinde hielt Ungeziefer und Kälte ab (vgl. Nießen 2, S. 186) und soll mit fettigem und teigigem Stroh vom Schlachten oder Weihnachtsgebäck her geschehen. (Marzell, „Volksbotanik", S. 120; Stonner, „Die deutsche Volksseele", S. 77/78.) Insbesondere werden Eier legende Schmetterlinge dadurch abgehalten. (Jahn, „Die deutschen Opfergebräuche" 1884, S. 217). Das Niederbiegen von Zweigen in der Wintersonnenwende und das längere Niederhalten hatte, wie heute noch beim Zwergobst, eine größere Fruchtbarkeit zur Folge (Perger, „Deutsche Pflanzensagen". 1864, S. 23.) Daß dabei der Baum umgangen wird und Apfelbäume als Träger der sonnensinnbildlichen Früchte besungen werden, daß man, beim heutigen Landvolk wenigstens, sich vom Brotsamen geheimnisvolle Blüten verspricht, solche Überlieferungen waren und sind nicht nur feierlich und sinnig, sondern auch gut und vielleicht auch notwendig, damit solcherlei sich auswirkende Nutz- und Wissenschaftsbräuche des Pflanzenbaues geschützt, geheiligt, heil gelassen und auch über wechselvolle Zeiten hinweggerettet werden. Die Vögel und das Wild haben früher so wenig wie

heute, wenn sie Futter verzehrten, das die beobachtungsscharfen nordischen Bauern Germaniens hingestellt und ausgelegt hatten, darnach gefragt, ob nicht Theologen und Philologen das als germanisches Fruchtbarkeitsopfer für die Dämonen erklären würden. Dämonie und Fruchtbarkeitszauber gab es bei den Germanen nicht, denn den Dämonen- und Gespensterglauben, den Medizinmannzauber und die Wiedergängerei brachte das Christentum aus dem Morgenlande und aus Etrurien und dem römischen Reich; solcher Glaube ist dem nordischen Menschen fremd und konnte nur bei den fremdrassischen lappisch-mongolischen Völkern gedeihen, in Germanien aber erst unter dem Wirken des Christentums mit seinen Lehren vom Teufel und den Teufelaustreibungen, von den fleischlichen Versuchungen des Teufels und vom fleischlichen Auferstehen der Toten. Alfred Rosenberg („Der Mythus des 20. Jahrhunderts" und „Wider die Dunkelmänner unserer Zeit") und Bernhard Kummer („Mitgards Untergang") weisen das einwandfrei nach. Das germanische Brauchtum ist religiös gekleidete Naturwissenschaft. Ich führte dies schon in meiner Schrift „Der germanische Glaube" aus, in der ich die rassenseelenkundliche Begründung der Brauchtums- und Volkstumskunde darlegte und vervollständige die Beweise in der vorliegenden Schrift, wie sie seit 1935 schon verschiedenen einschlägigen Dienststellen vorlag, so der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde und dem Stabsamt des Reichsbauernführers (Hauptabteilung für Brauchtum usw., deren Stabsleiter ich in der Aufbauzeit war). Es ist darum notwendig, unser Brauchtum richtig zu erforschen, aufzuzeigen und neu zu gestalten, soweit es die neue Zeit bedarf. Wir bräuchten deshalb ein Reichs-Kalender- und Brauchtumsamt, das diese Aufgabe unseres kulturellen Aufbaues durchführt. Zwanglos und sinnvoll können wir alles germanische Brauchtum erklären als landwirtschaftliches, witterungskundliches und heilkundliches Brauchtum, als Los- und Unterhaltungsbrauchtum, als Sinnbilder- und Erinnerungsbrauchtum (s. meine Schrift „Lebende Runen"), als Mahnungs- und Erziehungsbrauchtum (besonders zur Abhaltung der Kinder vor Getreideschaden und Wasser- und Feuersgefahr), als Weihe- und Wunschbrauchtum (wie das Minnetrinken), als Rechts- und Verwaltungsbrauchtum (wie Thing- und Odalverfassung), als Ahnendienst- und Rassezuchtbrauchtum (wie Freite und Wallburgenbrauch).

Zu seiner Erneuerung bedarf das germanische Brauchtum aber auch notwendigerweise des gesetzlichen Schutzes, wie er in der nationalsozialistischen Rechtsgestaltung vorgesehen ist. Ein solches „Gesetz zum Schutze des deutschen Volkstums" müßte darum folgendes sichern und verordnen: „Das deutsche Volkstum ist lebendiger Träger nationalsozialistischer Weltanschauung und beruht als Äußerung der Volksseele auf dem Blute des deutschen Volkes. Der Staat und die NSDAP. haben daher für die Pflege des deutschen Volkstums Sorge zu tragen. Den Grundstock des deutschen Volkes und seiner Volksverbundenheit und Blutsgemeinschaft bildet nach Abstammung und Ausdehnung die nordische Rasse. Schädigung und Verächtlichmachung der nordischen Rasse und der deutschen Bevölkerungspolitik ist strafbar. Das deutsche Volkstum hat blutlich und geistesgeschichtlich seine Wurzeln in der nordisch-germanischen Gesittung, die sich auf Grund der wissenschaftlichen Forschung als vorbildlich hochstehend erwiesen hat. Strafbar ist die Schädigung und Verächtlichmachung der germanischen Gesittung und ihrer nordischen Vorläufer in der Früh- und Urgeschichte sowie die ohne zwingende Beweisführung erfolgende Unterstellung dämonischer, fetischistischer und sonstiger herabziehender Beweggründe. In Sitten, Bräuchen und Sinnbildern lebt die hochstehende nordisch-germanische Gesittung noch fort. Diese unterstehen daher dem besonderen Schutze des Staates. Verwaltung, Rechtsprechung und Polizei haben für Sicherung und Entfaltung derselben Sorge zu tragen, soweit es ohne Gefährdung der Verkehrs- und Eigentumssicherheit möglich ist. Gemeinde- und Staatsbesitz ist nach Möglichkeit mit Plätzen, Räumen und Hilfsmitteln dienstbar zu machen. Strafbar ist die unnötige Behinderung, Verächtlichmachung und Schädigung nordisch-germanischer Sitten, Bräuche und Sinnbilder. Den Berufsständen, Gemeinden und landschaftlichen Verwaltungsgebieten stehen nähere Ausführungsbestimmungen im Sinne dieses Gesetzes zu. Den gleichen Schutz genießen altüberlieferte, gebräuchliche, wiedererschlossene sowie neuzuerrichtende Stätten, die der Ausübung oder Überlieferung dieser Sitten, Bräuche und Sinnbilder dienen. Schriften und sonstige Darstellungen, die gegen dieses Gesetz verstoßen, unterliegen der polizeilichen Beschlagnahme."

So wird das germanische Brauchtum wieder der Träger des

germanischen Volkstums. Solange dieses Brauchtum durch das nordische Blut getragen und durch germanisches Recht geschützt wird, ist es ihm trotz aller Verfolgungen und fälschenden Überdeckung, die wir schon am Widerspruch zur nordischen Seelenverfassung erkennen können, auch möglich, sich als ungeschriebene und immerwährende Wissenschaft zu erhalten. Es ist die Gelehrtheit des Volkes und darum höchste Bildung, das Lehrbuch des Bauerntums, nicht aber „primitives Geistesgut des Bauern". Dieses Brauchtum und seine Regeln wieder rein und ganz zu beleben und zu fördern, in Hausbrauch, Gemeinschaftsform und Feiergestaltung, muß darum zum Zwecke des Selbstschutzes und der Selbsterhaltung Aufgabe des nationalsozialistischen Staates sein. Diese Aufgabe durchführen zu helfen, ist Zweck der vorliegenden Schrift.

Die jährliche Pendeldrehung des Sternenhimmels im Jahreslauf der länglich-runden und geneigten Sonnenbahn wird in der Volkskunde einem Rad oder Hjul verglichen, das sich um die Himmels- oder Weltachse dreht. So finden wir die Bezeichnung Jul auch für die Sommersonnenwende: das Hulfest als Mittsommerfest und Jul als Name für die Monate der Sommersonnenwende in alten Kalendern. Die Weltachse heißt so auch Weltennagel (Weraldarnagli), Mühlen- oder Spindelstab, deren Spitze der Leit- oder Nordpolstern ist (O. S. Reuter). Um sie dreht sich der Hjolgaddsringr (Radnagelring, -kreis) und der Irmin-, Heer- oder Karl-, d. h. Mannenwagen und der kleine Wagen oder Quenna-, d. h. Frauenwagen sowie das Himmelsschiff oder Siebengestirn (Glucke). Noch grüßen zur Jahreswende die Sterndreher oder Sternsinger wie beim Lampenzug der Kinder an den Spätsommerabenden Sonne, Mond und Sterne und schließen mit den Worten: „So grüßen wir dich durch den Heerwagen, der durch den Himmel tut herumfahren", und Thor fährt nach altschwedischer Überlieferung im Karlswagen und hält das Siebengestirn in der Hand. In dem Gabenbaum, der nachstehend beschriebenen Weihnachtspyramide, haben wir das kreisende Abbild der Weltenachse. Auch der Nagel erscheint in diesem Sinne im Brauchtum, wenn ihn der Zimmermann in den Kopf des Firstgecks schlägt, verchristlicht als der Nagel, den der Pfarrer dem Kinde in der Kirche in den Kopf schlägt, wie man das unandächtige Kind beim Kirchgang warnt. Zur Wintersonnenwende wird ein Wagenrad als Sinnbild des Jahres-

kreislaufs an die Decke gehängt (Nießen 2, S. 167), wie auch allgemein ein Wagen- oder Steuerrad zur Beleuchtung verwandt wird. Das Spinnrad, die Jule, muß zur Wintersonnenwende sinnbildlich stehenbleiben. Bei den Iglauer Deutschen wird in der Wintersonnenwende noch wie zu Trundholm in der Bronzezeit der goldene Scheibenwagen gezogen („Germanenerbe", 1937, 1) und zu Neujahr wird in Bayern das Lebens- und Jahresrad (Lebradel, Jahrradel) getrieben („Völkischer Beobachter", Sd. Ausg. 30. 12. 1936).

Die Weltachse erscheint auch als Weltenbaum oder Yggdrasil (vgl. meine Schrift „Der germanische Glaube" S. 17, 18, 22, 63) mit dem Ziegen- oder Kapellastern als Spitze, wie die Turmspitze auf der christlichen Kapelle und auf dem Weihnachtsbaum, und mit der Irings- oder Milchstraße als Krone, an deren Zweigen auf dem Weltalldache Walhallas die Ziege Heidrun äst, wie auf den Erddächern Islands mit seinen angebauten Stubenhäusern wie die altgermanische Siedelung von Buch bei Berlin, von Donar im Orionsternbild in Begleitung der beiden Hundssterne oder Fackelträger (Kyndelbere) am Halfter geführt, wie das eine Kalenderhorn von Gallehus bei Tondern darstellt (Hauser, „Germanischer Glaube"). Die Weltensäule als Weltenachse hat ihr Abbild auch in der Gerichtssäule (Roland, Thiodut, Staupsäule, Pyramide, Stufenstein im Ring des Gerichts, vgl. „Die germanische Odalverfassung" S. 17, 18, 62) und in der gleichem weihetümlich-wissenschaftlichem Zwecke dienenden Sonnensäule im Sonnen- oder Solarhring der sternkundlichen Weihestätte. Als Abbild der Säule heißt der Weltenbaum auch Yrminsäule und zeigt nach der Edda die 3 Wurzeln und 3 Äste und damit die Gestalt der aus der dreiarmigen Lebensbaum- oder Man-Rune und ihrer Umkehrung, der Yr-Rune zusammengesetzten Irmin-Rune. In dem Namen Germanstein, wie der Ehrenbreitstein (breit, d. h. groß, großes Gericht) zu Koblenz für die Irminsäule (vgl. englisch Geormanleaf, Irminlaub für die Malve mit den irminrunenförmigen Blättern) tritt uns die Gleichung Irmin — Herman (Armin) — Germanen entgegen. Als Irminsäule, wie auf den Eggsternsteinen, den Sternsteinen des Eggegebirges im Teutoburger Wald mit seiner Hermanschlacht, zeigen die beiden abstehenden Äste die Süd-Nord-Richtung (Reuter, „Germanische Himmelskunde") und „tragen so gleichsam das Weltall". Ihr pflanzliches Abbild ist der junge Baum mit seinen beiden

Keimblättern und die Mistel. In dem Moorfund von Possendorf zeigt uns der Gerichtspfahl als menschengestaltetes Abbild der Weltensäule des Sonnenrechtes und der himmelsrechtlichen Ordnung noch die beiden wie bei der Man-Rune erhobenen Arme (s. Jörg Lechler, „5000 Jahre Deutschland", 1936). Die christlichen Bekehrer aber haben diese Thingsäulen, wie sie von den heidnischen germanisch-slawischen Bewohnern Ostdeutschlands als Stufensäulen beschrieben und benannt werden und die zum Teil auch sinnbildlich Köpfe der Stammesahnen wie der Rugiawit der Rugier (anderwärts Totemahnensäulen) oder die Himmelsrichtungen oder die drehende Nornendreiheit, wie die drei drehbaren Marien auf dem schlesischen Annaberg zeigen, diese Thingsäulen haben die christlichen Bekehrer in der Einsicht ihrer eigenen und ihrer Lehren geistigen Unterlegenheit als vorgebliche Götzenbilder bekämpft, zerstört oder umgewandelt. Bei den alten Gesittungen des Ostens und Südens, die bekanntlich von nordischen Menschen des Bevölkerungsüberschusses Germaniens gegründet und getragen waren, aber wurden diese Gerichtspfähle, Irminsäulen und Handgemale mit dem Vergehen der nordischen Rasse infolge unzulänglicher Fortpflanzung und der Rassenmischung zu Phallusbildern, Eichelsteinen und Hermen, wie sie die römische Besetzung auch nach Deutschland brachte (z. B. Mainz, Köln) und wie sie ihre wüstesten Ausartungen zeigen in der Tempelprostitution, in dem wieder freigelegten Pompeji und in den Ausgrabungen der Etrusker, welche neben den Juden das Muttervolk der christlichen Kirche sind (Grünwedel, Ilzhöfer, Rosenberg). Eine gewisse Geschichts- und Volkstums-„Forschung" in Deutschland erklärt in umgekehrtem Vorgang die germanischen Säulen und Wartttürme des altgermanischen Nachrichten-, Wege- und Ortungsnetzes (wie sie Wilhelm Teudt, „Germanische Heiligtümer" beschreibt) als Phallusbilder und erklärt den Namen des die Firstsäule des Ansdaches tragenden Balkens oder Ansbaums als ursprünglichen Namen und Sinn der Gottheit und ihrer nordischen Sinn- und Ebenbilder, der Asen oder Ansen selber. Wie die jüdische Psychoanalyse aus arteigener Rassenseele alles bewußte und unterbewußte Handeln aus einem niederen Geschlechtstriebe erklärte, so schreiben die Theologen und Professoren unserer Zeit den alten Germanen und ihren Ahnen, dem nordischen Urvolke der Steinzeit, in allem Tun Dämonenhandeln zu, vielleicht weil sie selber zu normhaftem und

höherem Denken schon viel zu verbildet und verzogen sind. Sie geben sich als derartige Gedankenschöpfer damit selber als minderwertig zu erkennen, wenn sie so einfach erklärliche und wissenschaftlich einleuchtende Handlungen und Bräuche, wie ich sie hier (und in meinen früheren Büchern, so „Der germanische Glaube") als neuartige, rassenkundliche Erforschung schildere, mit allen möglichen niederrassischen Beweggründen unterbauen, Beweggründe, wie sie bei Unkenntnis und Unverständnis höherer Bestimmung heute Neger- und Mongolenvölker in Verzerrung volkskundlicher Reste einstiger nordrassischer Beeinflussung äußern, wie sie aber aus rassenseelischen Gründen in früherer Zeit so wenig wie heute bei der nordischen Rasse möglich sind. Bei Negern u. dgl. können jene Reste sehr wohl gesunkenes Gesittungsgut einstigen nordischen Einflusses sein, nicht aber ist das Brauchtum des germanischen Bauerntums gesunkenes Gesittungsgut kirchlich-römisch-feudaler und „gelehrter" Herkunft oder primitives Gemeinschaftsgut mit Negern usw. zusammen, wie es die bisherige Volkskunde wahrhaben will (Naumann, „Primitive Gemeinschaftskultur", 1921, und „Grundzüge der deutschen Volkskunde", 1922). Schon der Ausdruck „gesunkenes Kulturgut" ist unangebracht, da er das Bauerntum als tieferstehend, als „primitiv", gesittungsarm bezeichnet. Deshalb ist die auf die Vererbungswissenschaft gegründete Rassenseelenkunde wie bei der rassenkundlichen Geschichtforschung auch die seelische Grundlage der Volkskunde und ihrer Brauchtumsforschung.

Die Uhrsteine oder Steinuhren (keltisch Menhir), wie wir sie noch zahlreich seit der Steinzeit an ihren älteren Standorten und in Sammelstätten (Museen) besitzen und die wie die Weihestätten überhaupt häufig dreifachen Zweck haben als Stätten und Säulen der Sternen- und Kalenderforschung, des Thinges und der Ehrengräber, der Hünengräber alter Hunen oder Hundertschaftsführer, und die nach hölzernen Vorläufern (Woodhenge) wie zu Stonehenge, zu großen stern- und rechenkundlichen Anlagen ausgebaut und mit dem Aufkommen der Metalle wie die Eggsternsteine ausgemeißelt wurden, diese steinernen Sonnenzeiger zeigten mit ihrem Schattenlauf der Richtung nach die Tagesstunde und der Schattenlänge nach die Jahreszeit an. Daraus ergaben sich die Spierel oder Wendel des Sonnenlaufs und das Bild der Wallburgen, nämlich deren gleichmittigen (konzentrischen) Ringe der Wen-

den und Tag- und Nachtgleichen und die Kreuzform der Trojaburgen oder Windelbahnen. Pastor (a. a. O. S. 77) beschreibt die gleichnamigen Tage im Jahreslauf, die gleiche Sonnenlänge hatten (z. B. Johannestage, Magdalenentage, Margaretentage, Himmelfahrten, Jakobstage, Marientage) und sagt in der Nachfolge zu den Forschungen seines Vaters Willy Pastor: „In ihrer Mitte steht der Schattenstein, um den sich die Windungen der Trojaburg legten" (vgl. Raab, „Ewiges Germanien", S. 67/70 und 303/04). Die 12 oder 13 Monatsanfänge (mit Anfang und Endstelle 14) wurden die Haltestellen bei den feierlichen Umzügen der Wall-, Trojaburgen, Windelbahnen, die das Christentum zu den Leidensstationen Christi bei seinen daraus umgeformten Prozessionen und Wallfahrten machte und wonach es seine 12 Apostel (die sonst kabbalistisch auch 70 an der Zahl sind) „Irmensuwel der Christenheit" und (Pastor, S. 88) „Christus das Jahr Gottes und die Apostel seine 12 Monate" nennt.

Ein sehr schönes und dem Lichter-Tannenbaum gleichwertiges Abbild der kreisenden Weltachse im Brauchtum der Wintersonnenwende ist der Gabenstapel, die Weihnachtspyramide als Gabenbaum, wie sie noch im Fläming, in Siebenbürgen und im Erzgebirge gebräuchlich ist. Die durch drei übereinanderliegende Ringstufen führende Achse dreht sich im Sonnen- und Uhrzeigersinne mit ihren 12 großen, windmühlenartigen Flügeln herum, indem die aufsteigende Lichtwärme der brennenden Kerzen diese Flügel in Bewegung versetzt. Die Pyramide ist das Abbild des gesetzmäßigen Aufbaues im Jahreslauf und in der Rechtsverwaltung (Spieß, „Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum", Wiener Zeitschr. für Volkskunde, 1923, 2). Die Stufen der Pyramide, des Stapelbaums, wie wir nach dem gleichen Bild des Thingstapels, das ebenfalls Pyramide heißt, auch sagen dürfen, diese Stufen tragen die bäuerlichen Haustiere, die sich mit der Achse herumdrehen und zu wandeln scheinen. Die Herkunft dieser Krippentiere, die zum Teil in der christlichen Jesuserzählung unmöglich sind wie das Schwein, zeigt uns Hermann Wille in „Germanische Gotteshäuser" (1933). Da schildert er auch die urgermanische Entstehung des Durchziehens eines Kindes unter dem Dolmen des Ahnengrabes oder dem Sippenstapel (Handgemal) oder dem Thingbaum (Gedeihbaum) in der Bedeutung der sinnbildlichen Neugeburt des Lichtes und des Gedeihens des Jahres

und Nachwuchſes. Dieſer Brauch entſpricht dem Wiedergeburtsglauben der aus dem heidniſchen Kummerkamp oder Gräberfeld entſtandenen und dem mythiſchen Odin am Weltenbaum gleichenden (Roſenberg, „Mythus des 20. Jahrhunderts", S. 165) Heiligen Kümmernis (Wilgefortis), dem nachgenannten Kar des Karwendels, weswegen der Heilige Abend auch Karsabend heißt, ſowie dem Larventragen der in der Perchten- und Faſenachtzeit neuerwachenden Lebensgeiſter oder Laren und gehört ſo dem großen Glaubens- und Brauchtumsgebiet der altgermaniſchen Ahnenehrung mit dem Gedanken des blutlich-ſeeliſchen Fortlebens im Kinde und ſeinem Raſſeerbgute zu. Von der hohen Sitte der Ahnenehrung nordiſcher Steinzeit zehren heute noch die Geſittungen des fernen Oſtens, während ſie bei uns durch die Verfolgungen ſeitens der chriſtlichen Kirche zumeiſt verloren ging, ſoweit ſie nicht als eingeborenes Gefühl nordiſcher Raſſe unzerſtörbar blieb.

Ähnlich dem Stapelbaum erſcheint als Weihnachtsbaum auch der Jahresbaum (Klauſenbaum), ein Geſtell mit den Sinnbildern der Monate oder Jahreszeiten (Spieß, a. a. O.). Als Jahresbaum mit Monatsäſten werden alte Runenbaumzeichnungen im Sinne der germaniſchen Kalenderentwicklung angeſprochen (Wirth, „Heilige Urſchrift der Menſchheit", S. 403 ff. und Raab, „Ewiges Germanien", 1935, S. 19). Auch der Baumkuchen dürfte ein hierhergehöriges Weihegebäck ſein; der Bohnenkönig des Großneujahrs erhält (in Feldkirch) eine dreiſtöckige Torte (Beitl, Deutſche Volkskunde, 1933, S. 206). Dem Stapelbaum gleicht ferner der grüngeſchmückte Reifenbaum mit ſeinen drei Sonnenringen, die vereinzelt anſtatt des einen Kranzes auch am Maibaum vorkommen und da auf die Wallburg mit ihren drei Ringwällen deuten dürften, die ja wiederum den drei Sonnenlaufringen wie beim Reifenbaum entſprechen. Der Bügelbaum von Hiddensö ſtellt die 8förmige Odal-Rune der beiden Sonnwendſonnen dar (Lauffer, „Der Weihnachtsbaum", Bilder 5, 6, 7). Noch ſind auch viele Linden (Sommerſonnenwende!) mit 3 Ringkronen erhalten.

In Indien wurden als offenbar indogermaniſcher, alſo Germanien entſtammter Brauch noch im 16. Jahrhundert die einen Tempelteich umrahmenden Bäume mit Lichtern und Ampeln zur Winterſonnenwende im Freien geſchmückt. Lebende Bäume wurden in Germanien nur zur Nutzholzgewinnung und nur in einem die Landſchaft nicht ſchä-

digenden Maße umgehauen, auf dem Felde nach altem Rechtsbrauch überhaupt nur mit Genehmigung der ganzen Gemeinde; die Wälder selbst waren als Hundertschaftsallmende und Gau- und Landesvolksland heilig, mußten also heil und heel gelassen werden. Baumfrevel wurde hart bestraft, später unter dem römischen Folterrecht mit der für das Abschälen der Rinde und Ausreißen der Baumteile sinnbildlichen Strafe des allerdings nicht ausführbaren und nie ausgeführten Umgehens und Verbindens des beschädigten Baumes durch die eigenen Därme des Frevlers bedroht. Die bisherige Volkskunde hat den Verletzungsschutz der Bäume mit der völlig bauern- und volksfremden Begründung erklärt, daß der Vegetationsdämon des Baumes und die unter der Rinde hausenden bösen Dämonen nicht verletzt werden dürften (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 26). Sinnbildliche und dichterische Darstellungen von Weistümern, Sagen, Märchen, Liedern, Reimen, in die das Brauchtum zur Überlieferung sich kleidete oder später sich vor Verfolgung retten mußte, wurden von der bisherigen Volkskunde als Wirklichkeitsglaube angesehen und beschrieben und zur Grundlage von ganzen Lehrgebäuden des Aberglaubens gemacht. Der Baum war dem Germanen ein nützliches und notwendiges Lebewesen und wurde als solches geachtet und geschont, zugleich als eins der schönsten Sinnbilder des menschlichen Lebens angesehen.

Der nützliche und feinsinnige Glaube von dem Bluten der Bäume in Wald und Gebirge, wie ihn Friedrich Schiller in „Wilhelm Tell" schildert und wie er sich aus dem Auslaufen des Baumsaftes in veredelnder Darstellung ergeben konnte, dieser Glaube bewahrte die Wälder und Höhen vor der Wüsten- und Steppenwerdung, wie wir sie beim Verfall der alten nordischen Gesittungen des Ostens und Südens finden, wo mit dem Aussterben der nordischen Gesittungsschöpfer und -träger die Abholzung und Zerstörung der von jenen erhaltenen oder angelegten Wälder begann und Wüsten- und Steppenboden und -witterung schuf; denn nicht die Landschaft schafft die Rasse, sondern die Rasse formt sich die Landschaft.

Dienten früher im allgemeinen nur Zweige und Grün als Schmuck der Vorjulzeit und der heiligen Julnächte, wie es Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" beschreibt, so kam nach dem weitgehenden und witterungsschädigenden Zerstören der germanischen Waldun-

gen durch die christliche Kirche (vgl. Rübel, „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande", 1904) der Brauch auf, einen abgeschlagenen Baum selber in das Haus zu stellen und ihn mit brennenden Kerzen zu zieren, die wie in der Vorjulzeit schon bei den grünen Kränzen die Sterne des Himmels und das Licht des Winters darstellten. Mit dem Einrücken des schwedischen Heeres in Deutschland wurde dieser Brauch des häuslichen Weihnachtsbaumes, der dem schwedischen Fest der Lichtjungfrau (christlich: Lucia), des Julkindes gleichsteht und in Schweden als Jultanne in den Julstuben steht sowie im Freien (Nilsson, „Die volkstümlichen Feste des Jahres", 1914, S. 19), allgemein, trotzdem diese Sitten vorher schon von der christlichen Kirche bekämpft wurden, so von dem Priester Geiler von Kaisersberg zu Straßburg als Neujahrssitte der Heiden. Es erscheint dieser elsässische Brauch nur als ein germanischer Überrest, nachdem in französischen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts wiederholt der strahlende Weihnachtsbaum vorkommt. Schon unter Kaiser Karl, dem Begründer des Römischen Reiches Deutscher Nation gegenüber König Heinrich, dem Gründer des Ersten Reiches aus dem zerfallenen germanischen Reich, schon damals mußten Getaufte dem Glauben an die Weihenächte abschwören. Noch 1654 verbot ein lutherischer Katechismus den Weihnachtsbaum als ein „gottloses Kinderspiel" und 1711 und 1739 verboten preußische Erlasse „die Gaukelei mit denen Lichterkronen" und andere Weihnachtssitten; auch das Sternsingen wird darin verboten und 1797 zu Forst in der Lausitz die Weihnachtsfeier mit geschmückten Tannenzweigen, leuchtenden Pyramiden, Weltkugeln und Sternen sowie das Singen vom Turm. 1693 wird in Brandenburg das Blasen von Hörnern um die Weihnachtszeit verboten und das „Aufrichten von Bäumen mit Kränzen, so sie Losebäume nennen, um welche das junge Volk tanzet und viel Unfug dabei treibet". 1640 wurde in Straßburg die Weihnachtsfeier in der Familie und das Aufstellen eines mit Puppen und Zuckerwerk behängten Weihnachtstannenbaumes von seiten der christlichen Kirche verboten. 1729 wurde in Salzburg der Weihnachtsbaum wegen abergläubischen Gebrauchs von der Kirche verboten.

Eine forstwirtschaftlich geregelte Belieferung mit Weihnachtsbäumen wie überhaupt mit Bäumen und Tannenschmuck für die Feste des Jahreslaufs wird diesen heidnischen Brauch auch ohne Schädigung der

Landschaft bestehen lassen. 1561 zu Ammerschweier und 1555 und 1557 zu Schlettstadt wurde das Hauen von Weihnachtsmaien im Kinzheimer Tannenwald geregelt und 1521 wird in diesem Sinne vom Hüten der Maien am Thomastag, 21. Dezember, gesprochen. Die Pflanzung lebender Tannen in Kübeln wird aber auch einen wirklichen Lebensbaum darstellen können. Wie dieser insgesamt das Abbild der Tiu-Rune und gleich der Eibe und dem If und Paradeis genannten Julgestell („Germanien". 1936, 4) das Abbild der Yr-Rune und damit des Todes ist und mit seinem Immergrün gleich Efeu (If), Immer- oder Singrün, Stecheiche, auch Wachslaub, Quacken, Asenholz, Hülse, Waldmistel genannt, mit den roten Beeren und gleich der Mistel das Überwintern des Lebens vorstellt, so gleichen Verzweigung und Nadelstellung der Tanne und Eibe der Lebens- oder Man-Rune. Auch die Tunschere zeigt uns das gleiche Abbild und ihr Gegenstück, die Wepelrot in Form des Lebensbaumes und des Rades oder der Raute soll in Oldenburg sinnbildlich ein fruchtbares Jahr anwünschen (Sartori III, S. 61); mit Äpfeln, die in Gestalt eines Schiffsteuerrades angesteckt sind, wird die Wepelrot im Saterland am Neujahrstag zur Freite eines Mädchens getragen (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr"). Der Wepelrot entspricht in ursprünglicher Gestalt die Sommergabel des Sommertags, ein oben verzweigter Sommertagsstecken (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 248). Das der dreibeinigen Yr-Rune gleichende Julgestell wird auch aus 4 Äpfeln dargestellt, so daß seine Seitenansicht den 3 Äpfeln des Heiligen Nikolaus, dem Weihnachts- oder Putzapfel entspricht. In der Ostmark wird ein Erdapfel als Habergeiß mit 3 Beinen vors Haus gesetzt. In der Steiermark gehen die Leute am Weihnachtsabend zu den Dreiwegen mit dreibeinigen Stühlchen, welche aus 13 verschiedenen Holzarten gefertigt sind (Spieß, a. a. O. S. 69/70).

Die Zeit der 12 heiligen Julnächte über bleibt der Weihnachtsbaum in seinem Schmucke und Glanze stehen und wird zu ihrem Ende auf Hohes Neujahr (Dreikönigstag) wieder abgeblümt. Wir sehen so am Weihnachtsbaum, wie sich auch nach der christlichen Bekehrung noch germanisches Brauchtum weiterbilden kann, also nicht erstarren muß. Daß der Weihnachtsbaum aber ausgesprochen heidnisch ist, bezeugt der Vatikan mit seinem Blatte „Osservatore Romano" (7. 12. 35, laut NSZ. „Rheinfront", 9. und 16. 12. 35) selber, wo er unter freudi-

ger Bejahung des Verbotes der Weihnachtsbäume in Italien den Weihnachtsbaum „einen heidnischen und protestantischen, ruchlosen nordischen Baum" nennt. Auf Island wurde mangels anderer Bäume die Donar- oder Ebereſche mit ihren roten Trauben als Weihnachtsbaum gefeiert. Jon Arnaſon beſchreibt die „heilige Ebereſche, welche in der Julnacht auf allen Zweigen voller Lichter ſtrahlt, die kein Wind zu löſchen vermag". Das aber iſt eine alte heidniſche Hindeutung auf den Lichterbaum, wo der Wind auch die Kerzen löſchen konnte. Jul heißt indogermaniſch nicht nur das Rad, ſondern auch die Tanne („Die Sonne", 1933, 12) und kennzeichnet dieſe ſo als urgermaniſchen Weihnachtsbaum. Der Name der Ebereſche iſt vermutlich aus Eiben-Eſche gebildet und würde ſo wiederum auf die Runenform ſeiner Blätterſtellung hinweiſen (Hegi, „Illuſtrierte Flora Mitteleuropas", 4, 2, S. 708).

Wie die Ritte an andern Feſttagen, ſo wird am 2. Weihnachtstag, chriſtlich: Stephanstag, ein Staffansritt, das Steffeln, gehalten, ein Brauch, deſſen chriſtlicher Heiligennamenstag vermutlich an das Reiten auf Staffel-, Stauf- oder Stufenberge angeglichen iſt, wie wir ſolches beſonders in der Wallburgennacht des erſten Maien finden. Sepp (a. a. O.) führt zu dieſem Weihnachtsbrauche die Verehrung des Stuffo am Stuffenberge an. Wie wir aus Vogelflug und Vogelruf (ahd. Fogilrartod, Vogelrede) und aus dem Steigen und Flackern des Rauchs und der Flamme noch heute das Wetter vorausſagen, ſo wird dies auch von den alten Germanen, beſonders ihren weiſen Frauen überliefert und von chriſtlicher Seite als Aberglaube hingeſtellt. Der „Anzeiger der heidniſchen Gebräuche", Abſchnitt 17, verbietet die Vorausſchau aus der Flamme. Eine Bauernregel beſagt noch: „Mag der Rauch nicht aus dem Schornſtein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen." Da die Winterſonnenwendzeit entſprechend ihrer beſchriebenen geſtirnkundlichen Lage für die Wettervorherſage beſondere Bedeutung hat, ſo mußten ſolche Losbräuche zur Zeit dieſer Lostage und -nächte, der Weihenachten des Jahresanfangs, auch beſondere Bedeutung haben.

Wie im Vogelruf oder der Vogelrede, ſo kommt auch bei den feinſpürenden und wachſamen Pferden dieſes Wittern zum Ausdruck in ihrem Wiehern (niederfränkiſch: wichelen), ein Wortſtamm, der das Wachen, Wecken und Weihen dartut, wie in der Weiheſtatt (Wich, Wichhaus, Weichbild), in der Wickerute und offenbar auch im Namen der

Wikinger, die wohl weniger nach der Wik oder Meeresbucht als nach der Tatsache hießen, daß sie sich der Wiederherstellung des germanischen Reiches und Rechtes, Blutes und Weihetums geweiht hatten. Die bisherige Volkskunde aber hat in solcher Gottesweihe von Lebensberufen ein Menschenopfer gesehen (vgl. Kummer, „Mitgards Untergang").

Während die übrigen Jahreszeitpunkte, die Sommersonnenwende und die Tag- und Nachtgleichen ihr eigenes Thing zu ihrer oder naheliegender Zeit (so Maigericht zu Ostern) haben, gehört zur Wintersonnenwende kein Gerichtsthing, weil da alle Rechtshandlungen die Zeit der 12 heiligen Nächte hindurch ruhten und nur die Sitte reiner Gastfreundschaft und Liebesbescherung, des ständig gedeckten Tisches für Fremde und der besonders guten Fütterung für die Tiere galt. Das war die Zeit des Julfriedens, des völligen Friedens auf Erden, da die Gottheit sinnbildlich unter den Menschen weilt. Rechtsverletzungen, die in dieser Zeit begangen wurden, verfielen einer verschärften Strafe. Der Wikingerspruch zum Julfest hieß: „Til ars ok til fridar", zu Jahresertrag und zu Frieden! Diese Sitten und Bräuche sind ununterbrochen noch in Schweden lebendig. Als das Christentum nach Deutschland kam, waren ihm diese bodenständigen, sinnigen und natürlichen Bräuche ein Dorn im Auge. Es wollte nicht nur eine eigene Weltanschauung bringen und darum die germanische ausschließen, es wollte sich der Nachwelt auch als Kulturbringerin überhaupt ausgeben und suchte darum alle einheimische Gesittung zu vernichten, zu verfälschen, sich selber zuzuschreiben und die Germanen mit allen möglichen Greuelmärchen und Unterschiebungen als ungesittet auszugeben. Viele Bräuche konnte es denn auch vernichten, in jahrhundertelangem Kampfe, mit Todesstrafen, andere hat es schließlich einfach übernommen und umbenannt. Die christlichen Legenden und Mythen waren ja großenteils schon solchen Sonnenbräuchen angeglichen, da diese Bräuche und Vergleichsbilder bei allen indogermanischen und alten nordischen Völkern herrschten und so auch in die christlichen Erzählungen übergingen, vielfach aber wurden eigens neue Legenden und Darstellungen erfunden, um diese Bräuche in das christliche Gewand übernehmen zu können. Seit der Zeit um 350 finden wir dann das Weihnachtsfest verchristlicht, aus dem Julfrieden wurde der christliche „Friede auf Erden" und aus dem bescherenden Liebesbrauch der Julgabe ebenfalls der christliche Bescherungsbrauch.

Was aber würde ohne alle diese heidnischen Bräuche des Germanentums und die Weisen junger deutscher Lieder, fremd der eigentlich christlichen, mittelländischen Tonkunst, Weihnachten den Kindern, der Familie und der Volksliebe bedeuten? Es wäre mit rein christlichem Feiergute von all dem ausübenden Liebes- und Friedenswerk Weihnachtens nichts mehr übrig.

Die Bescherung ist nicht nur ein feinsinniger Nutzbrauch, der wie die Geburtstagsgeschenke das Schöne mit dem Nützlichen verbindet und wie die in bevölkerungspolitischer Hinsicht erleichternden Verlobungs- und Hochzeitsgeschenke zur Ausstattung des Heimes beiträgt, sondern die Bescherung ist auch ein Brauch wirklicher Uneigennützigkeit und namenloser Nächstenliebe, indem die Eltern und Verwandten den Kindern einen ganz andern Spender, nämlich den Weihnachtsmann und das Julkind benennen, ähnlich dem Osterhasen zu Ostern, und sich selber selbstlos dabei verleugnen. Können wir so überhaupt eine Reihe germanischer Bräuche als Nutzbräuche erklären, so lagert doch über allen ein weihetümlich-religiöser Erziehungs- und Heiligungsgedanke, der, geistesgeschichtlich gesehen, vielleicht das Ursprüngliche ist und die Wirtschaftsformen mit ihren durch die Gewohnheit gebildeten Nützlichkeitsbräuchen erst gestaltet hat. Dem Sippengedanken des Weihnachtsfestes hat das Christentum von jeher widerstrebt, er ist rein germanischer Herkunft wie das ganze Sippenbrauchtum. Um den gedeckten Tisch der Weihnachtszeit wurde bisweilen auch eine Kette gezogen gleichwie an dem christlichen Heiligentag Petri Kettenfeier (1. August, Sepp a. a. O.), eine Sitte, die offenbar sinnbildlich die Kette der Geschlechterfolgen und der Sippenbindung bedeutet. Der für die Sippe grundlegende Geburtstag hatte bei der an sich vielfach (z. B. Artur Drews) nur als Mythe erklärten Geburt Jesu in der christlichen Kirche, wie heute noch in der katholischen Kirche der Geburtstag gegenüber dem Namenstag des Schutzheiligen, keinen besonderen Wert, Jesu Geburtstag wurde meist mit dem Weltgeburtstag zu Frühlingsanfang gefeiert, ja bei der für die Festigung der christlichen Bekehrung notwendigen Übernahme der Wintersonnenwende wurde der Geburtstag Jesu auf Weihnachten verlegt und so angeglichen an Balburs, des Sonnenkindes Lichtgeburt und die Modranight, die heilige Weihenacht der Mütter, wie wir sie in Schweden als Modernatten des Luzia-Brauches und wie wir sie auch im Erzgebirge noch

bezeichnet finden (Lehmann, „Sudetendeutsche Volkskunde", 1926, S. 131). Gerade das heutzutage für das grundlegende Fest der christlichen Kirche ausgegebene Weihnachtsfest als angeblicher Geburtstag Jesu beruht auf einer Unrichtigkeit, nämlich der Verlegung eines Geburtstages, den man doch am allerwenigsten willkürlich festsetzen und verlegen kann. Berichtigen wir diesen Fehler, was Menschen mit Wahrheitsliebe berühren sollte, so bleibt zwar dem Weihnachtsfest nichts Christliches mehr, es verliert aber von seinem rein deutschen Brauchtum überhaupt nichts, ein Zeichen seiner völligen Unabhängigkeit vom Christentum und seiner lediglichen Zugehörigkeit zum germanischen Volkstum und zur germanischen Volkskunde.

Die Zeit der 12 heiligen Nächte, der Weihe- oder Raugnächte des Sonnenstillstandes zur Wintersonnenwende, der Jul- oder Weihezeit, Witid, macht gerade die Zeitspanne zwischen Mond- und Sonnenjahr aus. So scheint diese auch „zwischen den Jahren" („Germanien" 1934, 1, S. 26) genannte Zeit des germanischen Kalenders die ursprüngliche Schaltung bedeutet zu haben. Die Überordnung der Sonnenmonate über die Mondmonate führte eine kürzere Schaltzeit mit sich, die wir festgelegt finden als Fyrejuldagar, als Vorjultage der Jahreswende, und als Mittsommerschaltung bei den Angelsachsen (nach Beda, aufgeführt bei Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung", 1862). In Anbetracht der Unhaltbarkeit unserer jetzigen verschiedenen und regellosen Monatslängen müssen wir zu dieser Form der jahreszeitlichen Zwischenschaltung der Schalttage wieder zurückkehren und werden am zweckvollsten und einfachsten den durchweg 30 tägigen Monaten die restlichen Tage als Zusatztage der Vierteljahre, als Übergangsfeiertage der 4 Jahreszeiten beifügen, je einen den Tag- und Nachtgleichen für das Frühlings- und Herbstfest und die übrigen als Mittsommer- und Mittwintertage für die Sonnwendfeiern. Da die Nachtgleichen und Sonnenwenden auf den Tag nicht sichtbar in Erscheinung treten, so schadet es auch nichts, daß die 4 Zeitspannen zwischen den sternkundlichen Nachtgleichen und Sonnenwenden um wenige Tage verschieden lang sind und diese ohnehin jedes Jahr nicht immer auf den gleichen Tag fallen.

Wie mit der Heiligen Nacht und dem Mittwintertag die 12 heiligen Nächte der Jahreswende beginnen, so endigen sie mit Frau Holles Um-

zug am Hollenabend als Vorabend zum Perchtentag, um das neue Jahr mit dem Hohen Neujahr endgültig herauszuführen, gleichwie dem das alte Jahr darstellenden Weihnachtsmann das Julkind als Sinnbild des neuen, jungen Jahres folgt, ein Mädchen, das verchristlicht wurde als Christkind und ganz im Widerspruch zum christlichen Jesusknaben weiblich dargestellt, also ausgesprochen heidnischer Herkunft (Grünenwald, „Volkstum und Kirchenjahr", S. 146). Wenn auch das sternkundliche Jahr mit der Sonnenwende beginnt, so wird nach dem Ende der 12 heiligen Nächte erst der richtige Jahresanfang als Hohes Neujahr gefeiert. Deshalb werden wir gut tun, bei der Kalendererneuerung die bisherigen Neujahrsbräuche des Altjahrsabends (Silvesterabends) und des Neujahrstages durch die dem Perchtentag mit seinem Perchtenlauf folgende Nacht und den folgenden Tag (6. Januar), den 3 Königs- (3 Asen-) tag zu feiern. Zeitlich fällt bei dem vorgeschlagenen Monatsbeginn am bisherigen 21. dann das Hohe Neujahr mit dem jetzigen Neujahrsfest in Wirklichkeit auch zusammen. Heidnisch-germanisch ist die Dreizahl der „Heiligen Könige", denn die Bibel kennt deren Dreizahl nicht. Es ist daher die auch sonst in der germanischen Mythe häufig erscheinende Asen- und Nornendreiheit. Die drei Könige heißen auch die drei Schmiedebrüder.

Wie in Schweden noch die ganzen 12 heiligen Nächte, so wird in Flandern ihre zweite Hälfte, die ersten 6 Januartage, als Neujahrsfeier begangen (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr"). Auch werden da dreiarmige Kerzen in Gestalt der Man-Rune, wie sie auch als Julleuchter üblich sind und dem Dreikönigstag den Namen Lichtertag geben (Sartori III), angezündet und wird über sie hinweggesprungen (Reinsberg-Düringsfeld), ein Brauch, der an den Sonnen- oder Siebensprung und Dreisprung erinnert; denn an diesem Tage hat die Sonne schon einen Sprung von einem Hahnenschritt gemacht und tut an jedem folgenden Tag weiterhin einen solchen, wie die Bauernregel besagt: „Nach Dreikönigstag wächst jeder Tag um einen Hahnenschritt." Der Weihnachtsbaum wird vielfach bis zum Dreikönigstag, dem Hohen Neujahr, stehen gelassen und dann wieder leer gemacht und weggebracht, ein Brauch, der allgemeine Anwendung verdient und gerade die Zeit der 12 heiligen Nächte sehr deutlich in Erinnerung hält. In England heißt das Dreikönigsfest Twelfthday (12. Tag), in Flandern dertien Dag (13.

Tag); in England wird dazu der Twelfth-Cake (Kuchen) herumgereicht, wobei der Twelfthnight-King (Zwölfnachtkönig) ein Gedicht verliest (Reinsberg-Düringsfeld). Auch wird zu dieser Zeit in England schon der Pflugumzug mit dem Pflugtanz aufgeführt, und in der Eifel wird in den Königskuchen des Dreikönigstags eine schwarze und eine weiße Bohne eingelegt (Reinsberg-Düringsfeld), der darum auch Bohnenkuchen heißt (Drews, „Der Sternenhimmel").

Wir haben also hier schon den Beginn des Fase(nachts)brauchtums, das überhaupt mit dem Hohen Neujahr einsetzt. Darum heißt in Siebenbürgen der Montag des Dreikönigstages kleiner Fusentag, also kleine Fasenacht (Schullerus, „Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde", S. 140). Die Bohne ist das Abbild der B-Rune, der Rune der Geburt, und damit das Sinnbild des Neuerstehens der Allheit (Bäugel- oder Brezelform). Als Jahresring wird auf den Tegerfeldern das Eierringbrot gebacken (Sepp a. a. O., S. 23), in der Rheinpfalz auch der Kranzkuchen, ein geflochtener Ring aus Kuchen; dieser ist auch als Sinnbild des Lebenskreislaufs bei den Leichenimbissen gebräuchlich. In der Gegend von Dunzweiler (Pfalz) wird zu Neujahr eine große Bäugel oder Brezel mit eingebackenem Zopf verzehrt; der Zopf als Hollenzopf redet deutlich als das Gespinst und Flechtwerk der die Schicksalsfäden des kommenden Jahres wie einen Haarzopf knüpfenden 3 Nornen; solche Schlingformen haben wir auch in der germanischen Flechtzierkunst und im Schwertertanz. In der Eifel werden auch Wecken und Radkuchen als Neujahrsgeschenk, am Rhein ein Kranzkuchen als „Neujahrskränzchen" gebacken (Reinsberg-Düringsfeld). Im Aargau bäckt man auf Dreikönigstag Berchtels-Hirschlein als Gebildbrote in Hornform. Auch die „Poppen" als Norne ist ein Weihegebäck der Julzeit und erinnert an die Puppe oder Tocke als verkörperte Lebenskraft kommender Entwicklung, gleich den Puppen im Puppenspiel(-theater), das als Kasperlespiel in Kaspar, dem einen der christlichen Weisen als drei Könige, als die drei Asen (Thor, Odin, Loki), offenbar erinnert an Thors Gestalt, christlich Peter oder Jakob, wie im „Schwarzen Peter" des Kartenspiels und dem billigen oder wahren Jakob des Jahrmarkts; „schwarzer Peter" wird in den Niederlanden der Knecht Rupprecht genannt, während der Lukas des Jahrmarkts („Haut den Lukas!") dem Loki zu entsprechen scheint.

Der Dreikönigstag wird ferner mit der Salzweihe begangen (Sepp,

S. 47/48), die anderwärts auch am christlichen Dreieinigkeitsfest erfolgt (Grünenwald a. a. O.); wie auch bei andern Festen Salz und Brot, beim Questenfest Brot und Käse gereicht werden, so werden im südlichen Baden am Dreikönigstag Salz und Brot, diese täglichen Nahrungsmittel, geweiht, auch Wasser, Salz und Kreide (Sartori 3); mit letzterer werden dann die Anfangsbuchstaben der heiligen Könige als die drei Hammerzeichen über die Tür geschrieben (Sepp, S. 42/43); die Kreide wird dem Vieh als Kalkfutter gegeben. (Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr", 1934, S. 81). Solches Salz wird mit Blütenkätzchen zusammen bei Gewittern ins Feuer geworfen; vielleicht haben tatsächlich solche Dämpfe Einfluß auf die Elektrizitätsleitung der Luft, wie der ähnliche alte Brauch des Unterlegens von Binsen und Donner- oder Brennesseln die Elektrizitätsleitung unterbrechen soll, was als Schutz gegen Blitzschlag von Störchen und andern Tieren anscheinend angewandt wird (Marzell, „Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben", 1922, und „Die Pflanzen im deutschen Volksleben", 1925). Das Weihräuchern in den Rauhnächten mit Weihwischen der letztjährigen Kräuterweihe dient der Ungeziefervertreibung und -fernhaltung und der Entweſung des Hauses; so benützt man die betäubenden Wollblumen der Königskerzen dazu (Sepp a. a. O.). Wie dieses Räuchern, so dient der Frühjahrs- und Feiertagsputz überhaupt der Reinlichkeit. Mit der Salzweihe in inhaltlicher Verbindung steht auch der Umritt der Salzbrunnen zu Halle auf Neujahr und der Neujahrsempfang der Salzbergleute von Halle, der Halloren, der noch jährlich beim Reichsoberhaupt stattfindet. Die wehrhafte Tracht der Bergknappen und die alte Verfassung der Salzgerichte mit ihren Salzgrafen erinnert an die uralte Herkunft und Bedeutung der Salinen, Heilquellen und Salzbergwerke (Hallen) wie auch der Bergwerke des Metalls (altgermanisch-isländisch noch Malt nach seiner Schmelzeigenschaft genannt), die auch meist heute noch am gleichen Orte wie in der Stein- und vorchristlichen Metallzeit in Betrieb sind. Auch von dem Handwerk wurde der Dreikönigstag eigens festlich begangen. Eine Verschiebung des Endes der Zwölften infolge Ausrichtung nach dem bisherigen Jahresbeginn ist in Skandinavien der Tag des Heiligen Knut am 13. Januar. „Den 13. Tag Knut tanzt man Jul ut" (Ernst Moritz Arndt, „Nordische Volkskunde").

Am letzten Tag der 12 heiligen Nächte, dem Perchtentag (5. Januar),

wo das Licht über die Finsternis, die lichten Lebensgeister über das dunkle Vergehen gesiegt haben, hält Freya (Frigga, Brigitta, Brechta) oder Berchta (Berta, auch Frau Holle, Gode, Harke, Erke, Herta genannt), die als Hechel Gauklere, als Gunklere, Klünglere vorher schon die Spinnkunkel prüfte, mythisch ihren Umzug mit den Heimchen (Kobholden, Saligen, „unschuldigen Kindlein"), den nun wieder zum neuen Leben in der Allheit und im anbrechenden neuen Jahre erwachenden Lebensgeistern. Zum Sinnbild dessen findet der Perchtenlauf mit den vermummten Larven der schönen Perchten des hellen Lichtsieges und Lebenserwachens und der schiachen Perchten des vergehenden Jahres und der abnehmenden Finsternis statt. Die schiachen oder häßlichen Perchten werden von den schönen besiegt, wie der Winter oder Drachen im Sommer-Winter-Kampf. Die dunklen Perchten entsprechen sinngemäß der dunklen Norne Urda, die christlich zur schwarzen Maria wurde, wie in Altötting. Der Umzug Berchtas geschieht in der Mythe auch mit Wodan zusammen (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 22). Dieser führt die „wilde Jagd", das „wütende Heer" (d. h. Wotans Heer), das Totenheer, sinnbildlich die Ahnengeister zur Verkörperung in den im kommenden Jahre zur Welt kommenden Kindern, also zum Fortleben in der Nachkommenschaft. Es ist dieser Glaube ein deutliches Erinnerungs- und Mahnungsbrauchtum, das die Pflicht der Familien zur Mehrung der Nachkommenschaft und Volkszahl ins Gedächtnis rief. Auch die Berserkersitten rühren vermutlich zum Teil daher (Weiser, „Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde") und wurden in der Kriegszeit wohl entsprechend umgewandelt. Zum andern Teil aber waren die Berserker der genauen Beschreibung in den Sagas und der Edda nach fremdrassische Krieger von starkem Wuchs, dickem Knochenbau und dunkler Farbe, wie ein solcher Schädelfund in dem Wikingergrab von Gardar-Igaliko auf Grönland auch gemacht wurde und wie uns solche Rassemischungen in den Beschreibungen Skallagrims entgegentreten.

In der Schweiz erscheinen die Berchteln am Neujahrstag. In Oberbayern wird der Perchtenlauf in der Mittwinternacht gefeiert. Dabei erkennen wir die sinnbildliche Bedeutung der Larven als der Darstellungen von Sonne, Acker usw. frei von jedem Aberglauben sehr deutlich, wenn die einzelnen Perchten auftreten: „Ich bin die Sonne .... ich bin der Acker ..." Auch wird in Oberstdorf noch der Wildmännles-

tanz aufgeführt, mit Tanzstellungen in Runengestalt, wie des „wilden Mannes", d. i. der doppelten Man-Rune, der Irmin-Rune, also des Jahreswendebildes, wie denn die Balkenstellung des Fachwerks in dieser Runenform in Oberhessen noch „wilder Mann" heißt und der wilde Mann an Wotan mit der wilden Jagd erinnert; wild aber bezeichnet wie noch beim Wild das Leben im Walde, wie denn auch die Waldgrafen sich Wildgrafen nannten. In Hessen wird zu Beginn des Jahres der „Waldmännchentag" gefeiert. Bei Lauterburg hieß der Tag der „Unschuldig Kindlein" Waldmanntag. Die Wald-, Berg-, Haus-„Geister" der Sagen und Märchen sind, soweit unverfälscht, Bestandteile des Erziehungsbrauchtums, dessen besonders die Kinder bedürfen (so die Erklärung der Herkunft der Kinder, wie sie der Storch bringt). Der Name des wilden Mannes als Waldmann deutet also auf die Irminsäule, den sinnbildlichen Weltenbaum, den waltenden Wald, wie die Irmin-Rune auch Mann und der Mensch Irminman heißt.

In Thüringen kommt Perchta oder Frau Holle mit ihren Heimchen oder Perchten aus dem Hörselberg, der im Namen deutlich seine Beziehung zum Frühjahrsbrauchtum des Horens und Hirsens dartut. Die christliche Kirche ließ in Eisfeld nach dem Gottesdienst unter geistlichem Gesang die „Frau Holle verbrennen" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Sie verbot in den Predigten des 6. und 7. Jahrhunderts das Perchtenlaufen und unterstellte den Germanen hier wie auch in den Erlassen Karls und in den Hexenerlassen der Päpste in selber damit zugegebenem Unverständnis der Bedeutung, daß sich die Heiden in das Wesen solcher Tiere verwandeln wollen, mit denen sie sich vermummen (Paul Herrmann, „Altdeutsche Kultgebräuche", 1928, S. 12/13). Hier haben wir also den Ausgang der Verwandlungssagen als Unterschiebung. Außer der Vermummung als Abbild der dargestellten Gestalt wie die Sonne mit ihrem Strahlenkranz im Perchtenlauf geben uns über den andern Zweck der Vermummung schon die Jagdbilder der Altsteinzeit richtigen Aufschluß, indem sie den Jäger mit aufgesetztem Tierkopf und -fell zur Täuschung des Wildes zeigen, was heutzutage noch üblich ist und was besonders Schlaue auch Jagdzauber nennen[1]).

Zur Erinnerung an die ungeborenen Kinder und zur Mahnung der

1) Vgl. „Germanenerbe", 1938, 2, S. 34—40; da wird auch das im Langobardischen erscheinende Wort „Maske" als germanisch erklärt.

Eheleute an die Pflicht zur Nachkommenschaft werden die Knall- oder Faselerbsen an die Fenster geworfen, die in ihrem Namen (Arfen, angelsächsisch: Earfen) schon an die Erben und die Fortpflanzung erinnern und die wohl auch den Sonnenball und die Keimkraft versinnbildlichen. Das Klopfen in diesen Klöpfelsnächten geschieht an den Donnerstagen in der ganzen Sonnwendzeit und wird von Kindessegenswünschen für das anbrechende Jahr durch besondere Sprüche begleitet. Es sind gleichsam die ungeborenen Seelen, die anklopfen, die Einlaß haben und zur Welt kommen wollen. In der „Bergnacht" klopfen die Perchten an die Türen und Fenster. Das „Kindeln" oder „Aufkindeln" als Kindessegen und -wunsch, so am Heiligentage „Unschuldige Kindlein" (Schultz, „Weihnachten", NS. Monatshefte, 69, 1935 und Graber, „Volksleben in Kärnten", 1934, S. 191/96) erfolgt auch mit Bechtelbuschen und Wicke- oder Lebensruten, so dem Wacholder, der Birke, der Tanne, der Weide, der Hasel, welch letztere mit ihren früh blühenden Kätzchen an sich schon ein Brauchtumsbild dieser Zeit ist. Auch im Märchen vom Machandelbaum gibt der Wacholder diese seine Bedeutung zu erkennen. Für dieses „Pfeffern" und seine Wünsche gibt es dann Pfeffernüsse als Gegengabe (Sepp, S. 38/40). Die Glückwunschlieder für das neue Jahr heißen in Bayern „Klopfan". Es ist offenbar Donars Hammer, mit dem man zum Anwünschen des neuen Jahres an die Türe klopft. In Backnang in Schwaben wird ein Holzhammer an das Fenster geworfen.

In Südwestdeutschland schießt man durch Aufklopfen mit einer Schlagflinte das neue Jahr an[1]). Dieses Anschießen mit seinem Lärm ist ein Zeichen neuzeitlicher Entwicklung und Einfügung und darum webenden Lebens unseres germanischen Brauchtums. Sinnbildlich wird durch das Schießen und Lärmen und durch das Einläuten das neue Jahr geweckt und das alte verscheucht; „es werden die Dämonen verscheucht", sagt die bisherige Volkskunde[2]). Ganz im brauchtümlichen

1) In Bayern schon am Weihnachtsabend (Finkenbeiner, „Altbayerischer Bauernbrauch im Jahreslauf", 1938, S. 81).

2) Zu diesem sinnbildlichen Wecken des Jahres gehört auch das Taganrufen (in Elzach) und das Schellenrühren zu den Fasenachten und das dem Kornaufwecken gleichende Grasausläuten zum Wallburgentag; „Baum wach auf und trag, heut ist die heilige Nacht", so weckt der bayerische Bauer noch sinnbildlich den Baum (Finkenbeiner a. a. O. S. 16, 41, 83).

Sinne des Jahreswechsels veranstalten Wehrmachtteile am Neujahrsmorgen das Große Wecken und senden im deutschen Rundfunk die Kriegs- und Handelsmarine Wecken und Anwünschen des neuen Jahres. Das ist Brauchtum, wie es immer wieder der nordischen Brust entströmt, gleich wo sich nordisches Blut befindet, so daß wir von einer nordischen Gemeinschaftsgesinnung und -gesittung, von einem nordischen Gemeinschaftsbrauchtum, gleichviel in welcher Zeit und an welchem Ort, sprechen können, anstatt von einer „primitiven Gemeinschaftskultur" zwischen Negervölkern und germanischem Bauerntum wie in der bisherigen Volkskunde. Was andere unter „Brauchen" verstehen, Zaubersprüche, Gesundbeten, das freilich zeigt in diesem Ausdruck, dem hebräischen Baruch, schon die fremdrassische Herkunft an, wie denn auch christliche Kirche, Rotwelsch und Freimaurerei sich solcher jüdischen Ausdrücke und Äußerungen bedienen. Das germanische Wort Brauch ist arteigener Herkunft, wie es im angelsächsischen Runengedicht vom Odal als Ausdruck der Dreieinigkeit von Rasse, Recht und Religion (Weltanschauung) heißt: Ethel byth ofer leof äghwylkum men, gif he mot thär richter and geryşena on brukan on blode bleadum oftast — Odal beut Überliebes jedwelchem Mann, ob er muß da richten und gerecht sein in Brauchtum in Blut den Blöden (Zagen) oftmals.

Im gleichen Sinne wie das lärmende und knallende Wecken des neuen Jahres, das auch vom Turme herab angesungen, angeblasen und eingeläutet wird, gehört das Scherbenwerfen in der Neujahrsnacht ebenso wie am Polterabend zum Bereiche des Wünschens und Weckens von Lebensglück. Das Wort des Volksmundes, daß Scherben Glück bedeuten, ist an sich schon ein sinniger Trost der Hausfrau für zerbrochen gegangenes Küchen- und Hausgut, während es ursprünglich offenbar das Vergehen zum Neuerstehen ausdrückt. Glas und Krug eines Weihetrunkes, sei es für das neue Jahr oder für einen Angehörigen oder eine geweihte Handlung, wird ähnlich den Schwertern als Totenbeigabe zerbrochen, weil es nicht mehr im täglichen Leben benützt werden soll (Fehrle, „Badische Volkskunde", 1, S. 27; Pfister, „Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben", 1936, S. 34). Solcher Liebeswunsch und Achtungserweis ist der germanische Sinn einer Weihe, wie das Zerbrechen solcher Gegenstände gleichzeitig auch der Ausdruck einer

selbstlosen Hingabe ist. Vielleicht spielt noch eine andere Vorstellung in das Scherbenwerfen hinein, da Scherbe mit dem altdeutschen Wort skarbon für schreiben, (Runen) ritzen verwandt ist, wie denn auch die Tongefäße solche Sinnbilder eingeritzt trugen und wie sich nach solchen Randzacken als Münze auch unser Scherflein benannt. Scherben waren, wie auch in Griechenland, ein Schreibmittel.

Wie das Eiklar- oder Bleigießen, das (nach der Erzählung „Hedwig" von August Becker) in der Südpfalz zum 21. Dezember (Thomasnacht) erfolgt, und das sonstige Losen in der Neujahrsnacht als Los- oder Lösselnacht ein sinniges Unterhaltungsbrauchtum ist, das wie die Vor- und Anzeichen unserer Hoffnung und Neugier der Erspähung der Zukunft Befriedigung gewährt, so ist das Losbrauchtum ein glücklicher Ausweg einer quälenden Wahl überhaupt, den wir nach altgermanischem Vorbilde noch jederzeit benützen, und so ist das Heil- und Glückwünschen alles andere als Fruchtbarkeits- und Übertragungszauber, „primitiver Zauber", den wir nach der Dämonenzauberlehre mancher Volkskundler mit jedem Gruß und Glückwunsch noch heute wie vor Jahrtausenden üben und darum genau so ungesittet sein müßten, wie diese Volkskundler es den alten Germanen im Negervergleich unterschieben, in Wirklichkeit aber gleich unsern heidnischen Vorfahren hochgesittet leben. Wie das Glückwünschen und Beileidaussprechen, so ist das heilkundlich sehr begründete Gesundheitwünschen beim Niesen und das Zutrinken eine sinnige Sitte des gesellschaftlichen Umgangs. Wie das Minnetrinken an Festtagen und die Julfestschwüre alter heidnisch-germanischer Brauch sind, so ist auch das „Heil"-Trinken im Wortlaut noch von den Goten anläßlich der Erstürmung Roms überliefert. Zur Julzeit werden in England noch die „Drink heil" oder „Was heil"-Bowlen getrunken (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Ohne die Sitte des Wünschens und Grüßens würde unser Alltagsleben einen wesentlichen Teil seiner Freundlichkeit verlieren. Darum ist im Rahmen des germanischen Brauchtums unser dem altgermanischen Heilgruß gleichgearteter deutscher Gruß „Heil Hitler!" notwendiges stehendes Erinnern und Gelöbnis an die nationalsozialistische Weltanschauung. Die Unterschiebung „primitiver, gesittungsarmer", abergläubiger und zauberhafter Beweggründe für all diese unsere germanischen Sitten und Gebräuche, wie sie in dem bis nach der nationalsozialistischen Machtübernahme von

einem Prälaten geleiteten „Atlas der deutschen Volkskunde“ oder in dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (1. Abteilung des Handwörterbuchs zur deutschen Volkskunde, herausgegeben vom Verbande deutscher Vereine für Volkskunde) und all den vielen andern volkskundlichen und urgeschichtlichen Lehrbüchern und Nachschlagewerken geschieht, dürfte allmählich strafbar sein. Wo aber schon der Grundgedanke, der Unterbau falsch ist, kann aus dem ganzen wissenschaftlichen Aufbau nichts werden; darum bedarf die Volkstumskunde einer grundsätzlichen weltanschaulichen Umbildung und Erneuerung, wie sie in diesem Sinne hier aufgezeigt werden soll und bei der gerade der Name Volkstumskunde kennzeichnend sein soll für diese notwendige Neufassung solcher die völkischen Gebiete zusammenfassenden Wissenschaft, wofür schon Hans Hahne mit seiner Volkheitskunde, Eugen Fehrle von seiten der Volkskunde und Hans Reinerth von Seiten der Vorgeschichtforschung erfreuliche und bedeutende Vorstöße gemacht haben und Alfred Rosenberg das weltanschauliche Ziel aufgezeigt hat. „Bei Beginn der christlichen Ära in Europa waren die germanischen Kräfte, die vollkommen dämonenlos sich zeigten im Hildebrandlied, im Nibelungenlied, im Gudrunlied, in allen großen Sagen der Völkerwanderung, noch stark genug, um der Dämonie zu widerstehen.“ (Rosenberg, „Wider die Dunkelmänner unserer Zeit“, 1935, S. 60). „Wie das Mänadentum und die Phallussitten altgriechische Gesittung zu zersetzen strebten, so durchkreuzten etruskische Höllenlehre und Hexenwahn möglichst jede Regung nordischer Welterkenntnis.“ „Den Versuch schildern, die zauberhaft-dämonische Weltauffassung des Medizinmannes weltpolitisch durchzusetzen, heißt römische Dogmen- und Kirchengeschichte schreiben“ (Rosenberg, „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“). Diesem Kampf Rosenbergs gegen die Dämonenlehre, gegen den Dämonentrug in der deutschen Wissenschaft zum Siege zu verhelfen, ist mit Aufgabe dieser Schrift.

Inzwischen ist denn auch die Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde im Sinne dieser Aufgaben gegründet worden. Es wird dabei eine wichtige Aufgabe sein, die bisher von den kirchlichen Kreisen beherrschte und beeinflußte Volkskunde diesen wegen ihrer übervölkischen Bindungen und Voreingenommenheit zu entziehen, sie weltanschaulich völlig zuverlässigen und von Jugend auf bewährten Nationalsozialisten zu

unterstellen und den Stoff (in den von ihr herausgegebenen und staatlich maßgebenden Abhandlungen, Atlanten und Wörterbüchern) inhaltlich und zeitlich jeweils aufzuteilen in den germanisch-ursprünglichen (wie in der vorliegenden Schrift) und den verfälschten; letzterer Teil stellt dann als unmaßgeblicher Anhang und geschichtlich-rassenseelenkundlicher Vergleich die kirchliche und fremdrassische Einmischung und Überlagerung dar. Da das nordisch-germanische Brauchtum eine hochentwickelte arteigene Organisation darstellt, so muß es auch der organisierenden nordischen Rassenseele entsprossen sein. Es läßt sich denn auch, im umgekehrten Wege gegenüber der bisherigen Volkskunde, leicht zeigen, wie die nordischen Formäußerungen und Beweggründe durch fremdvölkische Einmischung und in Auswanderungs- und Ausstrahlungsgebieten durch fremdrassische Umgebung zu Dämonenvorstellungen und Zauberei gekommen sind. Dieser Weg, der auch sonst von der Vorgeschichte als der rechte erkannt worden ist, ist der Leitgedanke rassenseelenkundlicher Brauchtumsforschung und der künftigen Volkstumskunde. Es braucht Dämonen- oder Geisterglaube und Zauber vom Standpunkt der zugehörigen Rassen gar nicht als niedrigstehend, primitiv angesehen zu werden, wie es die bisherige Volkskunde tut, er ist da eben eine besondere Religionsäußerung und Vorstellung des Übersinnlichen, jedoch vom Standpunkt der nordischen Rasse aus ist er artfremd.

Die Bauernregeln des Hornungs.

Wenn nach sternkundlicher (und hier vorgeschlagener) Kalenderrechnung der zweite Monat des Jahres, der Hornung mit seinem altdeutschen Namen, um den bisherigen 21. Januar beginnt, so ist dies eine Zeit, auf die sich eine Reihe von wichtigen Tagen und Bauernregeln verdichten, welche uns das Brauchtum und der christliche Kalender mit seinen Verschiebungen noch erhalten haben. Der Hornung ist der Monat des gesteigerten Treibens und Sprießens in der Allheit (mit dem Abwerfen der Hörner und Geweihe hat er nichts zu tun); er ist die Zeit des besonderen Schaffens der sinnbildlichen Nornen, Horen oder Parken, und heißt nach diesem Springen und Sprießen des Springs oder Frühlings und der Springen oder Quellen auch Spörkel, englisch Sprög

(Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen" und „Die deutsche Jahrteilung"), ein Name, den als Spurka auch die sinnbildliche Gestalt des Frühlingserwachens und Eisbruchs führt, gleich der nordländischen Goa und der nachgenannten Ise = Nehallennia. Die Spurkalienfeier Roms gehört zu diesem Frühlingsbrauchtum des Spörkels (Sepp, S. 231). Vielleicht ist mit ihm verwandt auch der Spargel, ein uraltes germanisches Gemüse der Frühlingszeit, das ähnlich der Hirse als keimtreibend gilt, und anscheinend auch die Frühlings-Sporkelblume, die mit dem ihr verwandten Schneeglöckchen zusammen schon im Hornung blüht. Nach dem Springen der Quellen nennt sich der Hornung auch Volborn, im Sinne der Regung der Pflanzentriebe heißt er auch Redmanot, was aber auch mit einem göttlichen Sinnbild Reto, gleich der Spurka gedeutet wird (Buschan, S. 73). Sein nordländischer Name ist auch norwegisch: Gjö, schwedisch: Göja, dänisch: Göie, isländisch: Goi, und entspricht der genannten Goa. Wie Thorri auf Island am Monatsanfang von den Hausvätern, so wurde Frau Goa von den Hausfrauen, der folgende Einmanadr von den Jungmännern und der wiederum folgende Monat „Frau Harpa" von den jungen Mädchen begrüßt und eingeholt und mit dem „Opfer" oder Festtagsbraten, dem Monats-„Blot" gefeiert (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen", S. 39). Hier haben wir noch deutlich die germanische Feier des Monatsanfangs erhalten, wie überhaupt das Liftiner Verbot heidnischer Bräuche die „Beobachtungen beim Anfang eines Dinges" nennt.

Der bezeichnende christliche Heilige für diese Zeit ist der „bekehrte" jüdische Apostel Paulus, der darum die Umkehr des Winters zu dieser Zeit versinnbildlichen soll, nach dem Bauernspruch „Zu Pauli Bekehr kehrt sich die Wurzel in der Erd'" (so im Vintschgau). Von dem etwas verfrühten Tag „Paulus Einsiedel" am 10. Januar mit dem kennzeichnenden Bauernspruch „Ein heller Paulustag zeigt an ein gutes Jahr über „Anton Einsiedel" am 17. Januar mit dem Wetterspruch „Wenn Antoni die Luft ist klar, so gibt es ein trockenes Jahr" bis zu „Pauli Bekehrung" mit der Bauernregel „Pauli Umkehr hell und klar deutet auf ein gutes Jahr", haben wir ein einheitliches Wetterbild als notwendige Voraussetzung für ein gutes Erntejahr. Schon der ganze Hartung soll kalt und klar sein, soll mit Kälte enden und der Hornung mit klarem Wetter anfangen, bis dann gegen Mitte Hornungs in der Lichtmeßwoche

noch einmal stürmisches Schneetreiben einsetzen soll, so daß ein weiterer Wetterspruch des Hornungsbeginns besagt: „Fabian Sebastian fängt der rechte Winter an." Darum heißt Pauli Bekehrung oder, besser gesagt, der Beginn des Hornungs, des Wendemonats mit dem Sinnbild des Horns, auch „Winters Mitte" (Sartori III, S. 82) und „Halbwintertag" (Leoprechting, „Aus dem Lechrain", 1855, S. 158). „Der Höhepunkt des Winters, dargestellt durch das tiefste Temperaturtagesmittel, fällt in Mitteleuropa im langjährigen Durchschnitt auf den 15. Januar" (Henig a. a. O., S. 46).

Die wesentlichsten Bauernregeln der verschiedenen und verschobenen Heiligentage als des Lostags zu Monatsbeginn sind: „Fabian Sebastian (20. Januar) läßt den Saft in die Bäume gahn (fängt der Baum zu treiben an)"; es beginnt also die Zeit des verstärkten Saftaufstiegs und Pflanzentreibens. „Hornungsbeginn (Fabian) im Nebelhut tut den Früchten gut." „Fängt mit Sturm und Frost der Hornung an (an Fabian), ist's den Saaten wohlgetan." „Fängt der Hornung an (Sebastian), hängt er Birnen (d. h. Eiszapfen) an." („Wenn Agnes, 21. Januar, und Vincentius, 22. Januar, kommen, wird neuer Saft im Baum vernommen.") „Fängt der Hornung an (Fabian Sebastian), nimmt der Täuber die Taube an." („Zu Vinzenz heiraten die Vögel zusammen." „An Pauli Bekehr kommt der Storch wieder her.") „Hornungs Anfang (Vincent) Sonnenschein bringt Obst und Wein." „Bringt Hornungs Anfang (Sankt Vincent) klaren Sonnenschein, erhofft man sich viel Korn und Wein; bringt er aber Wasserflut, ist's für beide nicht gut." „Schaut Anfang Hornungs (auf Vincent) die Sonne wie ein Hut, so wird der Wein gut; schaut sie wie die Wann', o weh, wie wird er dann." Der Tag des Heiligen Vincent wird wegen seiner Namensähnlichkeit besonders als Vorzeichen für die Weinernte angesprochen. „Wenn Hornungs Anfang (Sankt Vincent) schwenkt den Hut, dann gerät der Hafer gut." „Hornungs Anfang (Vincent und Paulitag) schön Sonnenschein bringt reichen Segen an Frucht und Wein." „Zu Winters Umkehrung (an Pauli Bekehrung) dreht sich der Frosch im Loch herum." „Winters Umkehr (Pauli Bekehrung) Winter halb hinum, halb herum." „Winters Umkehr (Pauli Bekehr), Gans, gib dein Ei her." „Hornungs Anfang (Sankt Paulus) klar, bringt ein gutes Jahr, bringt er Wind, dann regnet's geschwind; ist der Nebel stark, füllt Pest den Sarg,

wenn es regnet und ſchneit, ſo wird teuer das Getreid'." „Schön an Winters Umkehrung (Pauli Bekehrung), bringt allen Früchten Beſcherung." „Hornungs Anfang (Pauli) klar, ein gutes Jahr; Hornungs Anfang (Pauli) Regen, ſchlechter Segen."

Zuſammenfaſſend beſagen dieſe Bauernſprüche (die eingeklammerten ſind nicht zur Beibehaltung, ſondern lediglich zur vergleichenden Beweisführung für die Zuſammengehörigkeit der zerſtreuten Heiligen-Lostage mitaufgeführt) alſo: Hornungs Anfang hell und klar, hofft man auf ein gutes Jahr; hat den Nebelhut er auf, folget feuchte Zeit darauf; führt er Waſſer und Regen, wird's der Frucht kein Segen.

Für den ganzen Hornung beſagen die Wetterregeln: „Hornung klar, gut Roggenjahr." „Hornung hell und klar bringt ein gutes Flachsjahr." „Der kleine Horn und der Wonnemond ſind keine Nachbarn." „So hoch der Schnee, ſo hoch das Gras." (Der Hornung ſoll alſo viel Feuchtigkeit bringen.) „Die weiße Gans im Hornung brütet Segen, der das Jahr behütet." „Sollen die Gänſe Eier legen, müſſen ſie in Schnee ſie legen." In Siebenbürgen wird im Brauchtum des Hornungs ähnlich dem Hahnenreiten die Gans abgeritten (Schullerus a. a. O., S. 142). „Im Hornung viel Nebel, im ganzen Jahr viel Regen." „Steigt Winters ein dichter Nebel auf, gibt's Glatteis in nächſter Tage Lauf." „Entſteiget Rauch gefrorenen Flüſſen, ſo iſt auf ſtrenge Kälte zu ſchließen." „Steiget im Winter das Grundwaſſer hoch, folgt der Kälte bald Tauwetter nach." „Hornung Schnee und Regen deutet an den göttlichen Segen." „Hornung im Kot bringt Krankheit und Not." „Hornung füllt die Gräber, ſchwarz oder weiß, doch weiß iſt beſſer." „Horings Flut hat einen ſilbernen Hut." „Läßt der Hornung Waſſer fallen, läßt der Lenz es gefrieren." „Im Hornung ſoll's ſtürmen, daß dem Stier die Hörner wackeln." „Nordwind im Hornung weht Korn ins Land." „Wenn die Katze im Hornung in der Sonne liegt, im Lenz ſie hinter den Ofen kriecht." „Wenn im Hornung die Mücken geigen, müſſen ſie im Lenzen ſchweigen." „Spielen die Mücken im Hornung gar, frieren Schaf und Bien' das ganze Jahr." „Hornungs Lämmer taugen nichts." „Im Hornung ſieht man lieber den Wolf als einen Bauern in Hemdsärmeln." „Früher Vogelſang macht den Winter lang." „Der Hornickel iſt ein Zornnickel." „Iſt der Hornung trocken und kalt, kommt im Frühjahr die Hitze bald." „Der Hornung baut Brücken und der Lenzing bricht ſie

ab." „Friert es nicht im Hornung ein, wird's ein schlechtes Kornjahr sein." „Warmer Hornung, kalter Lenz." „Im Hornung fette Vögel auf dem Felde, so kommt darnach noch viele Kälte." „Im Hornung zuviel Sonn' am Baum, läßt dem Obste keinen Raum." „Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht." „Der kleine Horn spricht zu seinem großen Bruder: Wär' mir deine Macht beschieden, sollt' der Topf vorn frieren und hinten sieden." Für den doppelten Horn läßt sich bis gegen Hornungs Ende zusammenfassend also sagen: „Wenn Hartung und Hornung vor Kälte starren, dann läßt der Lenz nicht lange harren."

Das Brauchtum des Hornungs.

Der in den angeführten Bauernregeln wiederholt erwähnte Hut dürfte auf die Gugelhaube als Sinnbild der wieder aufsteigenden Sonnenbahn deuten. Der erste Hornungstag neuer Kalenderrechnung ist an sich das erste Frühlingsfest des Jahres. „Der Tag des Heiligen Sebastian wird heute noch in vielen Kirchen der Pfalz als erstes Frühlingsfest vom Volke feierlich begangen" (Grünenwald, „Volkstum und Kirchenjahr". 44. Band der Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, 1927, S. 58). Der Name Bastian oder Sebastian scheint in Angleichung an das Brauchtum des Baſtlösens dieses Los- und Festtags gewählt zu sein (vgl. Mackensen, „Sitte und Brauch" in Spamer, „Die deutsche Volkskunde", 1934, S. 148 und Sartori in J. Meyer, „Deutsche Volkskunde", 1926, S. 93). Am „Bastianitag" werden aus Weidenbaſt Pfeifen und Hupen gemacht und geblaſen, weil da der Saft schon in die Bäume steigt (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr"), wie überhaupt Schalmeien noch ein Tonkunstgerät zur Begleitung von Volkstänzen bilden; im Fläming wird noch auf einem Stück Birkenbast geblasen. Die Baſtlösung wird von Baſtlösungssprüchen begleitet (Sartori III, S. 82), wie sie sehr zahlreich noch vorhanden sind und auch auf die Baſtrinde geschrieben werden. („Völk. Beob." 12. 5. 37.) Nunmehr steigt der Saft unter die Rinde und in den Stamm, so daß wir für diese Loszeit die erwähnte Bauernregel richtig fassen können: „Führt der Hornung den Baſttag heran, fängt der Baum

zu saften an (oder: soll der Saft in die Bäume gahn, fangen die Bäume zu wachsen an)." Von nun an soll man kein Holz mehr fällen, während gerade der vorangehende Hartung der geeignete Monat hierfür ist, weil das Brenn- und Bauholz dann frei von Saft ist und leicht trocknet, deshalb auch nicht fault und von Würmern verschont bleibt; auch vom Nadelholz gilt gleiches, bei dem die Nadeln nach dem Fällen sogar noch den restlichen Saft in sich herausziehen. In kälteren Gegenden heißt der Hornung (Tegernseer Kalender) noch Holzmonat, in alten Kalendern der Lenzing auch Baumschneidmonat (Weinhold, Die deutschen Monatsnamen). Doch ist der Hornung schon der Monat des Baumschneidens und -pflanzens. Der Saft steigt zwar schon, aber er fließt noch nicht. Auch zum Fasenachtbrauchtum gehört das Beschneiden der Obstbäume (Perger, „Deutsche Pflanzensagen", 1864, S. 26.) Obstveredelung ist schon Errungenschaft des urgermanischen Volkes, des nordischen Urvolkes der Steinzeit, wie die veredelten Äpfel zu Alvastra in Schweden und in den Pfahlbauten Süddeutschlands und wie Pflaumenfunde und Pflaumenbaumholz eines Fundes aus Sachsen zeigen.

Die Loszeit des Bastlösens und des Schneidens der Pfropfreiser, die wiederum mit dem Bast verbunden werden, ist auch die Zeit des ersten Schützenfestes, bei dem ein Ruten- (Prietschen-) meister als Schalk auftritt. Der Heilige Sebastian wird von Pfeilen durchbohrt dargestellt. Wie bei dem zweiten und größeren Frühlingsfeste des Lenzingbeginns kennen die besagten Bauernregeln schon zu Hornungs Anfang die Hochzeit und Ankunft der Vögel. So geht auch jener Stuhlfeier Petri am 22. Februar schon die erste Stuhlfeier Petri am 18. Januar, also zu Beginn des neuen Hornungs voraus. Mit den ersten Blüten des Frühlings, wie dem Schneeglöckchen, der Amselblume, meldet sich auch der Seidelbast, der Tybast oder Tywid, die Zilande, das Lenznägelchen, welcher gleich der Tyrsblume, dem Blaumaiel, Freielkraut, Marienstengel oder Veilchen Tiu geweiht ist.

Der heilige Fabian wird nach seinem lateinischen Namen als der Bohnenmann angesprochen (Mork, „Der Festkalender", 1847, S. 114, in: Scheible, „Das Kloster" VII, 25—28). Er gehört damit dem Fase(nacht)brauchtum an, das, im Hartung beginnend, über den ganzen Monat Hornung sich erstreckt, welcher Fasenacht heraufführt. Darum heißt er nach diesen Freudeveranstaltungen auch dänisch und niederdeutsch Blide-

monat (Weinhold a. a. O.), bei Fischart Faßnachtman, auf Island Föstuinngangsmanudr, ferner auch Weiber- oder Altweibermond, in welchem Sinne in der Eifel schon vor Fasenacht der Weibermontag und -donnerstag gefeiert werden. Im Bordesholmer Kalender heißt der Hornung Fosman, Fuchsmonat; er ist die Zeit der Fuchshochzeit. Die Bohne (griechisch: Fasel) ist gleich der Bäugel oder Brezel ein Abbild der B-Rune, der Rune der Geburt; ihrem Stande an 13. Stelle im kurzen (heiligen) Fudork entspricht der 13. Runenspruch in Odins Runenlied der Edda, der einen Taufspruch darstellt, wie denn die Bäugel oder Brezel auch ein Feiergebäck zum Lebensbrauchtum der Taufe ist. Inmitten der allgemeinen fasezeitlichen Veranstaltungen und Vergnügungen ist der Hornungsbeginn und Basttag als erstes Frühlingsfest auch kein besonderer Feiertag. Dafür aber ist der vorausgehende Tag, nach der vorgeschlagenen Neuregelung der letzte Hartungstag, nämlich der 30. Hartung, der alljährliche Feiertag der nationalsozialistischen Machtergreifung. So kennzeichnet der letzte Hartung, als der Höhepunkt des Monats den Hartung 1933 als den Beginn der neuen Zeitrechnung, wenn wir ihn damit als das Hohe Neujahr des Nationalsozialismus benennen. Überhaupt ist der Neujahrsglückwunsch noch bis zum Ende des Hartungs (Agnestag, 21. Januar) angebracht (Montanus-Zuccalmaglio, „Die deutschen Volksfeste", 1854, S. 18).

Des Hornungs Lichtweihe.

Das wetterkundlich wichtigste Fest des Hornungs ist die Lichterweihe oder Lichtmeß. Die Bauernregeln besagen von ihm, daß das Tageslicht da schon einen Hirschsprung vorgerückt sei. Vielleicht hängt der Name Lichtmeß mit der Längenmessung des Tages zusammen, die bei künftig scheinender Sonne auch an Sonnenstein und Sonnenuhr nunmehr möglich wird. Ein Bauernspruch sagt von solcher Lichtmessung: „Lichtmessen, der Winter halb gemessen." An Lichtmeß haben die Lebensmittelvorräte um die Hälfte abgenommen, weshalb man nach der Messung dieser Lichtung von „Lichtmeß auf dem Boden" spricht (Sartori, „Westfälische Volkskunde", 1922, S. 142). Das Lichtmeß- oder Sankt-Blasien-Brot hat die Gestalt einer Maßlatte mit ihren Einkerbungen. Im

allgemeinen kommt unser Wort Messe von dem germanischen Worte Mathla für die Versammlung (Mette oder Messe) auf der Malstätte und die Mahlzeit. Auch in der Kirmesse oder Kirweihe mit dem zugehörigen Jahrmarkt haben wir diese Kennzeichnung noch. Lichterweihe oder Kyndelmeßtag heißt das Fest auch, ähnlich dem erwähnten Gestirn Kyndelbere oder Fackelträger beim Orion (Reuter, „Germanische Himmelskunde", S. 279 u. 314); denn an diesem Tage findet ein Lichterzug mit Wachsstock- und Kerzenweihe für die kommenden Gedenktage des Jahres, für die Lebensfeste der Sippe statt. Der Lichterweihe entspricht offenbar auch der römisch-heidnische Lichterumzug der Luperkalien, der am 15. Februar gefeiert wurde. In der Landschaft Stapelholm findet zu Lichtmeß ein Fackellichterzug statt, der dort schon als Bikenbrennen angesprochen wird (Sartori III). Zu Lichtmeß tanzen nach altem Brauch die Frauen mit Holundergerten in der Hand, zu Ehren der Frau Holda oder Freya (Frauja), der dieser Tag gleich dem Holunder gewidmet ist (christlich zu Mariä Lichtmeß geworden). Frau Holle oder Freya ist das göttliche Sinnbild der Frau und Mutter, der Spinnstube und des Freiens, der Geburt (christlich: „Weh-Maria") und der Holden, d. i. der Sippenangehörigen oder Magen, also der Freund- oder Verwandtschaft. Diese Holden des Kosens, die Kobolde, daraus Klaubauf und Klaubautermann geworden, sind das Gedächtnis der Ahnen, gleichsam die Schutzgeister von Sippe und Haus, wie die germanische Mythe allem sinnbildliches Leben verleiht und die Lebensäußerungen treffend selber als Geister anspricht, ihnen geistigen Ausdruck verleiht, um im Wirken des Weltengeistes ihren Platz zu finden. Es ist die Fylgja oder Hamingja (Heimchen, Chimmeken), die Sippenseele oder -macht im Sinne Bernhard Kummers, gleichsam der Name der Sippe. So in der Form den Ausdruck eines Gedankens zu sehen, eine „Eingeistung", um mit Rosenberg („Mythus") zu sprechen, was die Grundlage der Kunst, des Sinnbilder-Brauchtums und der Rassenseelenkunde ist, das ist aber das Gegenteil von Dämonologie. Die Unholden im Gegensatz zu jenen Holden aber sind die Feinde der Sippe, sind das artfremde Blut und Wesen.

Im nördlichen England heißt Lichtmeß Weiberfesttag (Mork, S. 150). Der Frau Holle gehört auch die Benennung des 1. Februar nach der Brigitta zu, deren Tag in England gefeiert wird, welches in Britannien einen damit verwandten Namen trägt. Brigitta ist die „Toch-

ter des Tags", der Daga, und trägt auf dem Haupte ein Licht (Leers a. a. O.). Am Lichtmeßtage soll das Garn an dem Rocken des Spinnrades, der auch in dem Sternbild des Orions als „Friggas Rocken" erscheint, abgesponnen sein. Am Lichtmeßtag muß die Kunkel leer sein, das Spinnen also unterbrochen werden, und darf erst am andern Tage wieder weitergearbeitet werden (Sartori III). In Twieflingen bei Schöningen wurden die Lerchen (Lereken), deren Beziehung zum Lichtmeßtag uns schon in den Bauernsprüchen erschienen ist und die um diese Zeit ankommen, am Morgen dieses Tages mit Besen geweckt, d. h. man weckte sich gegenseitig. Zur Lichtmeßzeit sollen die Spinn-, Rocken- oder Kunkelstuben, Rocken- oder Lichtengänge ihrem Ende entgegengehen, die Bauernregeln besagen davon: „Lichtmeß, Spinnen vergeß, bei Tag zu Nacht eß'!" „Vor Lichtmeß gibt es Garn, nach Lichtmeß Gärnchen." Die Spinnstube soll 100 Zusammenkünfte aufweisen und wird daher Lichthund genannt (Beetz a. a. O., S. 30). Die langen Abende gehen ihrem Ende zu, die Feldbestellung beginnt und damit bleibt für das Spinnen keine Zeit mehr, von dem es heißt: „Spinnen am Abend, erquickend und labend; spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen." Das Tagewerk, die Arbeit des Hauses und Feldes kann, wenigstens in Süddeutschland, jetzt bei Tageslicht beendet werden; die Kerzen und Lampen dienen nicht mehr der Erwerbsarbeit, sondern nur mehr dem Feierabend und der Feiergestaltung.

Die Zeit um Lichtmeß ist aber auch ein Witterungseinschnitt im Jahreslauf, der Beginn des Nachwinters. Darum ist der Lichtmeßtag ein wichtiger Lostag. Lichtmeß führt den Nachwinter oder Vorfrühling herauf; da soll sich der Winter noch einmal richtig austoben, damit später das Wetter besser werden kann, damit der Erde noch einmal tüchtig Wassermassen zum Tauen und Durchdringen der Ackerkrume zugeführt werden. So verbindet Lichtmeß brauchtumskundlich die Julzeit mit der Fasenacht (Wrede, „Eifeler Volkskunde", 1922, S. 151). Lichtmeß ist zugleich der Abschnitt des ersten Jahresachtels, des dem Tages-Eyktamal oder Etmal entsprechenden Jahres-Eyktamals. Gemäß diesen Jahresachteln alter Kalenderrechnung zählen unsere Bauernregeln noch nach „6 Wochen" oder „40 Tagen", also 6—7 Wochen als halbe Jahresviertel, eine Zeitspanne, die auch in der christlichen Kalendereinteilung noch in der Fastenzeit vor Ostern, in der Oster-Pfingstspanne

und in der Jahresendzeit oder Halkyonzeit erscheint (vgl. Zaborsky-Wahlstätten, „Urvätererbe in deutscher Volkskunst" 1936, S. 25). Lichtmeß ist auch kirchlich ein 40-Tagefest (Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr", 1934, S. 85). Nach der neuen Kalenderrechnung dürfte diese Wetterwende der witterungskundlichen Erfahrung gemäß auf den 16. Hornung, also 5. Februar fallen, das ist die Zeit der Lichtmeßwoche. Das folgende Wetter wird nicht durch einen Lostag allein gekennzeichnet, sondern durch die ganzen um ihn herum liegenden Tage, die Lostagswoche; sonst „können Widersprüche dadurch entstehen, daß die Bauernregeln an einzelne Tage statt an ganze Wochen anknüpfen" (Henig a. a. O.). Der starke Schneefall zur Lichtmeßwoche widmet auch wetterkundlich das Lichtmeßfest der Frau Holle, die nochmals tüchtig ihre Betten schüttelt, daß die Federn als Flocken herumfliegen. Die Wetterregeln der christlichen Heiligentage dieser Zeit besagen denn auch: „Die Heilige Agathe (5. Februar) ist reich an Schnee." „Sankt Dorothee (6. Februar) gibt den meisten Schnee" und: „Nach Dorotheentag (also: nach dem Lichtmeßtag) kein Schnee mehr fallen mag." Zusammen können wir diese Regeln etwa ausdrücken: „Leert Frau Holle an Lichtmeß den Rocken, schüttelt sie noch die meisten Flocken." „Sankt Dorothee bringt den meisten Schnee; die Regel gibt ungemein treffend die wissenschaftliche Tatsache wieder, daß die Zeit vom 5. bis 10. Februar überall in Mitteleuropa am häufigsten zu Schneefällen neigt" (Henig, S. 52). Dem starken Schneefall folgt starke Kälte. „Die Kälterückfälle um Mitte Februar und Mitte März, von denen der Landmann seit alter Zeit redet, entsprechen durchaus der Wirklichkeit" (Henig, S. 42). Von diesem Kälterückfall besagt die Wetterregel: „Sankt Severin (11. Februar) wirft den kalten Stein in den Rhein, Sankt Gertrud (17. März) mit der Maus holt ihn wieder heraus" (Kölner Gegend, nach Reinsberg-Düringsfeld: „Das Wetter im Sprichwort").

Von der Lichtmeßzeit als der Wetterloszeit des Nachwinters besagen denn die Bauernregeln: „Lichtmeß ändert das Wetter." „Scheint Lichtmeßtag die Sonne klar, gibt's Spätfrost und kein gutes Jahr." „Lichtmeß in Klee, Ostern in Schnee." „Weiht man die Kerzen im Schnee, weiht man die Wische im Klee." „Wenn's an Lichtmeß stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit; ist es aber klar und hell, kommt der Lenz wohl nicht so schnell." „Wenn es zu Lichtmeß stürmt und tobt, der

Bauer sich das Wetter lobt." „Lichtmeß Regen bringt keinen Segen." „Solange die Lerche vor Lichtmeß singt, solange nach Lichtmeß kein Lied ihr gelingt." „Tönt vor Lichtmeß Lerchensang, wird's dem Bauern angst und bang." „Lichtmeß hell und klar, gibt ein schlechtes Jahr." Aber für den Flachs heißt es ausgleichshalber: „Lichtmeß hell und klar gibt ein gutes Flachsjahr" (oder auch: Kornjahr). Doch scheint hier die Klarheit lediglich im Gegensatz zum Regenwetter zu stehen. „Lichtmeß Sonnenschein bringt viel Schnee herein." „Besser der Wolf als der Sonne Licht zu Lichtmeß in den Schafstall bricht." „Lichtmeß dunkel ist der Winter versunken." „Liegt an Lichtmeß (im Hornung) die Katze in der Sonne, liegt sie Ostern (im Lenzing) hinterm Ofen mit Wonne." „Findet die Gans zu Lichtmeß naß, hat das Schaf zu Frühlingsanfang Gras." „Lichtmeß Sonnenschein geht der Fuchs nach 6 Wochen in die Höhle hinein." „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche, geht auf 6 Wochen er wieder zu Loche." „Sieht der Bär (Dachs, Wolf) auf Lichtmeß seinen Schatten, kriecht er wieder 40 Tage (6 Wochen) in die Höhle." Das scheint einer tatsächlichen Beobachtung zu entsprechen, wie von Tiergärten berichtet wird, so auch in Nordamerika von dem Ground hog (Grundschwein, Erdferkel); auch der Dachs heißt übrigens Griebel und schwedisch: Gräffwin, Grabschwein. Die Vermehrung der Schweine erscheint durch den Tag des erwähnten Heiligen Antonius mit dem Schwein am Hornungsanfang mit der allgemeinen Zeuge-(Fase-)zeit des Frühjahrserwachens in Verbindung zu stehen, gleich dem Namen der Ferkel, die auch Facken heißen (Fackelwoog mit Vacken- oder Fackelstraße in Kaiserslautern, ursprünglich Ferkelwoog), weswegen der Heilige Antonius in Tirol auch Fackentoni wie in Steiermark Sautoni heißt. (Vgl. Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr", 1934, S. 82.)

Lichtmeß soll nach den besagten Wetterregeln also noch einmal starken Schneefall bringen, um so dem Brauchtum von Frau Holles Rocken und Flocken und von der wachsenden Spanne des Lichts auch wirklich entsprechen zu können. „Um Lichtmeß kalbt die Kuh, dann legt das Huhn, dann zickelt die Geiß, dann macht der Bauer am allermeist." So wird Lichtmeß auch allheitkundlich ein Mittelpunkt in der Vermehrung und im Wachstum des Frühjahrs, wie es das Fase(nacht)brauchtum ausdrückt. In Lützelburg und Siebenbürgen ziehen am Vorabend von Lichtmeß die Kinder mit den „Blasius-Lichtern" um, was für die Gleich-

heit von Lichtmeß und dem Heiligentag des Blasius spricht (Schullerus, „Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde", S. 114.) Der Name des Blasius, der in der römischen Kirche als Windbläser mit dem Windopfer geehrt wird, zeigt Verbindung zu dem englischen Wort Blaze, Flamme, Licht (Koren a. a. O., S. 91), wie Blasius auch gekreuzte Kerzen trägt. Gehört doch auch zu diesem Lichtmeß- oder Lichterzugfest die genannte heilige Brigitta im Sinne von englisch Bright, Pracht, Licht (Koren, S. 88) und die heilige Agathe, der in der Kirche Kerzenlichter geopfert werden und die als Heilige gegen Feuersbrunst angerufen wird (Koren, S. 91). Sie trägt offensichtlich in Gestalt der beiden Berge, wie sie gleich der genannten Bohne und Bäugel oder Brezel die B-Rune ergeben, ihre beiden Brüste auf der Hand (Zaborsky-Wahlstätten, „Urvätererbe") und deutet damit auf die besagte Geburtszeit hin. In alten Bauernkalendern und im Runenstabkalender von 1687 wird die heilige Apollonia (9. Februar) mit der Odal-Rune oder der gleichbildlichen Zange und wird die heilige Agathe mit ebensolcher Semmel dargestellt („Germanien", 1938, 7, S. 213/15, u. 12, S. 402); andererseits erscheint Anfang Hornungs auf Runenkalenderstäben das Zwei-Berge-Zeichen der B-Rune. So geht die Ähnlichkeit der B- und der Odal-Rune hier ineinander über.

„An Blasius (3. Februar) soll man Obstbäume verpflanzen." Vielleicht ist dieser Spruch, wo die Erdarbeit bei dem starken Schneefall ohnehin vereitelt ist, eine Wortangleichung zwischen Blasius und Pflanzen, wie auch in der katholischen Kirche am Tage des Blasius der Priester die Kinder bläselt, damit sie keine Erkältungskrankheiten bekommen sollen (Grünenwald a. a. O., S. 61). Wenn es von Sankt Valentin (18. Februar) heißt: „Sankt Valentins Eier sind umsonst zu teuer und müssen schnell ans Feuer", und „Eier vom Tage Valentin bringen wenig Gewinn", so rührt dieser Glaube wohl weniger von der Namensangleichung Valentin mit fallen her, wie vielfach angenommen wird (Pastor, S. 87), sondern wohl eher von dem Umstand, daß die Hähne vielfach noch nicht die Eier befruchtet haben und jetzt erst allmählich damit anfangen, so daß man bis dahin noch keine Bruthennen setzen soll. Die Bauernregeln sagen: „Wenn im Hornung der Hahn nicht schreit, tut der Henne das Brüten leid", und allgemein: „Nach Lichtmeß kann der Bauer Eier und Milch haben." So wird diese Zeit zur Zeuge- und Geburtszeit in der Tierwelt.

Das Faſebrauchtum.

Mit dem Heiligen Valentin beginnt der durch Kalenderverſchiebungen zerlegte Brauchtumskreis des Lenzenanfangs, wie er ſich im Faſe(nachts)- oder Faſchingsbrauchtum kundtut. Beſonders in England mit ſeiner milden Golfſtromwitterung wird ſchon auf den Heiligentag des Valentin das auch dem Faſnachtbrauchtum entſprechende Wallburgenbrauchtum mit den Valentine genannten Brautlehenspaaren gefeiert. Der Name des Heiligen Valentin wie auch der der Heiligen Walburga am 25. Februar ſcheint mit dem Wallburgenbrauchtum ſelber auch in ſeiner Wortangleichung verwandt zu ſein. Valant und Valantinne werden im Chriſtentum als Teufel und Teufelin erklärt (Kleinpaul, „Das bekränzte Jahr", 1920). Der isländiſche Hornung (21. Januar bis 21. Februar) war als Liosberi, d. i. Lichtbringer (vgl. Lichtmeß oder Kyndelmeß), dem Wali geweiht (Körner, „Handbuch der Heroldskunſt", 3, S. 75). Wie wenig die chriſtlichen Heiligen innerlich mit dem Brauchtum ihrer Kalendertage verwandt ſind, zeigt gerade Valentin, deſſen Kalendertag dem Verlobungsbrauchtum gehört, mit ſeiner chriſtlichen Lehre: „Ehe und Kindererzeugung ſind Werke des Satans" (Theiner-Mehnert, „Cölibat und Sittlichkeit", 1933, S. 61). Am Valentinstag tritt in Riga die Geſellſchaft der Faſnachtsdrunken auf (Reinsberg-Düringsfeld, „Das feſtliche Jahr", S. 49). In der Pfalz werden am Valentinstag von Kindern und Verliebten gerne „Vielliebchen gewettet", dabei die zwei rechten Zeigefinger ineinandergehäkelt oder eine Brezel oder zwei zuſammengewachſene Zwillingsfrüchte auseinandergeriſſen (Grünenwald, „Volkstum und Kirchenjahr", S. 61, und Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 462), alſo die B-Rune, die Rune der Geburt dargeſtellt. Der Valentinstag iſt der Vielliebchentag, ein allgemeiner Verlobungstag gleich dem Faſnachtstag, und iſt der Tag der Vogelhochzeit. Zu dieſer Zeit beginnt man in Südweſtdeutſchland auf dem Felde den Vielliebchenſalat (Feldſalat, Rapunzel, Sonnenwirbel, ein Baldriangewächs, latein.: Valerianella) zu ſtechen. Als Geſchenk von den Vögeln zu deren Vogelhochzeit legen da die Eltern den Kindern Kuchen und Zuckerwerk in bereitgeſtellte Teller, ſo in der ſächſiſchen Wendei (Sartori III, S. 83), alſo

in uneigennütziger Liebe unter Verheimlichung des wahren Spenders und zur Stärkung der kindlichen Tierliebe.

Die christlichen Heiligentage mit ihrem übernommenen und durch die Kalenderverschiebung zerstreuten Brauchtum von Valentin, 14. Februar, über Petri Stuhlfeier, 22. Februar, Matheis, 24. Februar, Walburga, 25. Februar, und Romanus, 28. Februar, zu Kunigund, 3. März, sind auch inhaltlich alle einander ähnlich oder gleich und verdichten sich auf den sternkundlichen Übergang vom Hornung zum Lenzing; der 30. Hornung der neuen würde dem 19. Februar der bisherigen Kalenderrechnung entsprechen und der 1. Lenzing dem 20. Februar. Der Inhalt des Brauchtums stimmt mit dem der Fasenacht und des Aschermittwochs überein, wie auch das Bikenfest mit dem Allmendething zu „Petri Stuhlfeier" auf Sylt beweist. Wir werden künftig daher gut tun, das Fasenachtbrauchtum wieder auf diese feststehende Zeit zu legen.

Für diese Festlegung spricht auch der Umstand, daß an der Mosel auf oder um Fasenacht (Funkensonntag) ein Brautlehen stattfand und „der Valentinstag" genannt wurde, das Mädchen selber hieß Vielliebchen oder Valentinchen (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 453; Wrede, „Rheinische Volkskunde", S. 248; „Das Buch Weinsberg"). Im Wasgau (Elsaß) wird das Brautlehen übrigens durch eine Bocklarve verkündet (Mannhardt a. a. O., S. 456).

Die Fasnacht oder Fasenacht, Fassenacht, Faselnacht, mit ihrer Verwandtschaft zum Perchtenlauf des Jahresanfangs einerseits und in Entsprechung mit dem inhaltgleichen Valentinstag zum Wallburgenbrauchtum der ersten Mainacht andererseits bildet also den Höhepunkt und Abschluß des Hornungs. Der Hirsen- oder Hirschmontag mit dem Hirschkönig, der auch eine Woche nach der Fasnacht begangen wird (Sepp, S. 108), gehört gleichfalls zu ihrem Brauchtum, das also keineswegs mit ihr abschließt. Auf solche Feiern und vielleicht auch auf die Tierzucht des Bauerntums deuten wohl gleichnamige Stätten wie Hirschhorn, Hirsau; für die inhaltliche Gleichheit von Hirs und Horn spricht der Name einer auf alter Weihestätte erbauten Kapelle zu Hundheim (Rheinpfalz), die Hirsau und auch Hornsau heißt. „Der Sonnenhirsch begrüßt die Frühlingsbraut: der werbende Himmel die wartende Erde" (Hans Hahne, „Vom deutschen Jahreslauf im Brauch", 1926,

S. 23). Der Umstand, daß auch auf einem Kirwemarkt als dem Hornmarkt unter dem Rufe „Horns, Horns!" Hörner getragen wurden (Pfannenschmid, „Germanische Ernetefeste", S. 279), bringt solche Horn-Stätten in Verbindung mit der Malstatt als Stätte des Things, des Marktes, des Umgangs und der Feier überhaupt.

Das Sinnbild der Zeugungskraft der Erde dieser Zeit ist der Farren oder Fasel mit seinen Ur-Runen-förmigen Hörnern und der Hirsch mit seiner Geweihverzweigung, die der Lebensrune, dem Stammbaum und der Monatteilung gleicht (Sepp S. 20). Der Heilige Pirminius beschwert sich über die Hirschmaskenumzüge am Monatsersten. Sinnbild der Keimkraft ist auch die Hirse als gesunde Weihespeise solchen Brauchtums. Ihre Wichtigkeit scheint auch in der Namensgleichung mit Hersen, Hirn zu liegen, wie sie andererseits auch Brein (vgl. Brei) gleich dem Bragen oder Brain, dem Gehirn, heißt. Das Horn hat neben seiner Beziehung zur Ur-Rune, zum Ur-Bogen sowie zum Wendehorn, der bogenförmigen Irmin-Rune, welche uns aus dem Elchgeweih spricht, auch eine solche zum Schiff und Boot, wie es im Fasenachtbrauchtum erscheint, zur Mondsichel und zum Wende- oder Hakenkreuz, so in den Zeichnungen des Runensteins von Snoldelev. Ähnlich der Steinsetzung des Sonnen- oder Solarrings heißt Baldurs Schiff der Hel- und Jahresfahrt Ringhorn. Dem Fasnacht- oder Fasebrauchtum gibt der Wortstamm Fasen, d. h. zeugen, schaffen (mhd.: faselen, d. h. fruchten), wie er auch in Faser und faseln erscheint, den Namen (Wackernagel); die Benennung nach dem Fasten ist erst christliche Unterstellung, die überhaupt aus den Festtagen Fasttage machte. Fasenacht, Faßnacht oder Faselnacht heißt dieses Fest noch landläufig. Fasnacht ist ein Freudenfest mit viel Essen und Trinken, wie die ganzen germanischen Feste des Frühjahrs und Sommers.

In der Konstanzer Gegend wird zu Fasnacht der Schneckenball getanzt, der gleich dem Schneckenhaus an die wachsende Sonnenspierel dieser Zeit erinnert. Dieselbe Bedeutung haben die Schneckennudeln, auch als Hakenkreuz zusammengesetzt (Wrede, „Rheinische Volkskunde", 1922, S. 196), die gleich den sonnenballförmigen Fasnachtkügelchen oder Krapfen als Fasnachtgebäck gegessen werden. Zum Gebäck des Fasenachtbrauchtums gehören ferner die hornförmigen Hornaffen, die Fasnachtbrezeln mit ihrer erwähnten Runenform und die Heetwecken (heiße

Wecken) als kreuzförmige Radbrötchen des Sonnenbildes. In England heißt Fasnacht auch Pancakeday, Pfannkuchentag. Den Kindern wird bei ihrem Fasnachtumzug von Haus zu Haus durch Beschenken mit solchem Gebäck und andern Dingen reichlich Freude bereitet. Unsere Hitler-Jugend und SA. möge wieder das Brauchtum durch solche Umzüge beleben, wie sie bisher die Kinder- und Jünglingsbünde auf Dörfern übten, zumal sie eine gute Einnahmequelle bilden, die auch der NSV und dem Winterhilfswerk zugute kommen kann. Diese Sammlungen sind althergebrachte Gemeinschaftspflichten und der Jugend gutes Recht, wie sie auch zu den Holzstößen der Festfeuer von allen Häusern und aus dem Allmende- oder Gemeindewald Holz erhält oder nehmen darf. Ein volksfremdes römisches Recht in Deutschland brachte es fertig, dafür hohe Strafen wegen Einbruchdiebstahls, Forstfrevels u. dgl. zu verhängen. Es ist wirklich an der Zeit, daß unser Brauchtum weiterhin vor solchen volkstumsfremden Übergriffen geschützt wird.

Wie vor Weihnachten der alte Weihnachtsmann und das junge Weihnachtskind als Sinnbilder des alten und neuen Jahres auftreten, so im Frühjahrsbrauchtum der mit Stroh umwickelte Boz als Abbild des vergehenden Winters und der mit Grün verzierte Quack als Abbild des erwachenden, quicken Lebens. Die Quacken werden kegelförmig mit Grün und Blumen, mit Efeu und Bärlapp (Buschan, S. 98) verkleidet, eine Form, die sie wohl wieder mit dem Kegel oder Geck des Dachfirstes (vgl. das erwähnte Jimmeken), also dem Kobold, dem Walter oder Holden des altsteinzeitlichen Kofens oder Hauses in Verbindung bringt (vgl. „Kind und Kegel"). In der immer wieder auflebenden Quecke des Ackerbodens, im Restquack und im Quick- oder Wacholder, von dem das Quickreis, die Wickerute genommen wird, haben wir die gleiche Bedeutung des ewigen jungen Lebens. Bozen heißen auch die Vogelscheuchen auf dem Felde zum Abhalten der Vögel. Dem Boz entspricht das putzige Männchen der Sage, das wiederum im Sinne von drollig und albern den Trolden und Alfen gleicht; nicht zum Quack, sondern zum Boz, Alf oder Elbbutz (Vorarlberg) gehört der Quarg, Querz oder Zwerg, wie auch das mißratene Brot Quargesbrot und der weiche Käse Quargkäse heißt (Lauffer, „Niederdeutsche Volkskunde", 1923, S. 75; vgl. „Mythische Rassenkunde" in „Neue Grundlagen der Rassenforschung"). Der Name Boz oder Butz bezeichnet insbesondere Meister Petz, den Butzen-

bär, also den Bären, nach dem die Berner Geldstücke mit dem Bärenwappen Batzen heißen. So wird im Zuge zur Fasnacht und zu andern Frühlingsfesten ein mit Getreide- oder Erbsenstroh umwickelter Bär mitgeführt, mitunter auch zum Zeichen des winterlichen Vergehens ins Wasser geworfen oder sinnbildlich getötet. Da er von jeher durch einen verkleideten Menschen dargestellt wird, kann von einem wirklichen Töten oder jemaligen Menschenopfer keine Rede sein. Auch die Mythe von dem dreihundertjährigen Aun mit den Lebenskerzen und dem regelmäßigen Opfer seiner Söhne in Jahrhunderten ist eine sternkundliche Darstellung ohne die Möglichkeit geschichtlicher Begebenheit. Die Menschenopfer sind morgenländisch-mittelländischer Herkunft, so bei den Etruskern üblich gewesen (Alfred Rosenberg); auf den bronzezeitlichen Felsbildern in der schwedischen Landschaft Bohuslaen wird ein Frühjahrsfestzug gezeigt, in dem eine überlebensgroße Puppe, also kein Mensch, als Winter-sinnbild mitgeführt wird. So ist der Boz und ähnliches Brauchtum von jeher nur Sinnbild. Im Langobardischen heißt der Maskenträger Walapauz, der von den Toten kündende Boz („Germanenerbe", 1938, 2, S. 40). Auch Fasnachtsbär wird der Boz genannt. In der Erntezeit bekommt, wer zuletzt mit dem Dreschen fertig ist, das letzte Schaub Stroh als „Bären aufgebunden" (Sepp, S. 282). Das Stroh als Zeichen der Unfruchtbarkeit wird auch im Wallburgenbrauchtum verwandt, wo dem verrufenen Mädchen ein Strohwisch gesetzt oder Häckselspreu gestreut wird. Auf dem Schaub oder Schauf wird der Tote ausgestellt. In Effeltrich bei Erlangen treten zur Fasenacht mit Strohbutzen die Fasalecken auf und vertreiben den Winter („Germanien", 1935, 10). Als Gegensatz zum Fasnachtbären oder Butz wird neben ihm auch ein Fasnachtschimmel geritten (Sepp, S. 63/64.) Dem Strohboz entspricht der Tallsack, der auch die Form der Jahreswenderune zeigt und damit an das steigende Jahr erinnert („Germanien", 1933, 10). In Warmbrunn wird noch ein Tallsackmarkt abgehalten; Wort und Brauch dürften mit der bayerischen Dult als Jahrmarkt und mit den Zelten als Kuchengebäck der Julzeit verwandt sein.

Die mit dem Keimen und Treiben in der Allheit wiedererwachenden Lebensgeister heißen in der deutschen Sage Loren oder Laren, im römischen Brauchtum sind die Laren die Ahnengeister, die Penaten. Sie werden wie im Brauchtum der Perchten in dem Fasenachtbrauchtum

durch Larven (Masken) verbildlicht, ein Ausdruck, der gerade die Verwandlung des unvollendeten Wachstums bei Tieren zur vollendeten Reife bezeichnet. So sind die zur Schau getragenen Larven des Fasenachtbrauchtums die Abbilder der Laren, der Lebensgeister in ihren verschiedenen Gestalten, in denen sie in der Allheit zu Licht und Leben drängen (Sepp, S. 56/57, und Ernst Tabeling, „Mater Larum", 1932). Im Imster Perchten- oder Larvenlaufen erscheint noch der geschwärzte Ruß-Lar. Das Larvenbrauchtum ist gemeinarisch, die Vermummung und das Fasnachtbrauchtum finden sich nicht nur in Süddeutschland mit seiner einfließenden Überlieferung keltischen und auch römischen Volkstums, sondern auch in Skandinavien von jeher (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube", 1935, S. 37). Außerhalb Germaniens sind durch fremdrassische Einflüsse aus den Larven Dämonen- und Fetischgestalten geworden. Die Kapitularien und das von Bonifatius im Jahre 745 zu Liftinae aufgestellte Verzeichnis heidnischer Bräuche verbieten die Hornungsfeiern, die Spurkalien, also offenbar das Fasebrauchtum. Dem von Aberglauben freien Volksgenossen unserer Lande aber gibt die Vermummung des Fasenachtbrauchtums einmal eine schöne Gelegenheit, sich als das zu kleiden und zu fühlen, was seinem inneren Wesen und seiner Sehnsucht entspricht, der Mummenschanz erfüllt also einem jeden seine Herzenswünsche. Rückwirkend können wir aus diesem Geltungsbedürfnis aber auch wieder rassenseelenkundliche Schlüsse auf die Veranlagung des Vermummten ziehen. So wird uns das Fasenachtbrauchtum zu einem Forschungsmittel der Rassenseelenkunde. Im Sinne der Larenbedeutung und des Fasebrauchtums heißt die Larve auch Bockemaul und der Vermummte Foisensbock. Auch das Perchtenlaufen mit den schönen und schiachen Perchten wird am Faselabend vielfach abgehalten (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Am gumpigen (springenden) Donnerstag vor Fasenacht tanzt der Bellengeck mit einem Fuchsschwanz auf dem Rücken (vielleicht hängt die Namensbedeutung des Fuchses oder Voß mit dem Fasebrauchtum zusammen) und mit den Schellen oder Bellen (Glocken) an den Kleidern; auch an der zweizipfeligen Gugelhaube, Gugelhut, Gugel- oder Narrenfuhr, deren Form der Irminsäule und Jahresrune entspricht, werden solche sonnenballförmigen Schellen getragen, wie die sonnenspierelige Gestalt auch in dem gleichnamigen Gugelhupf als Weihegebäck erscheint. Der Bellen-

geck heißt auch Schalksnarr oder Herold, wie der Schalk solcher germanischen Freudenfeste dem Marschalk des heiligen Hains und des Hofes und dem Skalden der Sagas entspricht, daraus der Hofnarr der Fürstenhöfe geworden ist. Die Schalkhaftigkeit ist ein Zug der nordischen Rassenseele (H. F. K. Günther und L. F. Clauß). In heiterer Form wie beim Till Eulenspiegel spricht der Schalk die Volksmeinung, den Leumund aus, wie wir solches Volksgericht, das den lästigen Menschen auch ohne Gerichtsurteil unmöglich macht, gleicherweise in der Kirwerede, im Narrengericht der Fasenacht und in dem Fasnachtspott auf die alten Jungfern und Junggesellen haben. Auch die Rückseite von Rolanden als Gerichtssäulen zeigt Eulenspiegelwitze als Rechtsbrauch („Germanien", 1936, 8, S. 248). Der Schalk ist gleichsam der Sicherheitsdienst des Brauchtums.

Am gumpigen Donnerstag werden ferner Popeln auf den Armen getragen; das sind künstliche Wickelkinder, die der Schmetterlingspuppe als Abbild des keimenden Lebens gleichen, wie auch die ägyptischen Mumien gewickelt wurden, und die an die Pflicht zur Fortpflanzung erinnern, wie wir es schon bei den Donnerstagen der Klöpfelsnächte sahen. Dem gleichen Zwecke dienen die Wicke- oder Lebensruten, die auch sonst an das Wecken und Weihen des Lebens im Frühjahr sowie an die herankommende Zeit für das Pflanzen der Stecklinge gemahnen. So sind die Lebensruten einerseits Kinder am Stamme des Baumes und andererseits als Stecklinge Keimträger fortzupflanzenden Lebens. Zum Fuen oder Hülsen, d. i. Stiepen der Erwachsenen durch die Kinder unter dem Lied „Fu Fu Faselabend . . ." (Marzell, „Volksbotanik", S. 149 und 151) dient der Fubusch aus stachligem Hüls, der Stecheiche, in der Fasenachtzeit als Wickerute (Fr. Langewiesche, „Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland", 1935). Ähnlich dem lärmenden Wecken des neuen Jahres drückt sich das lärmende Wecken des Frühlings in gleichem Sinne auch durch Klappern, Schnarren und Gärren oder Ratschen aus, die wir auch als Meldegeräte gleich der Ortsschelle und auf der Jagd, als Kinderspielzeug wie schon in germanischen Gräbern und gleich den Wickeruten auch im Osterbrauchtum wieder finden (vgl. meine Abhandlung „Das Osterbrauchtum" in: „Nordische Welt", 1935, 4). Solche dürren und klappernden Pritschen sind gegenüber den Lebensruten die Sinnbilder des vergehenden Winters (Hans Hahne, „Vom deutschen

Jahreslauf im Brauch", S. 21). Zu Fasenacht wecken die Kinder mit Birkenruten die Erwachsenen und erhalten dafür die erwähnten Heetwecken (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Wir sehen immer wieder, wie sich die einheitlichen Leitgedanken durch das ganze Jahreslaufbrauchtum der entsprechenden Jahreszeiten und Gelegenheiten hinziehen. Ein solcher von den Kindern selbst vorgetragener Wunsch zur Fruchtbarkeit muß die Erwachsenen denn auch rühren, weswegen auch die Belohnung der Kinder erfolgt. Im Spreewald geht zur Fasenacht der Dorfschulze mit drei Schöffen, jeder einen Stab tragend, der an der Spitze mit Birkenreisern und einem bunten Band verziert ist, in jedes Haus, wo sie die Hausgenossen mit dem Stab schlagen (Nitschke, „Deutscher Väterglaube", 1935, S. 47). Zu diesem Fasenachtbrauchtum der Neubelebung zählt auch die Jungmühle (oder Altweibermühle), in die als Sinnbild für den sterbenden Winter alte Weiber eingehen und nach dem Ablegen der Verkleidung junge Mädchen wieder herauskommen. Auch dies ist wieder eine Mahnung zur Brautwerbung und Verehelichung.

Der Laich mit dem brauchtümlichen Sang und Tanz, wie er als Lebensfest sich im Brautlaich (Brautlauf), der alten Bezeichnung für die Hochzeit auch ausdrückt, spielt auch im Fasenachtbrauchtum eine große Rolle. Verschiedene Handwerke begehen an Fasenacht ihre Feierlichkeiten mit Umzug, Sprüngen und Tänzen. An erster Stelle steht hierbei der Schwertertanz, der auch mit Schellen und Schildbäumen dargestellt wird (Sepp S. 95). So wird der Schwertertanz noch von den Knappen des Dürnberger Salzbergwerks bei Hallein getanzt; ebenso zu Überlingen am Bodensee und im Böhmerwald. Berühmt war er von den Braunauer Schwertfegern, die ihn in München tanzten. Wie sonst bei einer Wahl auf Schild und Schultern, so wird hier der Vortänzer durch die Höge auf die gekreuzten Schwerter gehoben. Der altgermanische Schwertertanz, wie ihn nach Tacitus auch die Jugend anscheinend als Zeichen ihrer Jugendweihe oder Mannbarwerdung tanzte, setzt das Schwerttragen des freien Mannes voraus, das für den deutschen Bauern bis zum Bauernkrieg selbstverständlich war und auch für den Handwerker, wie auch noch die Salzsieder und Bergleute und vielleicht wieder alle Handwerksmeister den Degen tragen. Mit der Verleihung der Odal-Rune und des Dolches und Degens an die Bauern und Bauernführer des Rasse- und Siedlungshauptamtes RFSS. durch Reichsführer SS.

Himmler und Reichsbauernführer Darre im Namen des Führers wurde auch äußerlich der endliche Sieg des deutschen Bauern nach dem Bauernkrieg dargetan, wie mit der Verleihung der Schußwaffe an die Politischen Leiter und des Dolches an die SA. und mit der Wehrpflicht überhaupt wieder Arbeiter und Bauern das Waffenrecht bekommen haben; in dieser Form trug den Dolch der Germane und nach den Grabfunden auch die germanische Frau, ja in den Hedemarken fand sich ein Frauengrab, dessen Tote Schwert und Schild trug.

Als ein Reiftanz und damit ein Sonnenspiel wird der Schäfflertanz aufgeführt; dabei wird auch in dem odalförmigen Achter und mit der Gestalt und uralten Weise der „Gretel in der Butten" getanzt (Sepp, S. 89). Beim Metzgersprung wird ein frühlingsbekränzter Fasnachtochse einhergeführt. Weitere Umzüge zu Fasenacht halten die Müller und Bäcker, die Schmiede und Schornsteinfeger, die Bauernknechte und Hirten sowie mit dem Schiffe die Fischer (Sartori III, S. 95). Mit Fischertanz, mit Bauern und Narren findet an Fasenacht das Schifferstechen statt, das, wie bei der Schifferzunft zu Laufen am Inn und wie zu Ulm, dann auf den Sommer verlegt wurde, besonders wohl wegen der Kälte des Wassers, in welches die Nachenfahrer bei dem Turnier gestoßen werden. Doch kennt auch der Sommer die Schifferfeste, wie auch der heilige Petrus der Sommersonnenwende gleich dem Nikolaus der Wintersonnenwende ein Heiliger der Schiffahrt wurde. Auch von den Halloren zu Halle an der Saale sowie zu Gibichenstein und auf dem Maasfelder Salzigen See wird das Fischerstechen gefeiert. Das Handwerk feiert bei seinem Fasenacht-Laich oder zu „Petri Stuhlfeier" auch den Fortfall der Arbeit bei künstlichem Licht, der um diese Zeit besonders in Norddeutschland in Erscheinung tritt. Beim Faselabend-Spiel der Tischlergesellen wird eigens auch der Fortfall der Lichtarbeit beschlossen (Wissell, „Das Handwerk", 2, S. 594). Fasenacht ist also ein ausgesprochener Feiertag auch für das Handwerk.

Verschiedene Wochentage um Fasnacht heißen Weiberfasnacht, auch Alte Fasnacht, besonders wenn sie hinterher kommen. Eine Redensart sagt: „Der kommt hintennach wie die alte Fassenacht." In der Schweiz wird die Alte Faselnacht am Sonntag nach Fasnacht gefeiert und auch große Fasnacht oder Nachfasching benannt. So ist die Alte Fasenacht wiederum ein Beweis, daß das Fasenacht-Brauchtum und -Fei-

ern nicht mit der fasenächtlichen Mitternacht, wie in der christlichen Auffassung, beendet ist. Der Sonnabend nach Fasenacht heißt Fuchssonntag, wo der Fuchs den Kindern Bäugel oder Brezeln bringt. Der Sonntag nach Fasenacht heißt auch Hutzel-, Erbsen-, „Brot und Käse-", Funken-, Fackel-, Scheiben-, Schauf- (fälschlich Schaf-), Hütten-, Burgsonntag. Über das Funkenfeuer springen in der Gegend von Echingen die Paare, was Sommerheirat genannt wird. In der Schweiz wird gemäß den angeführten letzteren Benennungen eine Hütte oder Burg erbaut und angezündet, ein Brauch, der uns an den Ruf „Die Burg brennt" im Wallburgenbrauchtum der Eifel erinnert. Bei diesem Schweizer Brauchtum zieht man mit brennenden Fackeln auf die Berge und verbrennt dabei den Winter als Strohmann. Von der Höhe werden an diesem Funkensonntag die Radscheiben gerollt und Holepfannen, Hornissen oder Scheiben geschlagen oder getrieben, alles Sonnensinnbilder der zunehmenden Sonne. Wird zu Ehren eines Mädchens eine Scheibe geschlagen, so muß dieses dafür Funkenringe oder Funkenküchlein, das sind Kuchen in Brezelform, geben (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Auch ein Funkenkranz aus Efeu wird gewunden (Marzell, „Volksbrauch", S. 173). Das Saatleuchten und der Rauch sollen Kerbtiere (Insekten) von den Feldern und Bäumen vertreiben (Jahn, a. a. O., S. 123 u. 241). In Flandern heißt der Sonnabend vor Fasenacht der Frauensonnabend, der Sonntag Männersonntag, der Montag Mädchenmontag, der Dienstag Knabendienstag. So werden hier von den verschiedenen Geschlechtern und Altern die Wochentage gefeiert, wie in der beschriebenen Form auf Island die Monatsanfänge. In der Gegend von Freiburg im Breisgau wird das Frauenrecht gehalten. So erinnert uns dieses und überhaupt die vielfach am Tage nach Fasenacht abgehaltene Weiberfasnacht an ein Thing der Frauen, das dem nachgenannten Thing und Fischerauszug zu „Donars Lenzfeier" (Petri Stuhlfeier) entspricht. Die Weiber rufen zu Altweiber-Fasenacht, das einzige Mal im Jahr ein Thing ein, das nur mit drei Kahnschiffern besetzt ist (Beetz, S. 32). Im Sinne des Thingcharakters durften dem Frauenrecht nur die Gemeindebehörden beiwohnen (Fehrle, „Deutsche Feste", S. 61). Wenn wir bedenken, daß an diesem Tag die Männer der Küstengebiete zur Schiffahrt auszogen und erst mit den Nebelungsstürmen zurückkehrten, so gewinnt das Mutterrecht der atlantischen, cromag-

non-fälischen Großsteingräbergesittung, der einen Wurzel unserer germanischen Ahnen neben der aurignac-schmalnordischen Schwestergesittung, so gewinnt dieses Mutterrecht, das mit dem sogenannten Mutterrecht gesittungsarmer Völker nicht verwechselt werden darf, eine überraschende Aufklärung: Das Mutterrecht dieser Urgermanen war neben der schon der Seele der nordischen Rasse zugehörigen Mutterehrung vermutlich die Verwaltung der männerleeren Gebiete der Küsten zur Zeit der Schiffahrt, wie es auch Hermann Wirth und Albert Herrmann darlegen. Das indogermanische Vaterrecht war daneben eine Selbstverständlichkeit auch für die Großsteingräbergesittung wie sie auch aus der Hundertschaftsführer-Verfassung der Großsteingräber oder Hünengräber spricht, zumal diese Gesittung nach dem Binnenlande zu eine ausgesprochene Ackerbaugesittung und der übrigen indogermanischen Gesittung gleich war (Walter Schultz, „Germanen und Indogermanen"), wie auch der Pflug von Walle in Ostfriesland vor mehreren Jahrtausenden beweist. Unsere Altweiber-Fasnacht kündet so vermutlich noch von diesem alten Frauenthing der Küstengebiete. Dem kommenden Auszug der Schiffer zum Fischfang und Handel gilt das Fasenachtbrauchtum in diesem seinem Inhalt, der mit dem Schiffe zusammenhängt. Fasenacht, kalendermäßig die Zeit des wahren Hornungsendes und Lenzingbeginns, ist Zeit und Lostag des Eisbruchs, der beginnenden Eisschmelze. Das drückt sich auch in der fromm lügenden Legende von der glühenden Totenlade des Heiligen Mathias auf dem schmelzenden Eise aus, dem im Märchen die Eistotenlade Schneewittchens und der „heiße Stein" Donars im Sylter Volksmund entsprechen; denn der Mathiastag ist ein Heiligentag dieser Loszeit und in den Wetterregeln gilt er, dessen Namensform Matheis an das Eis angeglichen ist, ausdrücklich als Eisbruchtag. Auf Runenkalenderstäben wird der Mathiastag durch ein schräg gekreuztes Bild eines Fisches und eines Beiles gekennzeichnet. In der Nacht zu diesem Tag der Eisbruchzeit, wo sich die Quellen und Bäche wieder öffnen, wird solches Los- und Unterhaltungsbrauchtum auf dem Wasser geübt. 3 Nornenkränze aus Immergrün werden mit bestimmter Bedeutung als Lose in eine Quelle oder einen Bach geworfen und einzeln wieder herausgefischt (Perger, „Deutsche Pflanzensagen" 1864, S. 22 (23). Im Fasenachtszug der Nürnberger und Züricher Metzger (ein Handwerksgerät der Metzger heißt

auch Wolf) geht ein Wolf als Isegrim oder Eisengrind mit, also der eisgrimme Wolf, wie er auch als Wetterwolf der 3 Eismänner erscheint. Der Eisauftauung hat offenbar eine germanische Weiheträgerin als Sinnbild dieses Brauchtums entsprochen, die Frau Eisen oder Eisenberta (Sepp, S. 352) oder Nehalennia, die mit dem Schiff zu Füßen (vgl. Maria auf Schiff und Mondsichel) auf dem Denkmale des Eilandes Walcheren in der Rheinmündung dargestellt ist; Sepp („Die Religion der alten Deutschen", S. 54) möchte in dem Amtsnamen Nehalennia dieser Walterin germanischen Schiffahrtbrauchtums die Wortbestandteile des Nau, Nachen, Wasser, und des Land sehen (Terrea navis), also den Sinn des Eilands des Küstengebietes oder des während der Winterzeit zu Lande gebrachten Schiffes, worauf sich noch unsere Redensart bezieht: „sein Schiffchen (fälschlich Schäfchen) ins Trockene bringen". Auf diese Eise oder Isa (Pfannenschmied a. a. O., S. 63) bezieht sich offenbar Tacitus in seiner „Germania", wo er bei den Germanen die Isis erwähnt, welche wir auch in Ägypten mit seiner nordentstammten (atlantischen) Gesittung finden. Im römischen Bauernkalender hieß der 5. März Isidis navigium, Schiff der Isis. Sebastian Brant erwähnt als Sinngestalt des Eisbruchtags: „Ise, ein Fischer guot und wise" (Simrock, „Handbuch der Mythologie").

Der Ausdruck des Brauchtums des Eisbruchs und der damit einsetzenden Schiffahrt ist das im Zuge auf Rädern mitgeführte Schiff, der Schiffs- oder Naukarren (verlateinischt carrus navalis, dem die christliche Kirche ähnlich wie das Fasten im Fasebrauchtum das sprachlich unrichtige lateinische „carne vale", „Fleisch lebewohl" untergeschoben hat). Reinsberg-Düringsfeld („Das festliche Jahr") setzt das als Freys Skidbladnir beschriebene Faltboot der Mythe dem Naukarren gleich. Als „Narrenschiff" wird er von Sebastian Brant geschildert. Ist nun der Schiffsumzug, wie heute noch am Rhein und an der venetischen Küste, ein Seefahrerfest, so entspricht ihm im Binnenland das Pflugziehen und der Pflugumzug, der zu Fasenacht auf einem Karren mitgeführte Pflug, der Räderpflug, wie ihn bekanntlich die Römer von den Germanen kennenlernten. So ist Fasenacht nicht nur Freudenfest zum Beginn der Schiffahrt, sondern auch der Ackerbestellung, ist die Pflugfeier, wo die Bachstelze oder das Ackermännchen und die Haubenmeise dem Bauern zuruft: „Spitz' die Schar, spitz' die Schar, Bauer in den

Acker fahr'!" Das Umfahren mit dem Pflug ist ein altgermanisches Rechtsbrauchtum, das dem Umfahren oder Umgehen mit dem Feuer bei der Landnahme gleicht, wie überhaupt der Umgang um Gut, Haus und Herd, bei Haus und Herd dreimalig, die Inbesitznahme ausdrückt, und dem Toten, dessen Lade dreimal um Haus oder Weihestätte (Kirche) getragen wird, die letzte Ehre und Fahrt gewährt. In Skandinavien wird zu Beginn der Ackerbestellung der Rest des nicht ganz aufgegessenen Weihnachtsfestbrotes mit dem Vieh geteilt (Stubenvoll, „Heidentum im Christentum"). Zu Bischofsheim vor der Rhön findet der Pflugumzug auf „Petri Stuhlfeier" statt, was diese wieder mit der Fasenacht verbindet.

Das Auftauen des Eises bringt nun der Schiffahrt den Fischzug (dessen christlicher Heiliger Petrus ist), bringt den Fisch als Haupterwerbsspeise der folgenden Zeit mit seinem Vitamin- und Rogenreichtum gegen die sonst auftretende Frühjahrsmüdigkeit unserer Heilkunde. Die Kirche hat allerdings aus diesem klaren Zusammenhang des Fisches mit der Fasenachtzeit die siebenwöchige Fastenzeit gemacht, in der wider Vernunft der Fisch kein Fleisch ist. Diese Zeit bis in das Frühjahr hinein wird im Norden als Fiskja, Fischzeit, bezeichnet (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). In Bremen werden zur Zeit des Valentintags, was diesen wieder der Fasenacht zuschreibt, die Seefahrtsmahlzeiten mit dem Stockfischessen für die Schiffergilde und die überseeischen Fremden abgehalten. Auf dem Eiland Sylt wird die beginnende Schiffahrt mit ihrem Fischfang durch das Baken- oder Bikenbrennen am Vorabend von „Petri Stuhlfeier" auf dem Donarhügel, Thorshoog, gefeiert, die wir sinngemäß nach dem durch Petrus ersetzten Sinnbild der seefahrenden Germanen wieder Donars Lenzfeier nennen können. Das erwähnte Bikenbrennen der Landschaft Stapelholm am Lichtmeßfest, das an sich der Fasenacht und Lenzfeier verwandt ist, hat vielleicht, falls es keine nachträgliche Vorverlegung darstellt, seinen früheren Beginn in der früher einsetzenden Arbeit am alten Nord-Ostseekanal Schlei-Treene-Eider mit dem Stapeln der Waren in den dortigen Stapelorten, dem Umladen oder Überlandziehen der Schiffe auf den Dragen der Dragenorte und dem Fertigverarbeiten der Rohstoffe zu Haidabu-Schleswig (Schleiswik). Anderwärts (Dietmarschen Fehmarn) wird das Bakenbrennen in der Wallburgennacht abgehalten. Der nach dem Hornung

und seiner Fasenacht anbrechende Lenzing bringt nun das Längen der Tage, das linde Wetter und das Lenzen, das Rinnen und Tauen des Eises und Schnees. In Bayern heißt das Frühjahr nach seinem Längerwerden der Tage Längeß. Diese Bezeichnung erscheint auch in dem Rufe „Peter Langas", also „Donar Lenz", unter dem auf „Petri Stuhlfeier" in Tirol mit Kuhglocken der Lenz geweckt und gefeiert wird (Koren a. a. O., S. 102). Der Ruf „Lang Flaß", „langer Flachs", scheint hierbei nur eine Namensanlehnung zu sein.

Die Lenzingsfeier.

Dem nächtlichen Bikenbrennen zum Empfang des Lenzes (Sartori III), dem Abbrennen der für die Baken als Ortungszeichen und Leuchtfeuer sinnbildlichen Stangen, folgt am andern Tage ein Thing. So scheint sich der Ortsname Sankt-Peter-Ording am Ausgange dieses altgermanischen Nordostseekanals auf solche Thingstätte zu beziehen. Dem Thing folgt nun der Auszug der Schiffer am 22. Februar (Petri Stuhlfeier). Wenn im Fasnachtbrauch des vorherigen Tages noch einmal ausgelassene Freude herrscht, so gilt es am nächsten Tag den Auszug und die Sachen des kommenden Sommers zu regeln. So ist dieses Lenzthing auf „Petri Stuhlfeier" gleichsam ein Stoppen der Fasnachtfeiern, wie sich in gleichem Sinne Aschermittwoch zur Fasnacht verhält. Das Bikenbrennen wurde früher allgemein gefeiert und in Sachsen durch die Reformation abgeschafft (Nork, „Festkalender", S. VIII), die leider so vieles Brauchtum in Unkenntnis der germanischen Herkunft als vermeintlich römisch-katholisch beseitigte.

Dieser Lenzingsbeginn entspricht nun dem Aschermittwoch, dem Ascherwodanstag, als der feststehende Tag seines Brauchtums. Asch, Esch im Sinne von Schar (Pflugschar sowie Auszug) kennen wir noch in der Sprachforschung und im Niederdeutschen; so würde dieses Wort sowohl zum Pflugumzug der beginnenden Ackerbestellung als auch zum Schifferauszug passen. Wohl in diesem Sinne, keinesfalls aber als Hagelwettertag, heißt der Aschermittwoch auch Schauertag (Uhl, „Unser Kalender", 1893, S. 40). Mit Hagelschauern, wie die christlichen Hagelwetterprozessionen des Sommers, hat er ja nichts zu tun. Namen-

gebend für diesen Tag ist aber insbesondere der Brauch des zu-Asche-Verbrennens der Kraut- und Würzwische von der letztjährigen Oster-strauß- und Krautweihe her, sowie der damit verbundene Brauch des Schwarzmachens. Das Verbrennen der Büsche dient dem Ausräu-chern des Hauses. Mit Essig gedämpft, wird die aufgehobene Asche dann zum Entseuchen bei ansteckenden Krankheiten benützt (Grünenwald, „Volkstum und Kirchenjahr"). So wird im ursprünglichen Sinne des Weihräucherns das Haus von Ungeziefer gereinigt und werden die in Löchern schlafenden Tiere herausgetrieben, wie auch hier der Frühjahrs-putz und vor allen großen Jahreszeitfesten der erwähnte Hausputz der Reinlichkeit und Gesundheit und damit dem Segen des Hauses als wahre Aussegnung dient. Eine Religion und Rassenseele, die den Kör-per als verabscheuungswürdiges sündiges Gefäß der Seele hinstellt, mußte freilich solchem Brauche andere Beweggründe und Anlässe unterlegen. Das erwähnte Ausräuchern mit den betäubenden Woll-blümlein der Königs- oder Donnerkerze, der Frauenkunkel, und mit den Beerenzweigen des Wacholders jagt Ratten und Mäuse aus Keller und Speicher (Sepp, S. 48). So wird dieser Brauch zu „Petri Stuhlfeier" als „Tag der Motten und Mäuse" von der Kirche im 6. Jahrhundert verboten (Herrmann, a. a. O., S. 40). Auch damit wurde die der nor-dischen Rassenseele arteigene Reinlichkeit des Körpers und Hauses von der Kirche bekämpft.

Mit der Weiheasche werden bei den Schwarzmachern des Fase-brauchtums, wie auch am Aschermittwoch der katholischen Kirche, die Mädchen und andere Begegnende schwarz gemacht (Hahne und Niehoff, „Deutsche Bräuche im Jahreslauf", 1935) und so sinnbildlich an die La-ren (Ruß-Lar!) des Fasebrauchtums gemahnt und in ihrem Sinne ge-segnet. Wie schöpferisch auch in neuerer Zeit noch solches germanische Brauchtum ist, zeigt die Übernahme der jungen Zunft der Schornstein-feger in diese Glücksbedeutung des Schwarzmachens. Der Schornstein-feger entspricht nämlich als der schwarze Mann dem Kobold, dem Ahnen-bild des Ofens oder Herdes, der Hel oder „Hölle" auch genannt wird, entspricht also dem Ahnherrn, der im Kinderspiel verehrt wird: „Lieber Ofen, ich bete dich an, du brauchst Feuer und ich einen Mann" und dem im Märchen die Gänsemagd ihr Leid klagt. Wiederum dienen die Ahnen-reste der Weihefeuer dem Segnen und Düngen des Feldes (Nießen 2,

S. 279), wie überhaupt Asche und Dung das Sinnbild des Vergehens zum Wiedererstehen sind. Die Asche der Weihefeuer des Vorwinterfestes im Nebelung dient insbesondere dem Schutz der Wintersaat gegen Schneckenfraß (Pfannenschmied, „Germanische Erntefeste", S. 215, nach Montanus „Volksfeste").

Zum Sinnbild und zum Zwecke des Austreibens des Ungeziefers und des Weckens der kaltblütigen Haustiere wird mit dem hölzernen Hammer der Schwellen-, Sonnen- oder Sommervogel (Schmetterling) in Schwelle und Wand geweckt, wonach dieser Tag auch Sommervogeltag heißt, und werden dabei auch Hausschlange, Lurche und Molche, diese Sinnbilder der Wiedergeburt, des Neuerstehens, der Kobolde, aus dem Winterschlafe in Winkel und Schwelle aufgescheucht. So wird mit dem Auftauen des Lebens in Pflanzen und Winterschlaftieren der Frühling mit Hammer, Raspeln, Rasseln, Gärren und Ruten geweckt. Montanus (a. a. O., S. 22 u. 24) erklärt Sülvogel aber als Suchtvogel, als Namen des Winters im Gegensatz zum Frühling oder Gledi Fugla, Vogelfreude. Auch der Fuchs wird am Sommervogeltag mit dem hölzernen Hammer herausgeklopft. An diesem Sommervogeltag erfolgt nach einer Urkunde aus Ylenburg von 1348 auch die Rettichweihe des Mähren- oder Meerrettichs (englisch: horse-radix) und am inhaltsgleichen 1. März in England die Lauchweihe (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube", S. 37); Lauch, Leinsamen und Meerzwiebel werden noch zum Blutreinigen und zum Aufziehen von Schwären benützt und „Lein und Lauch" mit dem Zeichen der beiden schräggekreuzten L-Runen bilden eine stehende Formel. Zu Schifferstadt wird (auf Hohen-Maien) neuerdings wieder ein Meerrettichfest gefeiert. Wie auf Runenkalenderstäben die Wochentage mit den ersten Buchstaben des Fudorks, so kommen die ersten Runen des Fudorks auch als Bezeichnung für die ersten Monate vor, so daß der Hartung die Fe-Rune, der Hornung die Ur-Rune, der Lenzing die Rune Thors, die Thurs-Rune, und der Ostermond die Os-Rune erhält (Karl Faulmann, „Geschichte der Schrift", 1880, S. 92).

Zu Donars Thingstuhlfeier, „Thors Lenzfeier" (Petri Stuhlfeier) gehört das Thing der Allmendeverlosung und -besichtigung an einem Donnerstag. In Thüringen werden die Hirten gedingt (Kück und Sohnrey, „Feste und Spiele des deutschen Landvolks", 1911, S. 98). Wür-

den wir der neuen Kalenderordnung eine feststehende Wochentagsrechnung zugrunde legen, die das Jahr, den 1. Hartung, mit einem Sonntag beginnen ließe, so würde Donars Lenzfeier am 1. Lenzing gerade auf einen Donnerstag fallen. Dem Thing auf den Gerichtsstühlen, deren Feierlichkeit neuerdings von Rechtswahrern bei Gerichtsverhandlungen der Sitzung im Gerichtssaale vorgezogen wurde, entspricht wiederum im Sinne der Angleichung und Gleichschaltung die Feier der Erhöhung des Petrus auf den bischöflichen Thron zu Rom als Petri Stuhlfeier, die auch am 18. Januar, mit ausgesprochenem Vorfrühlingsbrauchtum aber am 22. Februar gefeiert wird. Nach dem allgemeinen römischen Kalendarium wird sie dem Beginn der heidnischen Feralien, des Larenfestes der Ahnen, gleichgesetzt (Mork, S. 101). Der Stuhl oder die Kathedra Petri entspricht, wie bei den Römern, dem Hochsitz beim Totenmahl zum Gedenken der verstorbenen Ahnen und Verwandten. So ist „Petri Stuhlfeier" als Totenfest des römischen Jahresendes dem Larenbrauch des Ahnendienstes und damit wieder dem Fasnachtbrauchtum verwandt. Wenn wir auch im Frühjahr mit dem Abschied des Winters ein solches Totengedenken feiern wollen, so als Heldengedenktag, dann werden wir es am besten mit dem Todestag Horst Wessels (23. Hornungs) und der Gründungsfeier der NSDAP. (24. 2.) sowie der Wehr- und Länderrückgewinnung im Lenzing verbinden.

Der Sommervogeltag ist zugleich auch die Feier des Einzugs der ersten Frühlingsvögel, der Starenbegrüßung und der Ankunft Adebars sowie die Zeit des Abzugs der wilden Gänse, die auch Grau- oder Lenz- (März-) Gänse heißen. Die wilden Gänse verwenden gerne zum Schutz gegen Erdstrahlung und Blitzfangpunkte die leitungabsondernden (isolierenden) Brennesseln und Binsen als Nestunterlage (nach Hanns Fischer), wie solche Kräuter auch im gleichen Sinne in die Betten gelegt werden, ähnlich wie Haselgerten zur Ableitung über das Kopfende gesteckt werden, und wie die Bauern den Hausgänsen zum Brüten noch Brennesseln unterlegen (nach Elmayer-Vestenbrugg, „Aberglaube und Volksweisheit" in „Illustrierter Beobachter", 1936, 39). Eine ursächlich-wissenschaftliche Bewandnis müssen diese bäuerlichen Bräuche in Verbindung mit tierischen Trieben schon haben, sie näher zu prüfen, wäre eine dankbare Aufgabe der naturwissenschaftlichen Brauchtumsforschung, was auch für die später genannten Donnerpflanzen und Blitz-

gebräuche gilt. Der 21. Februar wird zu Haslach bei Wolfach in Baden als „Storchentag" begangen. Auch in Vogelverkleidung wie bei der Spergauer Vorfrühlingsfeier wird die Ankunft der Vögel gefeiert. Der Lenzing leitet das erſte wetterkundliche Jahresdrittel, das Frühjahr ein, während mit der Sommerſonnenwende die Sommerzeit und mit dem Nebelung die Winterzeit beginnt. So bringen Pflügen und Ausſaat mit dem Auftauen das Frühlingsdrittel, die Mahd den Sommer und mit dem erſten Schnee das Winterdrittel die Schlachtungen und das Dreſchen des Getreides zu dem wiederum für den Winter ſinnbildlichen Stroh, drei Gezeiten, die ſich auch mit den drei guten Dingen (Thingen) decken.

Die Wetterregeln des Lenzings.

Der Lenzing oder Lenzmond heißt altdeutſch Lenzinmanoth, Lenziginmanoth, niederländiſch: Lentemaand. Gemäß dem römiſchen Jahresanfang am 1. März iſt der Mathiastag am 24. Februar Schalttag und wird in Schaltjahren am 25. gefeiert. Über die Zeit des Übergangs vom Hornung zum Lenzing beſagen die Bauernregeln: „Die Zeit zu Lenzingsanfang (die Nacht vor Petri Stuhlfeier) zeiget an, was wir 40 Tage für Wetter han." („Was Matheis und Sankt Peter macht, ſo bleibt es noch durch 40 Nacht.") „Lenzings Anfang kalt, wird 40 Tage alt." „Um Lenzings Anfang kalt, der Winter noch lang anhalt." „Hat Lenzings Anfang Eis und Oſt, ſchickt der Winter noch herben Froſt." „Fiſcher Iſe (Matheis) bricht's Eis, findt er keins, ſo macht er eins." Dieſer Eisbruchtag gleicht dem erwähnten Dreikönigstag: „Die drei Könige bauen eine Brücke oder brechen eine." „Donar (Petrus) wirft einen heißen Stein ins Waſſer", heißt es auf Sylt von Donars Lenzfeier (Buſchan a. a. O., S. 69). („Sankt Matheis wirft einen heißen Stein aufs Eis.") „Lenzings Beginn (Sankt Peter) fällt der Schnee auf einen heißen Stein." „Faſelabend kommt ein heißer Stein in die Erde" (Holſtein.) „Schließt Hornungsende (Petrus) auf und Lenzingsanfang (Mathias) zu, ſo friert das Kalb noch in der Kuh", heißt es von etwaiger Kälteverſchärfung zu Anfang Lenzings. „Frau Eiſe (Iſe, Mathias) ſchließt die Erde auf oder zu." Es wird hier alſo auf das Aufſchlie-

ßen des Frühlingshimmels gedeutet, dessen Pförtner Donar, christlich: Petrus, und dessen Sinnbild die Schlüsselblume als Himmels-, Peters-, Kuckucks-, Frauen-, Hochzeitsschlüssel ist. „Nach dem Eisetag (Mathias) kein Fuchs mehr übers Eis gehn mag." („Ist Sankt Petrus kalt, hat die Kält' noch lang Gewalt".) „Lenzings Anfang (Sankt Peter) kalt, hat der Winter Gewalt." („Gefriert's an Sankt Mathis, so gefriert's noch vier Wochen gewiß.") „Wenn neues Eis Frau Eise (Mathias) bringt, so friert's noch 40 Tage, wenn noch so schön die Lerche singt, die Nacht bringt neue Plage." Von einem schönen Lenzbeginn heißt es dann: „An Romanus (also: Lenzings Anfang) hell und klar, deutet auf ein gutes Jahr." „Kunigund macht warm von unt." „Ist Kunigunde tränenschwer, dann bleibt gar oft die Scheune leer." „An Fasenacht wird der Pflug aus dem Stall gezogen, an Micheltag wieder in den Stall."

Star und Storch sind Künder des Lebens und Keimens in der Allheit, Herolde des Fasebrauchtums, das die Lenzenzeit einleitet, von der Hans Sachs sagt: „Das haben die lausigen Pfaffen gemacht, daß man nicht mehr wie bei den Alten kann zu den Fasten Hochzeit halten." Im Stadtrecht von Liestall bei Basel (1411) leitet der Schultheiß das Brautlehen ein zur Fasenacht, „wo man gewöhnlich zu der heiligen Ehe greift". „Auf Donars (Sankt Peters) Fest sucht der Storch sein Nest." „Findet zu Lenzings Anfang (Petri Stuhlfeier) der Storch die Bäche offen, so wird später kein Eis mehr auf ihnen getroffen." „Lenzings Anfang zeigt der Störche Ankunft an, dann stößt in die Erde den Brand der Bauersmann." (Bikenbrand, vgl. den Osterbrand.) „Ist's um Fasenacht klar und hell, führt man den Pflug auf den Acker schnell." („Sankt Peter hebt den Lenz an, er geht aus auf Sankt Urban.") „Hat Lenzings Anfang das Wetter schön, so soll man Kohl und Erbsen säen." „Lenzings Beginn (Sankt Mathi) legen die Gänse die Eier hin." „Wenn der Lenzing (Mathias) kommt herbei, legt das Huhn das erste Ei." Während des Hornungs ist also, wie beim Valentinstag schon gesagt, das Eierlegen noch unsicher. „Wird der Lenzing wach (am Mathiastag) springen die Frösche in den Bach."

„Sehr zeitige, warme, sonnige Frühlingswitterung im Februar ist durchaus nicht gut. Auch sie bringt die Vegetation vorzeitig zur Entwicklung und setzt sie dadurch der Gefahr des Erfrierens aus. Überdies folgt auf einen vorzeitigen Frühling oft, wenn auch nicht immer, ein

um so härterer Nachwinter.... Auch ein sehr warmer März pflegt fast stets noch einen verderblichen Kälterückfall, etwa im April, nach sich zu ziehen und ist daher dem Landmann keineswegs erwünscht. Andererseits ist ihm aber auch viel Schnee oder Regen im März durchaus nicht willkommen, wohl aber Wind. Am liebsten sieht er einen niederschlagarmen, nicht zu warmen März" (Henig a. a. O., S. 53). Langes Liegenbleiben des Schnees im Lenzing wie im Vorwinter läßt den schädlichen Schneeschimmel entwickeln, auch hindert es den notwendigen schnellen Anstieg der Wärme und die Kohlensäurebildung im Boden (Kaserer, „Bauernregeln und Lostage in kritischer Beleuchtung" in „Fortschritte der Landwirtschaft", 1926).

Für den ganzen Lenzing besagen die Bauernregeln: „Wenn im Lenz die Kraniche ziehen, werden bald die Bäume blühen." „Wenn der Kranich fortzieht, kehrt die Schwalbe wieder." „Hasen, die springen, Lerchen, die singen, werden bald den Frühling bringen." „Läßt sich der Neuntöter in einer Gegend hören, so folgt kein Frost mehr." „Wenn im Lenzing der Kuckuck schreit, der Storch klappert und die wilde Gans zieht ins Land, dann gibt es einen Frühling im Hochzeitsband." So künden die Tiere des wetterkundlichen Frühjahrsbrauchtums von dessen bevorstehendem Einzug und Wirken. Zu frühes Wachstum aber ist der Gefahr des Kälterückschlags ausgesetzt: „Schlägt im Lenzinggrün der Fink, ist es ein gefährlich Ding." „Lenzingsblüte ist ohne Güte." „Lenzing allzufeucht macht das Brot leicht." („Trockener März erfreut des Bauern Herz, feuchter fauler März ist des Bauern Schmerz.") „Auf Lenzingsregen folgt kein Sommersegen." „Taut's im Lenzing nach Sommerart, kriegt er noch einen weißen Bart." „Lenzingsschnee tut den Früchten (Saaten) weh." „Mit Lenzenschnee die Wäsche bleichen, macht alle Flekken weichen." „Lenzenwinde und Ostermondregen verheißen im Wonnemond großen Segen." „Wenn im Lenzing viel Winde wehn, wird's im Wonnemond warm und schön." „Im Lenzing kalt und Sonnenschein wird eine gute Ernte sein." „Lenzenferkel, Lenzenfohlen alle Bauern haben wollen." „Maulwurfshaufen im Lenzing zerstreut, lohnt sich wohl zur Erntezeit." „Wer will Wiesen haben ohne Heu, der muß wässern im Lenzing und Mai." „Viel Lenzingregen macht einen dürren Sommer." „Lenzingstaub bringt Gras und Laub." „Lenzingstaub ist Goldes wert, doch allzu frühes Laub wird gern vom Frost verzehrt." „Wenn's im

Lenzing dörren tut, iſt's der Fruchtbarkeit ſehr gut." „Lenzing grün macht die alten Leute ziehn." „Jedes Maul voll Gras im Lenzing koſtet einen Schoppen Milch im Winter." „Wenn im Lenzing Blaumaiel (Veilchen) blühen, zu Erntings Ende (Ludwig, 19. Auguſt) ſchon die Schwalben ziehen." „Siehſt du ſchon gelbe Blümchen im Freien (Huflattichblüte), magſt du getroſt den Samen ſtreuen." „Der Lenzing ſoll kommen wie ein Wolf und gehen wie ein Lamm." „Soviel Nebel im Lenzing, soviel Fröſte im Wonnemond." „Soviel im Lenzing die Nebel ſteigen, soviel im Sommer ſich Wetter zeigen." „Wenn im Lenzing Nebel fallen, im Sommer viel Gewitter hallen." „Donnert's überm kahlen Wald, so wird's auch nochmals kalt." „Donnert's im Lenzing, ſchneit's im Wonnemond." „Wenn's im Lenzing donnert oft, wird auf ein gutes Jahr gehofft." „Auf Lenzings Donner folgt ein gutes Jahr, viel Froſt und Regen bringt Gefahr." „Lenzings Gewitter zeigen an, daß große Winde (Gewitter) ziehen heran." Frontgewitter bringen erfahrungsgemäß bleibendes Wetter, gleichwie die Loszeiten im allgemeinen die Großwetterlage einleiten. „Von wo im Frühjahr der erſte Donner herkommt, von dort kommen im Sommer meiſt die gefährlichſten Wetter." (Auch dieſer Wetterſpruch wurde wiſſenſchaftlich als Regel der Wahrſcheinlichkeit beſtätigt.) „Lenzing trocken, Oſtermond naß, Wonnemond luftig und von beiden was, bringt Korn in den Sack und Wein in das Faß." „Lenzingblüte iſt nicht gut, Oſtermondblüte iſt halb gut, Wonnemondblüte iſt ganz gut." „Zu frühes Säen iſt nicht gut, zu ſpätes Säen auch übel tut."

Der Frühlingsanfang.

Der letzte Tag des Lenzings, der den überwiegenden Vorſchlägen der Kalenderverbeſſerung gemäß als Michelmond des Vierteljahres der 31. iſt und der dem 22. März entſpricht, iſt der Tag der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche. Das Brauchtum dieſes Frühlingsanfangs ſetzt ſich aus den verſchobenen Heiligentagen von Gregor 12. März über Chriſtoph 15., Gertrud 17., Joſeph 19., Benedikt 21. bis zu Mariä Verkündigung 25. März zuſammen. Sie laſſen das 3. Jahresachtel, das 2. Jahresviertel beginnen; dieſem Beginn des Jahresviertels entſpricht der Quatem-

ber am 13. März, der gleich den übrigen drei Quatembern noch die alten Vierteljahresfeiern aufzeigt, wie sie von den hohen Festen Ostern, Tag des Bauern und beiden Sonnenwenden dargestellt werden. (So sagt ein Bauernspruch zu den Vierteljahresanfängen: „Albanus, 21. Juni, hat den längsten Tag, Sankt Thomas, 21. Dezember, die längste Nacht vermag, Benediktus, 21. März, und die Thekla, 23. September, macht den Tag so lang als wie die Nacht".) Die Handwerksgesellen feierten 4 blaue Montage: zu Neujahr, Ostern, Mittsommer, Micheltag (Heyne, „Das alte Handwerk", 1908, S. 173). Es sind also Doppelfeiertage, die den Montag in die Geschäftsruhe des Sonntags einbezogen, aber doch bezahlt werden mußten. Soweit wir an feierlichen Werktagen die geschäftliche Arbeit ruhen lassen oder Doppelfeiertage wie bisher zu den hohen Festen begehen, würde die Lohnregelung auch die Bezahlung der Arbeiter und Angestellten für die ausgefallenen Arbeitstage entschädigen, wie es schon durchgeführt ist. Aus den Quatembern oder „Vierzeiten" als den Vorbereitungstagen der 4 Jahreszeitpunkte der Sonnenwenden und Nachtgleichen leiten sich die „4 Hochfesttage" des Christentums her: Weihnachten, Ostern, Pfingsten (an Stelle des verbotenen Sonnenwendbrauchtums) und Micheltag. (Pfannenschmied, „Germanische Erntefeste", S. 119).

Zum übereinstimmenden Brauchtum des Lostagkreises zu Frühlingsanfang mit seinen Bräuchen und Wetterregeln gehören anscheinend auch noch die beiden Heiligentage der 40 Ritter am 9. und der 40 Märtyrer am 10. März, sofern sie nicht lediglich den Kälterückfall des Lenzings um diese Zeit bezeichnen sollen. Von den Heiligentagen als der Gesamtheit des Lostags zu Frühlings- und Ostermonds-Anfang besagen nun die Wetterregeln: „An Frühlingsanfang (Gregori) muß der Bauer mit der Saat ins Feld." („Sankt Gregor und das Kreuze, d. i. Kreuz Erhöhung am 14. September, macht den Tag so lang als wie die Nacht".) „Um Frühlings Anfang (Gregori) öffnet der Frosch das Maul." „Wenn um Frühlingsanfang (Gregori) grobes Wetter ist, so geht der Fuchs aus der Höhle; ist es schön, so bleibt er noch 14 Tage darin." „An Frühlingsanfang (Gregori) soll der Rabe sich im Roggen verbergen können." Auch Frühlingsanfang (Gregori) erwartet Störche, Kraniche und Enten. „Um Frühlingsanfang (Gregori) legt die wilde Ente das erste Ei." „Wer um Frühlingsanfang (Christoph) sät

Lein, erntet lange Stengel ein." „Zu Frühlingsanfang (Gertrud) ist es gut, wenn in die Erde die Bohne man tut." Gemeint ist die ursprüngliche Bohne, die Pferde- oder Saubohne (Bohnenwicke), während die kälteempfindliche Stangenbohne, die nach ihrer Blütezeit auch Sonnwend- oder Veitsbohne heißt, erst nach den drei Eismännern gelegt wird. „Es führt Gertraud die Sommerbraut (Eifel), die Kuh zum Kraut, die Bienen zum Flug und die Pferde zum Zug." „Pflug-Gertrud (Ploog-Marien, nämlich Mariä Verkündigung als Pflugtag) zieht den Pflug zu Feld." „An Gertrud schmeißt Eggen und Pflüge heraus, blast Lampen und Kerzen aus." „An (Sankt) Gerd steckt der Bauer die Schippe in die Erd'" (Nießen a. a. O., Bd. 2). „Ostern (Gregor) steckt den Brand in den Boden" (Lechrain). Die Erde wird also erwärmt. „Ostern (Joseph) schlägt den glühenden Pfahl in die Erde." Schon die urgeschichtlichen Hauspfähle sind an der Spitze zum Schutze gegen Fäulnis angekohlt. Wie das erwähnte Pflugbrauchtum zu Lenzingsbeginn, so wird bei dem wetterkundlichen Unterschied der Landschaften das Brauchtum des ersten Pflügens anderwärts zu Ostermondsbeginn ausgeübt.

„Gertraud den Garten baut." Der Name Gertrude wird offenbar in Anlehnung an den Gartenbau gebraucht (Stonner a. a. O., S. 199), Gertrude ist darum die christliche Schutzheilige der Gärtner; der ursprüngliche Sinn aber liegt darin, daß diese Zeit die des Garten- und beginnenden Sommerfeld-Baues ist. „Gertrude ist die erste Gärtnerin." Wir können Gertrud oder Gerda als germanische Gestalt sehr wohl beibehalten, zumal auch die nachgenannte Benennung der Schnecke dafür spricht, können aber außerdem auch im Sinne des Brauchtums dieser Jahreszeit etwa sagen: „Ostara ist die erste Gärtnerin", und „Ostara zu erwarten, baue den Garten." „Zu Frühlingsanfang (Gertrude) geht die Wärme von der Erde auf, läuft die Maus den Rocken hinauf, beißt den Faden ab." Das Spinnen der Wolle und Pflanzenfaser in der Hauswirtschaft muß also jetzt endgültig zu Ende sein; die Gestalt der Frau Holle mit ihren Schneeflocken und der gleichsinnigen Frau Eise mit ihrem Eis verwandelt sich hier zur Frühlingsgestalt der Ostara. „Gertrud die Erde öffnen tut." „Gertraud die Erde von unten auftaut." Gertrude zeigt sich so der Kunigunde zu Anfang Lenzings, die „von unten warm macht", verwandt. Das ist das Wesen der Erdenmutter, wie sie in dem alten sächsischen Weihespruch erscheint: „Erke,

Erke, Erdenmodor ..... Eostar, Eostar, Eordanmodor ..." (Sepp, S. 193; Montanus a. a. O., S. 28). Ihr werden dabei die Feldfrüchte anvertraut, die jetzt in die Erde gesät werden. Kunigunde, Mechtgunde und Wilbrande heißen auch die Nornen, was wieder Kunigunde mit der Gertrude als Norne verbindet. Gertrudenblume, Liebfrauenmilch, bunte Osterblume heißt das Lungenkraut auch nach seiner Blütezeit, ebenso auch die Ostersternblume, Osterkerze oder Narzisse Gertrudenblume, was ebenfalls Gertrud mit Ostern verbindet. Gertrudenvogel heißt der Schwarzspecht als Frühlingskünder (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 2, S. 334).

„Ist's um Frühlingsanfang (Gertrude) sonnig, wird's dem Gärtner wonnig; wenn es aber frieren tut, der Winter noch 40 Tage nicht ruht." „Wie's an 40 Rittern wittert, wittert's 40 Tage." („Wie das Wetter an 40-Märtyrertag, so bleibt es 40 Tage darnach.") „Wie die 40 Ritter das Wetter gestalten, so wird es noch 40 Tage anhalten." „Wie die 40 Ritter einreiten, so reiten sie wieder aus." Am 40-Rittertag beginnt zu Laisa bei Battenberg das österliche Rückers- oder Ritterfest, verbunden mit einem Brautlehen, wohl für einen einstigen Weihefrühling (Kück und Sohnrey a. a. O. 93). Im Sinne des Weihefrühlings heißt der Frühling wohl auch „Auswärts" (E. H. Meyer, „Deutsche Volkskunde", 1921, S. 143 u. 146). „Wer will Möhren, Erbsen (usw.) essen, darf Gertrude nicht vergessen." „Um Frühlingsanfang (Joseph) klar, gibt ein gutes Honigjahr." Eine verchristlichte Bauernregel sagt: „Willst Hafer, Gerste, Erbsen, Zwiebeln dick, so säe sie an Sankt Benedik", und „Sankt Benedik macht die Möhren und Zwiebeln dick". Die Betonung des Dicken ist eine Wortangleichung an den Namen Benedikt. Albert Becker führt in „Blätter für pfälzische Kirchengeschichte", 1933, S. 168 bis 169 zahlreiche solche Angleichungen von Heiligennamen auf. „Solange sich vor Frühlingsanfang (Mariä Verkündigung) die Bienen und Mücken zeigen, solange müssen sie nachher wieder schweigen." Die Bienen müssen also bisher noch in ihren Stöcken bleiben, die wie der Käfig oder das Vogelbur noch die alte Kofengestalt tragen oder aus einem Baumstamm als ein Koboldgesicht geschnitzt sind, zum Zeichen, daß sie zur Häuslichkeit gehören, wie auch die andern Haustiere, die gleich den Hausgenossen Eigennamen führen. Wie letzteren Ansagen gemacht werden, so klopft im südlichen Baden zur ersten Frühlingszeit um Lichtmeß der

Bauer an die Bienenkörbe und kündet ihnen freudig: „Bienli, freut euch, Lichtmeß ist da!" (Wrede, „Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage", 1936, S. 35.)

„Liebfrauentag bringt Storch und Schwalbe zurück." („An Mariä Geburt ziehen die Schwalben furt, an Mariä Verkündigung kommen die Schwalben wiederum".) („An Gregor kommt die Schwalbe vor".) „Ist's Ostermonds Anfang (Marien) schön und hell, gibt's viel Obst auf alle Fäll'." „Ist's Ostermonds Anfang schön und rein, wird das Jahr sehr fruchtbar sein." „Frühlingsanfang (Maria) pustet das Licht aus, Micheltag steckt es wieder an." Es braucht nun endgültig kein künstliches Licht zur Arbeit mehr gebrannt werden, während es zum Micheltag (Herbstanfang) (anderwärts zum Vorwinter- oder Martinstag) wieder nötig wird. („Mariä Verkündigung verkündet das Frühjahr".) „Blühen Blaumaiel (Veilchen) schon zum Lenzbeginn (Josephstag), gibt es eine frühe Ernte" (schwäbisch). „Lein, gesät Liebfrauentag, wohl dem Nachtfrost trotzen mag." Der Spruch „Rupertus (27. März) man raupen muß", betont wieder die Wortangleichung. Auch von den Heiligentagen des Anfangs Aprils gilt das gleiche wie von den besagten (z. B.: „Christian, 3. April, fängt zu säen an." „Wer an Christian sät Lein, bringt schönen Flachs in seinen Schrein." „Sankt Ambrosius, 4. April, man Zwiebeln säen muß." „Erbsen säe Ambrosius, so tragen sie reich und geben viel Mus.") „Wie das Wetter um die Tag- und Nachtgleiche und im Anfang des Ostermonds ist, so ist's den ganzen Sommer."

Der Tag des Frühlingsanfangs, der letzte Tag und Höhepunkt des Lenzings, ist also der Gartenbau- und Sommertag. Es ist der Tag und die Zeit der Begrüßung der Zugvögel und des Schwalbeneinzugs, des Einholens und Verzehrens der drei ersten Blaumaiel (Veilchen), Windröschen, Seidelbastblüten, Gänseblümchen und Kätzchen. Das ist zugleich ein heilkundiger Brauch, der an die Einnahme solcher Heilpflanzen erinnert, die zur Blutreinigung und gegen entzündliche Witterungskrankheiten dienen. Die Gleichheit dieses Tages mit der Osterzeit ergibt sich aus der Sitte, daß auch am Ostermorgen drei Blaumaiel (Veilchen) gegessen werden (Marzell, „Die Pflanzen im deutschen Volksleben", S. 32 und 62/63). „Wie nämlich in vielen Gegenden die Ankunft der Schwalben, der Störche oder des Kuckucks Anlaß zu Festlichkeiten gab, so zog man in Wien, wenn man das erste Veilchen auf dem

Felde gefunden, jung und alt ..., unter Jauchzen und Musik hinaus, um diesen Erstlingsboten des Frühlings zu begrüßen." „Die Rückkehr der Schwalben wurde früher feierlich begangen, sie waren die Lieblingsvögel der Holda oder Iduna, jetzt Muttergottesvögel" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr", S. 162 und 117.) Es ist jetzt die Zeit, wo die Nistkästen hergerichtet sein müssen, um ihre Bewohner aufzunehmen, damit sie den Sommer über die Schädlinge von Feld, Garten und Stall vernichten können. Genau zum Tag des Frühlingsanfangs erscheinen jährlich auf Helgoland die Lummen. In Thüringen wird mit dem ersten Blaumaiel (Veilchen) auch die erste Butterblume eingeholt (Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung", S. 7). Außer den zu essenden und einzuholenden Frühlingsblumen dürfen nach altem Glauben sonst keine ausgerissen werden, sonst bringen sie Schaden ins Haus; es gilt denn auch ihr Geruch nachts als ungesund (Marzell, „Die heimische Pflanzenwelt", 1922, S. 22).

Der Sommertag führt brennende Besen als Lichtfackeln, wie schon der Funkensonntag der Fasnacht, und rollt brennende Sonnenräder und -scheiben, er treibt den Winter aus und holt den Sommer ein. Mit dem Beginn des Lenzmonds wird der bislang die Erde schützende Winter lästig und soll dem sprießenden und springenden Frühling weichen. Die Kinder tragen in den Händen Stäbe, die mit Brezeln und Sonnenrädern geschmückt sind, und singen: „Strih, Strah, Stroh, der Sommertag ist do ...." In der vorderen Pfalz zu Dürkheim am Krimhildenstuhl haben diese Sonnenradstäbe mit der Man- als Lebensrune und Lebensbaumzeichen darüber noch die gleiche Gestalt, wie solche Bilder nebst einem des Schwerttanzes, ähnlich denen von Bohuslaen, an der Wand dieser von den Römern durch Steinbruchausbeutung verwüsteten germanischen Weihestätte in der östlichen Heiden-Ringmauer eingemeißelt und wieder freigelegt sind. Es ist das ein Beweis der ununterbrochenen bodenständigen Überlieferung dieses Brauchtums aus heidnischer Germanenzeit, wie es auch Johannes Böhme in der ersten deutschen Volkskunde („Aller Völker Sitten, Gesetze und Bräuche") beschreibt. Verbunden ist dieses Besingen der Sonne und Einholen des Sommers, der Sommergewinn, mit dem Rechts- und Schwerterkampf zwischen Winter und Sommer, der immer zugunsten des Sommers endet. Die Strohpuppe des Winters wird dann auch ausgetrieben

und verbrannt. Solch eine überlebensgroße Puppe im Festzug ist, wie erwähnt, schon unter den Brauchtumsdarstellungen auf den Felsen Bohuslaens dargestellt.

Während außer am Sommertag bisheriger Kalendereinteilung, vier Wochen nach Fasnacht, die Winterpuppe auch am Abend vor Ostern verbrannt wurde, so würden in der nachgenannten Festlegung Osterns auf den 1. Ostermond diese beiden inhaltsgleichen Zeiten auf Frühlingsanfang zusammenfallen. Auch im Altnordischen heißt der 1. Ostermond als Nachtgleiche, als Ebennacht der sommerlichen Jahreshälfte Sommernacht (Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung"). In Zürich entspricht der Sommertag dem Montag nach Frühlingsanfang (Sartori III); es wird da mit Schellen und dem Rufe „Uscheli Batz Batz" von den Knaben eine Larve vor dem Gesicht getragen und ein Strohmann als Butz oder Butzmann herumgeführt und um 6 Uhr abends, also zur Tag- und Nachtgleiche verbrannt; von den Mädchen, den Mareilis, wird ein Maibäumchen oder ein Bänderkranz als sommerliches Gegenstück getragen. Auch allgemein wird zum Sommertag ein Tannenstrauß mitgeführt. In Verbindung mit den Sommertagsstecken und Osterbüschen steht die Ackerkrönung zu Ostern, das Bestecken der Äcker mit solchen Stecken, besonders Weidenzweigen und angekohlten Osterfeuerpflöcken, in den Himmelsrichtungen (Beitl, „Deutsche Volkskunde", 1933, S. 240; „Germanien", 1938, 11, S. 358). Am Sommertag wird in Thüringen eine, dem gleichsinnigen Bügel ähnliche, große und mit Efeu und Hahn geschmückte Brezel umhergetragen, ferner mit Eiern besteckte Büsche; auf dem Sommerwagen fährt Frau Sunna als Sinnbild der Sonne, wie sie in einem Merseburger Heilspruch erscheint. Zu diesem Tag werden Gickelhähnchen gebacken und im Zug getragen (Hahne und Niehoff, „Deutsche Bräuche im Jahreslauf"). In den slawischen Gegenden wird das Winteraustragen als Todaustragen und -verbrennen gefeiert. Zeitlich ist dieses Todaustragen mit dem Einholen und Essen der drei ersten Blaumaiel (Veilchen) verbunden (Sepp, S. 67) und erscheint auch mit der erwähnten Gretel in der Butten, die hier der Gertrud oder Gerda gleicht. Mit dem Todaustragen wird die Sommertocke oder -puppe eingeholt.

Das Osterbrauchtum.

Der Frühlingsanfang bringt den Weihebrauch der Osterſträuße, -maien, -wiſche oder -büſche, der ſchon in den Wetterregeln der Weihnachten als von deren Wetter abhängig erſcheint. Dieſe Straußweihe entſpricht unſerm heutigen Palmſonntag, deſſen Brauchtum ja ganz germaniſcher Herkunft iſt (Pfarrer Tögel, „Germanenglaube"). In Flandern werden Palmzacken, Oſterzacken (Palmtakjens) geweiht, in Oberbayern heißen die Kätzchen der Oſterſträuße Nudeln, Lenzingnudeln oder Palmnudeln (Buſchan, S. 94 und Reinsberg-Düringsfeld, „Das feſtliche Jahr"). Die Oſterbüſche werden als Lebensbaum an einen Haſelſtab gebunden und umfaſſen Stecheiche, auch Wachslaub und Quacken genannt, Wacholder, Ebereſche oder Quickbaum, Kreuzdorn, Holderſtock, Seidelbaſt, Miſtel und die Kätzchenzweige. Auch der immergrüne Buchsbaum hat ſich dieſen Weihepflanzen zugeſellt. Einzeln dienen ſolche Zweige als Wicke- oder Lebensrute, zum Stiepen, Pfeffern oder Fiezen, dem weihenden, ſegnenden und an die Nachkommenpflicht gemahnenden Schlag mit dem ausſchlagenden Zweig, das auch Schmackoſtern und Schmeißen heißt (Graber a. a. O., S. 196). Schmicke heißt auch die Gerte ſelber und die Oſtermaien auch Schmackoſtern („Nordland", 1. 4. 1937). Im böhmiſchen Oberland nennt man kleine Peitſchen aus abgeſchälten Weidenruten, welche mit bunten Läppchen durchflochten ſind, Oſterſchmück (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Das Wort ſchmecken bedeutet hier ſchlagen, wie es uns offenbar ähnlich auch in ſchmieden, ſchmettern und Schmetterling erſcheint. Ebenſo werden wieder die Klappern, Knarren, Gärren, Klöppeln, Hämmerchen zum Wecklärm und Stiepen benützt, zuſammen mit der Wickerute, als letzte Ausläufer des Faſebrauchtums. Bei ſolchem Pfeffern erhalten die Kinder Oſtereier („Stiepe Stiepe Oſterei ..."; Beitl a. a. O., S. 247) oder Pfefferkuchen als Belohnung (Böhme, „Deutſches Brauchtum", 1935). Die Goten und Wandalen gebrauchten Pfeffer nachweislich für ihre Speiſen und den Apfeleſſig mit Samen des Seidelbaſtes, der auch germaniſcher Pfeffer heißt, zuſammen als Pfeffereſſig zur Entgiftung des Nachtſchattens, der Alfrebe, des Vorgängers der Kartoffel gleich der Erdkaſtanie oder Grundbirne, Erdapfel; ſo wurde der Nacht-

schatten bei den alten Germanen als Gemüse verwandt, gleich Erbsen, Schwarzwurzeln, Rapunzel, Rettich u. a. („Völkischer Beobachter", 10. Juli 1936 und Stokar, „Nahrungsmittel in der deutschen Vorzeit" in „Ziel und Weg", 1936, 22).

Die Osterſträuße werden zum Andenken an die ſchöne Feier und zur ſpäteren Nutzanwendung auf dem Eſtrich aufgehängt und aufgehoben, ſie werden heilkundlich verwandt und am Tage nach Fasnacht in der erwähnten Weiſe verbrannt, gleich den Kraut- und Würzwiſchen der Sommerſonnenwende und des großen Frauentags, ſowie Stücke davon mit dem Donnerbart und mit dem Salz (der Salzweihe) zuſammen bei Gewittern ins Feuer geworfen, wobei auch die Kerzen gebrannt werden. „Heute weiß man, daß dieſes Vorgehen recht zweckmäßig war. Der Rauch und die Verbrennungsgaſe erhöhen die Leitungsfähigkeit der Luft. ... In ähnlicher Weiſe wirkt jedes angezündete Feuer, jeder aus dem Kamin aufſteigende Rauch als Entlader der elektriſchen Spannung" (Stonner, „Die deutſche Volksſeele im chriſtlich-deutſchen Volksbrauch", 1935, S. 39). Ein Teil der Oſterſträuße wird als Oſterbrand am Sonnabend vor Oſtern verbrannt und die Aſche für Aſchermittwoch aufgehoben (Wilde, „Die Pflanzennamen im Sprachſchatze der Pfälzer", 1923, S. 47/48).

Wie die verſchiedenen Stecken der Oſtermaien geholt werden, ſo ſucht man auch das verſchiedene junge Grün zu der nahrhaften Weiheſpeiſe des darnach benannten Gründonnerstags. Neunerlei verſchiedene friſche Salatkräuter müſſen dieſes Neunerleikraut oder die Negenſtärke ergeben. Dazu gehören etwa: Lauch, Löwenzahn (Ringelsblume, Kuhblume, Kettenblume, Farrmummel, Eierwurz, agſ. Agwyrt), Sauerampfer, Neſſel, Alſenkunkel oder Kälberkropf (Kerbel), Brunnenkreſſe, Schlüſſelblume, Frauenmantel, Gierenblätter, je nach dem Ort auch Wegwarte, Schafgarbe, Gundelrebe, Wegerich, Holunderſproſſen. An die Sonne erinnert der Spinat mit Ei. Der Neunerleikohl ſetzt ſich zuſammen aus braunem Kohl, Hirtentäſchelkraut, Geißfuß, Bienenſaug, Kümmel, Brenneſſel, Sonnwend- (Johannis-) beerblättern, Stachelbeerblättern, Raps (Wrede, „Deutſche Volkskunde auf germaniſcher Grundlage", S. 32). Auch eine Siebenkräuterſuppe wird gegeſſen und Honigbrötchen werden gebacken. In Bayern und Böhmen werden Spinatkrapfen als mit Grün gefülltes Backwerk aufgetragen. Dieſer Vita-

minernährung dienen auch die uralten Kräuter-Frühjahrskuren (Marzell, „Die heimische Pflanzenwelt", S. 21).

Der katholische Fronleichnamstag, der als Tragen Jesu auf den Leichkar oder Totenbaum und das Grab oder Kar hinweist, wurde bis zum 13. Jahrhundert auf Gründonnerstag begangen und Karwendel geheißen. Dabei wurden, besonders Wallburgen oder Windelbahnen, also altgermanische Weiheſtätten hinauf, die angeblichen 14 Leidensstationen Jesu gewallfahrtet, die als die beschriebenen Eckpunkte des 13monatigen Mondjahres angesprochen werden. In der Kirche brennen in dieser Zeit 13 Kerzen (Drechsler, „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien" 2, 1906, S. 169). Dieser Karwendel gab offenbar der Karwoche, der Osterwoche, den Namen. In der Münchener Runenhandschrift ist der Os-Rune, deren Bedeutung für die Ostersinnbilder noch aufgezeigt wird, neben Asch auch der Name Kar beigesetzt, was Faulmann (a. a. O.) mit der Karwoche zu Ostern zusammenbringt. Schöll („Die drei Ewigen", 1936, S. 80 ff. und in „Germanenerbe" 1937, 1) erklärt das Kar als Gruft, Felsen- oder Höhlengrab, wie an den Eggsternsteinen, dem Osnabrücker Gertrudenberg und im krimgotischen Doros, und bringt es mit der Karwoche und der Kirmes zusammen. Das Elstertrebnitzer Zwei-Religionen-Bild mit der irminrunenförmigen Irminsäule des germanischen Heidentums und dem Kreuz des Christentums zeigt ein solches Stufengrab, wie wir es an den Eggsternsteinen haben. Karwendel heißt als Lebensbaum des Grabes auch der Wacholder (Pieper, „Volksbotanik", 1897, S. 574). In den „Angel" (Anger) reiten in Sachsen an Ostern die Osterreiter. Nitschke („Deutscher Väterglaube", S. 8) erklärt diesen Brauch: „Durch Wettlaufen, -springen, -fahren versuchte man das Wachstum der Feldfrüchte zu fördern, auf Wolken und Wetter einzuwirken. Ein letzter Anklang ist im sogenannten Osterreiten zu suchen." In Bayern reiten die Jungbauern zur Osterzeit die Pferde zur Schwemme.

Auf dem früheren Wendelberg (Wunderberg) bei Eberswalde werden nach dem Durchhüpfen der Trojaburg zu Ostern den Kindern noch Eier ausgeteilt. Diesen Trojaburgenspielen entsprechen auch das Ringelreiten sowie die Kinderspiele „Schnecke" und „Himmel und Erde (Hölle)" mit dem Ruf „Er hat ein Jahr" (Raab a. a. O., S. 70). Diesem Brauchtum der Weiheſtättenbegehung auf den Windelbahnen und Stufen-

bergen entspricht auch die genannte Gertrud als eine der drei Nornen (Gertrud oder Margarete, Barbeta, Kathrein), und zwar als „Gretel mit dem Wurm". Es ist das Wendel- oder Spierelzeichen der Wurmlage, der Windelbahn oder Trojaburg, wonach die Wurmlingen heißen und offenbar auch Worms mit den drei Nornen oder Gjukistöchtern Einbet, Warbet, Wilbet, nach Warbet oder Barbeta lautet wohl der keltische Name Borbetomagen für Worms (Sepp, „Der Bayernstamm", 1882, S. 108). Die Schnecke mit ihrem der Wurmlage gleichbildlichen Haus auf dem Rücken wird als „Frau Gertrud" begrüßt, was übrigens mehr die Gertrud denn die Margarete als „Gretel mit dem Wurm" erkennen läßt; sie gilt als gutes Vorzeichen, da eine Bauernregel des Ostermonds besagt: „Gedeihen Schnecke und Nessel, so füllen sich Speicher und Fässel." So trägt man bei Frühjahrsfeiern auch Hüte mit Schneckenhäusern als dem Sinnbild der wachsenden Sonnenspierel (Hahne und Niehoff a. a. O.). Wenn das Liftiner Verbot heidnischer Bräuche „cornus et cochleae" bekämpft, so sind das nicht Hörner und Löffel gemeint, wie es meist übersetzt wird, sondern das Horn als Sinnbild und wie im Feuerhorn, Hiefhorn und Julhorn als Gerät, sowie die Schnecke oder Muschel als Sinnbild der spiereligen Sonnenbahn, wie wir es auch in den Hörnern des Widders haben. Die in der Pfalz sprichwörtlichen Schnekkentänze hängen offenbar mit der Begehung der Trojaburg zusammen, welche auch Schneckenberg (Buschan, S. 21) heißt, wozu auch das niederdeutsche Snakenberg, Schlangenberg, im Sinne der Wurmlage passen könnte. Einen Schnakenberg hat Schleswig (s. Bild 14 bei Hamkens a. a. O.).

Vielleicht hängt der Name der Gertrud mit dem genannten Kar des Karwendels zusammen, einem Wortstamm, den wir auch in Kirche, Karke (Harug d. i. Hain) und in der Kirweihe finden und der wiederum mit der Maikur (Mailehen) des Wallburgenbrauchtums verwandt ist. Gerade die altdeutsche Form Keretrud dürfte diese Walküre Freyas oder Walfreyas (Pfannenschmied, „Germanische Erntefeste", S. 157) als Kürtrude, Kürtraute erkennen lassen. Gertrud heißt auch Herberge der Seelen, wohl im Sinne des Totengedenkens. Das Schneckenhaus heißt germanisch auch Wendelstein. Der Gertrudenberg zu Osnabrück mit seinen alten Meyaspielen führte über seiner unterirdischen Wurmlage die Spierelzeichnung. Auch der mit dem Gertrudentag gleichzeitige Bene-

diktentag wird in alten Bauernkalendern gezeichnet durch eine Wurmlage, die aus einem Gefäß kommt, das mit 9 Halbkreisen verziert ist. Auch der Brauch der Gretel in der Butten scheint namentlich hierher und noch mehr zum Wallburgenbrauchtum zu gehören. Der Gretel in der Hecke des Dorns entspricht mit seinem Abbild eines Mädchens in einer Hecke, wie wir es im Dornröschen und im Jungfernversteck der Sonnenjungfrau in der Wallburgennacht finden, die Bezeichnung des Schwarzkümmels als „Gretel in der Heck", „Gretel hinter der Stauden", wenngleich es wohl noch keine altgermanische Pflanze war.

Den gleichen Inhalt des Sonnenmythus hat das Begrüßen der Sonne auf den Bergesgipfeln am Ostermorgen. Zu diesem Zwecke werden die Osterfeuer vielfach bis gegen Sonnenaufgang auf den Bergeshöhen unterhalten. Mit der Beobachtung des Sonnenballs auf seine sinnbildlichen drei Sprünge (nachdem er schon zum Hohen Neujahr und zur Lichtmeß einen Sprung gemacht, d. h. den Tag sichtlich vergrößert hat), wird der Braut- und Osterball gespielt, ebenso der Dreisprung und der Siebensprung (so in der Haar bei Iserlohn) getanzt. Letzterer gilt als Sinnbild des Sonnenkalenders und der S- oder Sonnen-Rune, aus der, wie gesagt, die 7 gebildet ist. Der Ball ist das uralte Abbild der Sonne, ein Beweis für die altgermanische Auffassung von ihrer wahren Gestalt. Nach solchen Ballfeiern benennen sich noch unsere Tanzveranstaltungen als Tanzbälle. Dem Osterball entstammt unser Ballsport (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte, 1, S. 474/75). Als Sonnensinnbilder werden den Kindern auch Osteräpfel und farbige Ostereier geschenkt. Hartgekochte Ostereier werden zu Spielen verwandt und mit Bollen (Zwiebeln), Blauem Enzian, Windröschenwurzeln, Gugelschelle, Kälberkropf oder Alfkunkel und andern Pflanzen sowie auf Ameisenhaufen farbig und fleckig gefärbt. Am Ostermorgen soll man in Mecklenburg nüchtern gleich den drei Blaumaieln (Veilchen) auch einen Apfel oder mehrere Eier essen. (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Zu Hallgarten (Rheinpfalz) wurde früher von der Ulner- oder Töpferzunft eine Osterstufe (Steuer) aus Eiern dargebracht. In Arendsee und bei Salzwedel werden den Kindern zu ihrem Umzuge Bälle aus den Fenstern zugeworfen. Mit dem Brautball einher geht der Brautschiebel als Abbild der Sonnenscheibe (Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", 1925, S. 221). Zum Osterball versammelt man sich schon vor Sonnenauf-

gang. Der Ball wird solange geschlagen, bis er entzweigeht. Bei Tangermünde wird ein Brautball von den im letzten Jahre verheirateten Frauen gespendet, anscheinend als Geschenk der nach dem letztjährigen Brautlehen der Wallburgennacht erfolgten Vermählungen. In Kärnten werden zum Feuer der Osterhaufen Fackelreigen in Gestalt des Sonnenrades und der Hagal-Rune aufgeführt. Dem Ballspiel mit der sinnbildlichen Sonnenkugel entspricht in Friesland das Klootschießen; auch der Kloß als (begleitende) Speise ist ein solches Sinnbild; am Niederrhein wird er Bällchen genannt (Lüpkes, „Ostfriesische Volkskunde", 1925, S. 148). Im Volksmund scheint sogar die Abkürzung und Bezeichnung der Klosen oder Sünnekloſen als Geschenke des Nikolaus oder Weihnachtsmannes in diesem Sinne angeglichen zu werden. „Um die Osterzeit herum liegt auch der Beginn vieler altgewohnter Kinderspiele im Freien, des Kreiseltreibens, Ballspiels, der Springleine, des Stelzenlaufens, Windradtreibens" (Hans Hahne a. a. O.). Sie sind zumeist auch zugleich Bilder des Sonnenlaufes.

In der Osternacht vor Tagesbeginn wird unter dem weihevollen Schweigen und Luren der Nacht und im Schmuck der ersten Frühlingsblumen aus einem ostwärts fließenden Bach oder einer Quelle das Osterwasser als Lebenswasser, als Heilwaag, als Augen- und Viehheilmittel (das als Frühlingswasser besonders keimfrei sein soll, Nork S. 244) geschöpft und im Bach und Tau gebadet, ein ebenfalls sehr gesundheitlicher Brauch. In Niederdeutschland und Holland erfolgt in gleichem Sinne das Tautreten, in der Steiermark das Grünwasengehen, ein jetzt wieder sehr gebräuchliches Heilmittel. Der Tau, der auch als Weihwasser der Taufe benützt wird, bei welcher neben dem Wasser auch Milch und Honig als des Kindes erste Nahrungs- und Heilmittel und das „salige" Salz als Badezusatz erscheinen (Pfannenschmied, „Das Weihwasser", 1869, S. 167), dieser Tau gilt als Naß und Niederschlag des Himmels (Tiu), als Klärer des Wetters: „Häufiger starker Tau hält den Himmel blau." „In vielen Gegenden gilt heute noch der Georgstag (23. April) als Frühlingsanfang, an dem die Landkinder das erstemal barfuß gehen dürfen" (Nitschke a. a. O., S. 53). Das Wasser ist das Sinnbild und Mittel der Reinlichkeit, ist Träger des Lebens und der Lebenserneuerung, der Ernährung und des Wachstums, die Quellen und Brunnen sind so Lebensspender, so Quick- oder Jungbrunnen,

wie die Weihe- und Heilquellen auch heißen. So tritt in den Frühjahrs- und Frühsommerbräuchen neben die Wicke-Rute als Inbild der Lebenserneuerung das „erquickende" Weihe- oder Quickwasser. Der Heil- und Reinigungswert des Bachwassers ist auch wissenschaftlich durch den Nachweis seiner selbsttätigen Reinigung erwiesen. Wie beim genannten Hausputz der Festtage, so müssen bis Ostern alle Ecken im Hause mit einem in den Zwölften gebundenen Besen ausgefegt sein (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr"). Aus der Höhe des Wasserstandes der Bäche zu Ostern wird auf den kommenden Erntereichtum geschlossen (Jahn, S. 142). Wie lebendig auch heute noch der Brauch des Osterwasserholens ist, zeigt Thiele „Das Osterwasser im märkischen Brauchtum" (Germanenerbe, 1937, 3).

Der Ostermond heißt bei Fischart Gauchmonat, dem isländisch Gaukmanadr entspricht, was bei der seinerzeitigen Monatsansetzung einen Monat später bezeichnete. Im Christentum unterliegt der Gauch oder Kuckuck der Verteufelung, wie sie Hermann Löns in seinem Gedichte „Das Osterfeuer" schildert: „Andere Zeiten zogen über das Heideland, vor der tückischen Art Wodes Lobewald schwand; Frigga, die freundliche Fraue, wurde zur Hexe verkehrt, jeglicher heilige Ort zur Greuelstätte entehrt; Wodes edles Geflügel hieß Galgenvogel nun, Friggas schelmisches Eulchen schimpften die Leichenhuhn." Friggas Eule wurde so unter dem Christentum zur Dämonenabwehr an die Scheune gekreuzigt und Thors Lieblingsvogel, des Gottes Kuckuck, der Gottesknecht in den Kinderliedern wurde zum „Potz Kuckuck", zum Sinnbild des Teufels selber, und das Christentum wünschte dem Heiden, dem Thoranhänger, dem Toren oder Gauch, daß ihn der Kuckuck holen möge (vgl. Zaborsky, „Urvätererbe", S. 167). Angenagelt wird im germanischen Brauchtum als Siegeszeichen der abgeschossene hölzerne Sonnenvogel des Schützenfestes. Der Kuckucksruf wurde zu Ostern auf Weidenpfeifen nachgeahmt und in den Kirchen wird heute noch in diesem Sinne Sebastian Bachs „Kuckucksfuge" gespielt. Wie die Julhörner und die Schalmeien und Bastpfeifen, so werden auch die Osterhörner geblasen. In der Schweiz erscheint als Osterfladen das Kuckucksbrot, im Elsaß der Gugelhupf (Becker, „Osterei und Osterhase", S. 40/41). An die Karwendelfahrt der Osterreiter erinnert das Nornenlied (so zu Einöllen): „Reite, reite, Rößchen, dort oben steht ein Schlößchen, dort oben

steht ein Kuckuckshaus, gucken drei weise Frauen (Mareien, Madamen) heraus, die eine spinnt Seide, die andere wickelt Weide, die dritte wickelt Haferstroh, ei, mein Schatz, was guckst du so?" Entspricht so dem Verwünschen des Kuckucks das Wolkenkuckucksheim, so werden im Losbrauchtum noch immer die Warte- oder Lebensjahre aus dem Kuckucksrufe abgezählt, denn „das weiß der Kuckuck". Ähnlich den Oster- und Sonnentänzen wird auch noch der Kibitztanz getanzt, nach dem Fluge des frühlingkündenden Kibitzes, der wieder ähnlich ist dem des Kuckucks und der genannten Heer- oder Donnerschnepfe, Himmels- oder Donnerziege, Habergeiß oder Bekassine, auch Regen- oder Gießvogel genannt, die durch ihr ziegenartiges Meckern mit den Schwanzfedern beim Sturzfluge nahende Gewitter anzeigt und darum gleich der kleinen Nachteule wegen des Meckerns als Ziege benannt wird (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 2, S. 180 u. 334). Der Name Habergeiß (Haber indogermanisch = Bock, Geiß, vgl. Capella) brachte sie durch Mißverständnis später mit dem Haber- oder Getreidefeld in Verbindung.

So beginnt der Kibitztanz noch: „Dort geht der Weg zum Kuckuck hin und da der Weg zum Kiwitt." Nach dem Kuckuck nennen sich viele Frühlingsblumen, wie das Wiesenschaumkraut, das auch Gauchblume, Kuckucksspeichel, Gugelschecke, Kibitzblume, wilde Kresse, Donnerblume, Donnermaie heißt. In Baden erfolgt zu Ostern der Austrieb der Gänsehirten.

Dem frühlingkündenden Kuckucksruf steht das Osterlachen mit dem April- oder Osterscherz (Kleinpaul a. a. O., S. 56) zur Seite, das auch noch in den Kirchen zu Ostern Sitte war, wo der Pfarrer Witze erzählen mußte. Gleichinhaltlich und offenbar ursprünglich gleichzeitig als zum Beginn des Ostermonds, der mit seinem Wetter den Bauern in gleicher Weise für Narren hält, gemäß dem Wetterspruch „der Ostermond ist ein Schalk", wird am 1. Ostermond der Ostergeck oder Osternarr (Aprilnarr) in den Ostermond geschickt und ausgelacht. Hier bedeutet anscheinend dieser Osterschalk (oder Gauch) den Abschluß des Fasenachtbrauchtums mit dessen Fasenachtnarren. In England heißt der 1. Ostermond „All fools day", aller Narren Tag, und man sagt vom Ostergeck „hunting the Gowk", in Niederdeutschland „den Geck anscheren" und man läßt die Dach- oder Zaunschere holen. Wenn es im bisherigen Spiel heißt „Am ersten April schickt man die Narren hin, wohin man will", so würde es

bei der Kalenderberichtigung zu Oſtern als Oſtermondanfang lauten: „Am Oſtertag ſchickt man die Narren hin, wohin man mag."

Wie der Kuckuck, ſo iſt der Haſe ein Oſtertier. Seine brauchtümliche Geſtalt verband ſich mit den Oſtereiern, indem ihn die Älteren uneigennützigerweiſe den Kindern als den Spender der Oſtereier hinſtellen, die ihm darum erwartungsvoll ein Neſt aus Moos bereiten oder ſie in der Erde verſteckt ſuchen. Wie der Name Osnabrück an die Haſe als Brücke über die Haſe anklingt, ſo der Name des Haſen und der Haſel an Oſtern, und zwar offenſichtlich deshalb, weil ſie die Geſtalt der Os- oder Aſen-Rune zeigen ᚬ oder ᚭ: der Haſe mit ſeinen beiden langen, abſtehenden Ohren und die Haſel mit ihrem (meiſt paarigen) Abſtehen der Kätzchen vom Zweig, wie er auch der Mittelpunkt der Oſterſtraußes iſt. Ich ſtelle erſtmalig dieſe Gegenüberſtellung auf, die doch wohl als ſehr einleuchtend aufgefaßt werden kann. Schon in der weſtfäliſchen Balver Höhle unſerer altſteinzeitlichen, urnordiſchen Aurignac-Geſittung wird das Bild des Haſen dargeſtellt und die chriſtliche Kirche übernahm das Bild in ihre Gebäude, ſo die zwei Oſterhaſen in der alten Wallfahrtskirche auf vorchriſtlicher Weiheſtätte auf dem Nikolausberg bei Göttingen (Weigel, „Deutſche Vorzeit links und rechts der Landſtraße", 1934, S. 84), obwohl Papſt Zacharias den Miſſionar Bonifatius im Jahre 751 zur Abſchaffung des Haſenbratens in Deutſchland anwies und der Haſe im Alten Teſtament von Jehovah als entgegen aller Wirklichkeit Wiederkäuer benanntes Tier wegen ſeiner geſpaltenen Klauen für unrein erklärt wurde. Die Haſel dient, wie einzeln als Wickerute zum Frühlingsanfang, auch als Wünſchelrute, gleich der Weide beſonders zum Waſſerſuchen. Wie die Oſtereier der Oſterhaſen, ſo ſchenkt man an Oſtern auch Kuchen oder Brote in Geſtalt von Haſen (Reinsberg-Düringfeld, „Das feſtliche Jahr").

Am Vorabend zu Oſtern wird das Oſterfeuer gebrannt; auch wird da die dreiarmige Oſterkerze angeſteckt; das „ewige Licht" wird noch in der katholiſchen Kirche mit Steinſchlag nach uralter Weiſe entzündet, wie wir ſie ſchon von der Mittelſteinzeit her durch die Ausgrabungen des Duvenſees kennen. Dieſes Neuentfachen des Feuers und ſeiner Scheite als Oſterbrand am Oſtervortag heißt in Schwaben die Scheiterweihe. Auch in den Acker werden ſolche Brände geſteckt und heißen in der Wilſtermarſch Oſtermondlüchten (Buſchan a. a. O., S. 207). Durch

Osterfeuer wird auch die Winterpuppe oder -tocke, christlich der Judas Ischarioth, verbrannt, welch letzterem in Verspottung des germanischen Heidentums ein roter Donarbart angeheftet wird. Wie das vorher gelöschte ewige Licht in der katholischen Kirche neu entzündet wird, so wurde das germanische Herdfeuer neu angesteckt. Dazu kann die beim Osterfeuer entzündete Osterkerze, die in ihrer Man-Runen-Gestalt auf den Sommertagsstecken getragen werden kann, benützt werden. Osterkerze wird auch die Osterstern blume geheißen. In Westfalen darf im Sinne eines Nutzbrauches der Waldesallmende ein Mann zum Osterfeuer nur gehen, wenn er vorher im Walde Eichen gepflanzt hat (Hamkens a. a. O., S. 95), wie anderwärts auch bei Geburten und Heiraten Obstbäume in der Allmende gepflanzt werden müssen (Stonner a. a. O., S. 76).

Ostern als Frühlingsfeier hat im allgemeinen kein eigenes Gerichtsthing; das Thing der Frühlingszeit als Jahresdrittels, das als Allmendething, besonders bei der Seebevölkerung, zum Teil schon auf Lenzingsbeginn, wie beschrieben, stattfindet, liegt zum andern Teil als Maigericht auf dem Beginn des Wonnemonds. „Der Ostertermin wird gern auf Georgi, auf Walpurgis oder auf den halben Mai verschoben" (Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung", S. 7). Nach dem Osterfeste nennt sich der Ostermond, er heißt dänisch auch Faaremaand, d. h. Schafmonat, nach dem Graswuchs in den Niederlanden auch Grasmaand, altnordisch auch Sadtid nach der Aussaat des Sommerfeldes (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). Mit seinem gewöhnlichen Namen aber heißt er altdeutsch: Ostarmanoth, Ostärmonath, angelsächsisch: Eosturmonath, während die Basken den Wonnemond als Ostaro benennen. Durch den angelsächsischen christlichen Kirchengeschichtsschreiber Beda wissen wir, daß der Name des Ostermonds und Osterfestes von einem göttlichen Sinnbild Ostara sich herleitet; Bedas Überlieferung heidnischer germanischer Monatsnamen schon vor Kaiser Karl beweist, daß dieser nicht erst die germanischen Monatsnamen erfand oder einführte. Ostara, das göttliche germanische Frauenbild im Sinne von Frauja, Freya, erscheint uns in altgermanischen Namensformen wie althochdeutsch Ostarun, gothisch: Asteroth, schwedisch: Asturogita (Sepp, S. 136) und in Namen von Weiheſtätten, wie dem Ostaraheiligtum der Eggsternsteine mit seiner altgermanischen Kampfbahn, dem Urbild des Olympia-Stadions

als Bestandteil germanischer Jahreslauf- und Gemeinschaftsfeiern; von den „Oster"-Orten ist aber oft eine reine Ostbezeichnung nicht zu trennen, jedenfalls erklärt sie das Vorhandensein von gegenüberliegenden Wester-Orten als bloße himmelskundliche Ortung. Ostern bedeutet den Sonnenaufgang im Osten, also das Fest und den Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche, der himmelskundlichen Ortung nach Osten. Wie der Name am engsten mit dem Osten verknüpft ist, so des weiteren auch mit den Bezeichnungen der Morgenröte, als wiederum des Sonnenaufgangs im Osten, die griechisch Eos und indisch Usra heißt. Einen gleichen Namen finden wir in dem der Auster, die in ihrer Gestalt gleich der Schell oder Jakobspilgermuschel die aufgehende Sonne als halbkreisartigen Kreisabschnitt zeigt.

Ostern ist eines der wenigen Feste unseres Jahreslaufs, das die christliche Kirche in Deutschland und England nicht einmal dem Namen nach an jüdisch-christliche Gestalten anglich. Wie im Englischen noch Yuletide für Weihnachten vorkommt und Whitsuntide für Pfingsten steht, so heißt Ostern da noch Easter. In den Niederlanden und den skandinavischen Ländern ist Ostern freilich zum jüdischen Passahfest, dem Gedenken an den grausamen jüdischen Massenmord beim Auszug aus Ägypten (s. „Stürmer"-Sondernummer, Reichsparteitag 1935), umbenannt, das dem christlichen Ostern auch das Opferlamm, das jüdische Kapores oder Sühneopfer gab (Schwarz-Bostunitsch, „Die Freimaurerei"). Dem osterlichen Lamm entspricht im vorchristlichen germanischen Brauchtum der Schafbraten dieses Faare- oder Schafmonats. Wie heute noch das Judentum nach einem reinen Mondkalender lebt, so ist auch das christliche Ostern mit der Ostertafel des Dionysius auf den Sonntag nach dem Frühlingsvollmond festgesetzt worden. Die deutschen Christen feiern also zu Ostern ein rein germanisches Brauchtum, aber viel jüdisches Geistesgut, wie denn auch die Kinder noch mit den jüdischen Geschichten und Lehren in der Schule erzogen werden, meines Erachtens entgegen dem Absatz 24, 3 des NSDAP.-Programms.

Die Beweglichkeit des bisherigen Osterfestes ergab immer wieder Vorschläge zu seiner Festlegung. Dabei ist auch der Vorschlag gemacht worden, Ostern mit der Feier des 1. Mai zusammenzulegen, da zu dieser Zeit erst im nördlichen Deutschland richtig Frühling sei. Dem widerspricht aber die ausgesprochene Eigenschaft Osterns als Fest des Son-

nenaufgangs im Osten, also der Tag- und Nachtgleiche des Frühlingsanfangs. Auch können wir die besagten Zweige und Blumen des Sommertages da auch schon im Norden zumeist finden, andererseits fehlt auch zum Beginn des Wonnemonds da noch richtiger Grünschmuck, während allerorts der beste Grünschmuck zu Hohen Maien, Ende des Wonnemonds, zu haben ist. Je nach der Lage und Witterung können die verschiedenen Gegenden die Betonung ihrer Frühlingsfeier auf eins dieser 3 Feste verdichten; Nadelbaumschmuck ist aber zu jedem Fest zu bekommen und bei etwaigem Fehlen von Blättern an den Birkenzweigen zu Beginn des Wonnemonds gibt die weiße Rinde allein schon die Weihe.

Der häufigste, beste und wissenschaftlich richtige Vorschlag zur Festlegung des Osterfestes ist der für den 1. Ostermond. Dann ist der 31. Lenzing als Sommertag der Vortag zu Ostern. (Würde das Jahr stetig mit einem Sonntag begonnen werden, so fiele der 31. Lenzing auf einen Sonnabend und das Osterfest immer auf einen Sonntag.) Der 31. Lenzing brächte dann leicht das gleichinhaltliche und zusammengehörige Brauchtum des Sommertags und Ostervortags der Vogel- (und Schnecken-) begrüßung und der Blumeneinholung, des Verzehrens der ersten Heilpflanzen und des neunerlei Grüns, des Schlages mit der Wickerute und der Klapper, des Tragens der Ostersträuße und der Sommertagsstecken, des Sommer-Winter-Kampfes und des Schwerttanzes, des Austragens der Winterpuppe und der Scheiterweihe am Abend als Entzünden des Osterbrandes zum Osterfeuer und der Osterkerze für das Herdfeuer; der anschließende 1. Ostermond als Ostertag müßte dann das Brauchtum des Osterwassers und Osterbades, des Karwendels und Osterballs, des Osterhasen und der Ostereier, der Hasengebildbrote und der Osteräpfel, der Osterhörner und des Kuckucksrufs sowie des Ostermondnarren und Osterlachens richtig zusammenfassen.

Die Allheit im Ostermond.

Der Ostermond soll Nässe und Kühle bringen, damit bei reichlicher Wässerung die Frucht sich nur langsam, aber sicher entwickelt. So künden uns die Bauernregeln von ihm: „Warmer Ostermondregen, großer Se-

gen." „Trockener Oſtermond (April) dem Bauern nicht lohnt (iſt nicht des Bauern Will'), Oſtermondregen iſt ihm gelegen." „Bläſt der Oſtermond in ſein Horn, ſo ſteht es gut um Heu und Korn." „Iſt der Oſtermond auch noch ſo gut, er ſchneit dem Hirten doch auf den Hut." „Iſt der Oſtermond auch noch ſo gut, er ſchneit dem Zaunpfahl einen Hut." Bildet hier der Schnee einen weißen Hut, ſo heißt es andererſeits vom Hut der Blüten: „Hat der Kirſchbaum einen weißen Hut, iſt auch die Korn- und Weinblüte gut." „Viel Schnee, den Oſtermond enrfernte, läßt zurück eine reiche Ernte." „Im Oſtermond viel Schnee, keinem Dinge tut er weh." „Oſtermondflöcklein bringen Maiglöcklein." „Oſtermond ſonnig und naß füllt Scheuer und Faß." „Lenzingsſchnee frißt, Oſtermondſchnee düngt (oder: iſt Miſt)." „Oſtermondſchnee iſt ein Grasbrüter." „Oſtermondſchnee iſt beſſer als Schafmiſt." „Oſtermond, dein Segen heißt Sonne und Regen; nur den Hagel, den häng' an den Nagel." „Oſtermond naß und kalt, wächſt das Korn wie'n Wald." „Iſt der Oſtermond ſehr trocken, geht der Sommer dann nicht auf Socken." „Naſſer Oſtermond gibt blumigen Wonnemond." „Naſſer Oſtermond, trockener Brachmond." „Oſtermond warm, Wonnemond kühl und Brachmond naß, füllt dem Bauer Boden und Faß." „Auf einen naſſen Oſtermond folgt ein trockenes Jahr." „Wie's im Oſtermond und Wonnemond war, ſo ſchließt man aufs Wetter im ganzen Jahr." „Lenzingswinde und Oſtermondregen verheißen im Wonnemond großen Segen." „Iſt der Oſtermond ſchön und rein, wird der Wonnemond dann wilder ſein." (Im gleichen Sinn: „Iſt Ambroſius ſchön und rein, wird Sankt Florian, 4. Mai, dann wilder ſein." „Bringt Roſamunde, 2. April, Sturm und Wind, iſt Sybille, 29. April, uns gelind.") „Oſtermond windig und trocken macht alles Wachstum ſtocken." „Gibt's Gewitter vorm Wallburgentag (Georgitag, 23. April), ſo folgt gewiß noch Kälte darnach." „Donnert's überm dürren Wald, wird's in der Regel wieder kalt." „Heller Mondſchein in der Oſtermondnacht ſchadet leicht der Blüten Pracht (zieht die Baumblüte zuſammen, daß ſie erſtickt)." „Oſtermond der Lämmer nicht ſchont (April frißt der Lämmer viel)." „Gras, das im Oſtermond wächſt, ſteht im Wonnemond dann feſt." „Jetzt muß der Holunder ſproſſen, ſonſt wird des Bauern Miene verdroſſen." „Viel Schlüſſelblumen, viel Milch." (Milchtreibende Pflanze.) „Wie die Kirſchblüte, ſo die Wein- und Kornblüte." „Oſtermondwetter und Kar-

tenglück wechseln jeden Augenblick." „Traue keinem Wetter im Ostermond." „Besser Wassersnot im Ostermond als der Mäuse lustiges Spiel." „Maienkäfer, die im Ostermond schwirren, müssen im Maien dann erfrieren." „Bauen im Ostermond schon die Schwalben, gibt's viel Futter, Korn und Kalben."

Von den Tieren des Frühlings als langfristigen Wetterkündern heißt es dann weiterhin: „Wenn die Kibitze und Wachtelkönige in den Niederungen und die Seeschwalben auf Sandbänke bauen, kann man auf trockenen Sommer trauen." „Wenn der Kuckuck im Frühjahr schreit, gibt es ein nasses Jahr." „Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, wenn man die Rohrdommel zeitig hört, wenn man an den Nußbäumen mehr Blüten als Blätter sieht, wenn das Pfriemkraut lieblich blüht, wenn die Saatzeit ohne Regen, dann gibt's reichen Erntesegen." „Kommt die wilde Ente, so hat der Winter ein Ende." „Wenn das Hermelin im Frühling weiße Farben trägt, so schneit es noch mal; erscheint's im Herbste weiß, so schneit es bald." „Kommt die Weihe gezogen, so ist der Winter verflogen." „Ammer und Haubenlerche sagen, daß der Winter hinterm Berge." „Wenn die Drossel schreit, ist der Lenz nicht mehr weit." „Amsel zeitig, Bauer freu' dich." „Von wilden Blümchen die roten und Spechte sind Frühlingsboten." „Im Frühjahr Spinnweben auf dem Feld gibt einen schwülen Sommer." „Wenn der Froschlaich im Lenz tief im Wasser war, auf trockenen Sommer deutet das, liegt er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der Sommer besonders naß." „Der Frosch spricht vom Frühling." So haben des Brauchtums Sinnbilder wiederum in Allheit und Wetter eine deutliche Grundlage.

Das Wetter des Wonnemonds.

Der Wonnemond beginnt mit der Wallburgennacht. Sie ist auch wetterkundlich eine Losnacht, eine Wende. Auf diese Zeit des Übergangs vom Ostermond zum Wonnemond verdichten und entsprechen sich die Bauernregeln der Heiligentage von Tiburtius und Valerian (14. April) über Georg (23.), Markus (25.), Sibylle (29.), Walpurgis (29. April, bzw. 1. Mai), Philipp und Jakob (1. Mai) und Hei-

lig-Kreuz-Tag (3.) bis Florian (4. Mai). So besagen sie: „Auf Wallburgentag (Tiburtiustag) alles grünen mag." „Kommt der erste Mai (Tiburtius) mit Schall, bringt er Gauch und Nachtigall." „Wenn der erste Mai (Tiburtius) schellt, grünt das Feld." Das Schellen bezieht sich wohl auf die Belfriede und Hillebillen, die die Zusammenkunft einberufen, oder auf die Schalmeien, die aus Salweidenrinde gedreht, mit Dornen zusammengesteckt und von Kindern und zu Festen und Tänzen geblasen werden. In gleichem Sinn sagt eine verchristlichte Bauernregel: „Valerian bringt den Kuckuck heran." Der Name Valerian scheint hier wiederum an den Wallburgenbrauch angeglichen zu sein, der ja bis Fasnacht (Valentin) hin ausfächert. In Schweden heißt der 25. April, also etwa der Wallburgentag „Gauchstag", was der altdeutschen Redensart entspricht: „Zu Wallburgentage, da der Gauch gukket." „Kommt der Kuckuck, bevor das Laub grünt, so ist ein kurzer Sommer zu erwarten; bleibt er zu lange, dann wird die Ernte spärlich und gerät der Wein nicht." „Ist Wallburgentag (Sankt Georgen) vorbei, so geht die Wiese ins Heu." („Auf Sankt Jürgen soll man die Kuh von der Weide schürgen.") „Auf ersten Mai (Sankt Georg) soll sich das Korn so recken, daß sich kann eine Krähe verstecken." „Auf ersten Mai (Sankt Georg) müssen die Schweine ausgetrieben werden." „Walburga (die Walriderske, Sankt Georg) kommt nach alten Sitten zumeist auf einem Schimmel geritten" (d. h. wetterkundlich mit Reif, also wiederum die allheitliche Verbindung von Wetter und Brauch). („Sankt Georg und Marks drohen noch viel Args.") „Walburgas (Sankt Georgs) Pferd tritt den Haber in die Erd'." „Kommt Walburga (Sankt Georg) geritten auf einem Schimmel, so kommt auch ein gutes Frühjahr vom Himmel." So ist der Schimmel der Maikönigin das Glücksbild des guten Frühjahrs. „Vor Wallburgentag (Georgi) trocken, nachher naß." „Wenn's vor ersten Mai (Markus) warm, wird's darnach kalt." „Kriecht der Dachs vor Wallburgentag (Georgi) aus dem Loch, muß er zurück vier Wochen noch." „Solange die Frösche quaken vor Wallburgentag (Markustag), solange schweigen sie darnach." („Soviel die Frösche vor Sankt Georgen schreien, solange sind sie hernach still.") So ist der Beginn des Wonnemonds wieder eine Wetterwende.

„Auf Walburgas (Sankt Georgens) Güte stehen alle Bäume in Blüte." „Wallburgentag (Sankt Markus) Kornähren bringen mag

(muß)." („Armer Georg, reicher Jakob, 25. Juli.") „Wenn am 1. Mai der Reif liegt offen, ist ein gutes Frühjahr zu hoffen." (Erklärung des Schimmels im Wetterspruch.) „In der Wallburgennacht Regen oder Tau, auf ein gutes Jahr bau'." „Wenn vor Wallburgentag (Georgi) Regen fällt, wird man nachher damit gequält." „Ist's um ersten Mai (Georgi) warm und schön, wird man noch rauhes Wetter sehn." „Versteckt sich am Maientag im Korn ein Rabe, dann zur Sonnenwende (Johannis) ein Knabe." „Wenn sich am Maientag nur die Krähe im Korn verstecken kann, gibt's einen gesegneten Sommer." „Gefrierts auf des Maitags Fall (Sankt Vital), gefriert's noch fünfzehnmal" (bis zu den drei Eismännern). „Um Wallburgentag fährt der Saft in die Birken." So stellt sich die Birke als Baum des Maienschmucks dar, sie heißt so auch Maien- oder Wunnebaum (Mathusius, „Blumenwelt", 1869, S. 56). Auch ist sie wie die meisten Brauchtumspflanzen ein wertvolles Heilmittel. „Den ersten Mai legt elker Vogel ein Ei, Kibitz und Schwan haben's Legen schon getan." „Regen um Wallburgennacht hat Tenn' und Keller voll gemacht." „Wenn am 1. Mai Reif fällt, gerät die Frucht wohl." „Um ersten Mai (Philippi und Jakobi) sind die größten Wetter und gedeihen die besten Linsen." So leiten, wie der Lostag an sich, auch die Frontgewitter eine neue Großwetterlage ein. Der 30. als letzter Ostermond (21. April bisheriger Rechnung) ist mit seinem Wallburgenbrauchtum, das, zeitlich zerrissen, teils noch in der Nacht zu Georgi (22./23. April), teils in der Nacht zum 1. Mai gefeiert wird, der weihevolle und feierreiche Vorabend zum 1. Wonnemond. Daß der indogermanische Name Mai für den Wonnemond auch schon altgermanisch ist, besagen die Osnabrücker Meya-Spiele, die Meya der Edda, die Kübel-Maie des Imster Perchten-(Schemen-) Laufs, die Bezeichnung Maien für die Nornen oder Märgen wie in der zu dieser Jahreszeit die Wiesen zierenden Mayen- oder Mergenblume (Hegi, „Illustrierte Flora", 6, 1, S. 414), dem Maßliebchen, das auch Frauenblatt und Sonnwendrose (nach hebräischem Namen Wucherblume) heißt, ferner die Bezeichnung Maien für den Besuch der Spinnstuben oder Spinnmaien und Heimabende, sowie der Mailehen (Wrede, „Rheinische Volkskunde", S. 212 u. 265) und die Benennung der Maien als Grün- und Blumenschmuck, als Abbild des Lebensbaums, wie Weihnachsmaie, Erntemaie, Harkemai, Blaumaiel (Veilchen). Ich werde aber unterscheidungshalber den

Namen Mai im allgemeinen für die bisherige Kalendereinteilung und den Namen Wonnemond für die vorgeschlagene künftige nehmen, die diesen Monat am bisherigen 22. April beginnen läßt. Der Name Wonnemond kann einerseits von der Winne oder Weide kommen, da das Vieh Anfang dieses Monats auf die Weide getrieben wird, besonders in Süddeutschland auf die Sommerweide, andererseits von der Schau der Wunne, des Sommerfeldes zu seinem Beginn, deren Bestellung im Wonnemond beendet werden soll. Isländisch heißt der Wonnemond gleich dem Ostermond noch Sadtid (Saatzeit) und Gaukmanadr (Kuckucksmonat), ferner heißt er da Harpa, angelächsisch: Thrimilki, da von jetzt ab dreimal am Tage gemolken werden kann, und altdeutsch: Wunnimanoth.

Um die Zeit des 13. bis 15. Mai bisheriger (gregorianischer) oder des 22. bis 24. Wonnemonds sternkundlicher Kalenderrechnung setzen erfahrungsgemäß noch einmal starke Maifröste ein, die die letzte Anstrengung des Winters darstellen und eine Wetterscheide bilden. So beginnt mit diesem 4. Eyktamals-(Achtels-) Abschnitt das Sommerhalbjahr. Das Gegenstück als Beginn des Winterhalbjahrs ist das Vorwinterfest, der Martinstag im Nebelung. Wir nennen diese Zeit entsprechend der schicksalwebenden Asen- oder Nornendreiheit des Werdens, Waltens und Vergehens zum Wiedererwachen die drei Eismänner. Sie entsprechen den drei Königen (3 Asen) zum Hohen Neujahr, wie wir solche Zusammengehörigkeit auch in den „drei Bergen" dargestellt finden, so den drei Götterhügeln zu Uppsala, in den „Dreibergen" am Zwischenahner Meer, in den Drei Gleichen, in den drei Stoffeln, in den Trifels-Bergen. Die der Wallburg ähnlichen drei Berge stehen in Bauernkalendern in der ersten Jahreszeit. Die drei Könige sind gleichfalls Eismänner gemäß dem erwähnten Bauernspruch „Die drei Könige bauen eine Brücke oder brechen eine", und führen, wie dort das neue Jahr, so hier das Sommerhalbjahr heraus. Die Eismännerkälte des Wonnemonds und die Schafkälte des Brachmonds wird durch den Wärmeunterschied zwischen dem kalten Meereswasser und der zunehmenden Sonnenwärme auf dem Festland verursacht. „Die ‚kalten Tage des Mai', die im Durchschnitt in Norddeutschland auf den 11.—13. Mai (Mamertus, Pankratius, Servatius), in Süddeutschland auf den 12. bis 14. Mai (Pankratius, Servatius, Bonifatius) fallen, sind ebenfalls ein

regelmäßig wiederkehrender Kälterückfall, der an Intensivität hinter den Rückfällen des Februar und der ‚Schafkälte' im Juni erheblich zurücksteht, der aber viel gefährlicher und daher auch viel berühmter als jene ist, weil die Nachtfröste, die er gelegentlich mit sich bringt, in der Blütezeit des Jahres größten Schaden anstiften können. Die Heftigkeit des Kälterückfalls ist in den einzelnen Jahren ungemein verschieden. Nach strengem Winter pflegt die Gefahr am größten zu sein. (Überhaupt gilt die Regel: Strenge Winter finden am schwersten zum Sommer, heiße Sommer am schwersten zum Winter zurück.) Die Dauer beträgt meist 2—3 Tage. Der Zeitpunkt fällt verhältnismäßig oft auf die Tage des 11. bis 14. Mai, kann aber auch im ganzen übrigen Mai eintreten, sogar schon im April" (Henig a. a. O., S. 43). Der Kälterückschlag der 3 Eismänner verbreitet sich von Skandinavien aus in südlicher und dann südöstlicher Richtung über Mitteleuropa Auch das Ende des Wonnemonds bringt uns leicht noch einen Kälterückschlag, weshalb ein Bauernspruch sagt: „Ende Mai ist Winters Schwanz." So ist die ganze Zeit von den 3 Eismännern bis Ende Wonnemonds (christlich: Urban) von Kälte bedroht; sie soll für das Gelingen der Weinernte aber auch ohne Regen sein, damit dem zu dieser Zeit blühenden Wein kein Schaden geschieht. Nach neuer Kalendereinteilung würden die 3 Eismänner auf den 21.—23. des Wonnemonds zu liegen kommen. Die angeführte christliche Benennung der 3 Eismänner zeigt zusammenfassende gleiche Endungen. So besagen darüber die Bauernregeln: „Pankrazi, Servazi, Bonifazi sind 3 frostige Bazi, und zum Schluß fehlt nie die kalte Sophie." „Die 3 Atius sind strenge Herren und ärgern Gärtner und Winzer gern." „Die 3 Heiligen auf az, alle drei stehlen wie der Spatz." „Die 3 Heiligen auf az sind 3 echte Weindiebe." Von den Eismännern gilt denn: „Die 3 Eismänner ohne Regen sind für den Winzer großer Segen." („Ehe Pankraz und Servaz vorbei, ist nicht sicher vor Kälte der Mai; ja auch Sankt Urbanus ist oft noch ein Grobianus".) „Die 3 Eismänner ohne Regen versprechen reichen Ernteſegen." „Vor den 3 Eismännern kein Sommer, nach ihnen kein Frost" (kein Schnee). „Wer seine Schafe vor den 3 Eismännern schert, legt mehr auf Wolle als aufs Schaf den Wert." Wenn in den Sudeten (dem Wandalischen Gebirge), in der Ostmark und in den Weinbergen Westdeutschlands die Bauern im Wonnemond den Rauch von abgebrannten Wacholder- und anderen Zweigen

über die Flur leiten, so dürfte dieser Brauch auch wirklich die Pflanzen vor starken Frösten schützen. Zur Zeit der Fröste der 3 Eismänner wird in der Ostmark durch das Reifheizen oder Rauchfeuer Frost zu verhindern gesucht.

In Norddeutschland heißt die Zeit der 3 Eismänner Schwarzdornwinter, weil da der Schwarzdorn oder Schlehenstrauch blüht. So sagen die Wetterregeln von der Schlehdornblüte: „Je früher im Frühjahr der Schlehdorn blüht, desto früher der Schnitter zur Ernte zieht." „Wenn frühe blühen die Schlehen, magst früh nach der Ernte du sehen." „Steht der Schlehdorn früh im Blütenschein, wird schon vor Ernting (Jakobi) die Ernte sein." „So viele Zeit der Schlehdorn vor Wallburgentag (Georg) blüht, so viele Zeit geht man vor Ernting (Jakobi) in den Schnitt." „Um Korn und Wein wird schlimmer es stehn, je später wir Blüten am Schlehdorn sehn." „Je später der Schlehdorn blüht, desto schlimmer mag's um Korn und Heuernte stehen." Hier spricht ein langfristiger Wetterkünder, während es von kurzfristigen Wetterkündern dieser Zeit heißt: „Wenn im Wonnemond Wachteln schlagen, läuten sie von Regentagen." „Machen die Holztauben ungeheuer Gezeter, so bedeutet es schönes Wetter." „Wenn die Pirrole emsig kreischen, wird bald Regen niederträuschen." „Wenn die Kröten fleißig laufen, wollen sie bald Regen saufen." Von diesem Hervorkommen aus der Erde vor dem Regenwetter hat der Regenwurm selber seinen Namen. Gleichzeitige Mahner lehren uns zu dieser Zeit: „Wenn der Weißdorn blüht, hören die Hechte auf zu laichen." „Wenn die Ulme blüht, soll man Laichnetze auswerfen." Langfristige Wetterkünder dieser Zeit sind auch die Holunderblüten, die Eichenblüte und das Eichen- und Eschenlaub. „Wie schnell oder langsam der Flieder (Holunder) blüht, ebenso mit der Ernte geschieht." „Wenn der Flieder langsam verblüht, die Ernte sich lang hinzieht, verblüht der Flieder aber schnell, geht's mit der Ernte rasch von der Stell'." „Wie der Holunder blüht, so blühen auch die Reben." „Gibt's der Eichenblüte viel, füllt sich auch des Kornes Stiel." „Wenn die Eichen schön blühen, so wird ein gutes Butterjahr." „Wenn das Laub kommt vor der Blut, ist's nicht gut." „Wenn die Esche Knospen trägt, gibt's keinen Frost mehr." Eine ganz wichtige Wetterregel betrachtet den Unterschied des Grünens oder auch Blühens von Eiche und Esche, den beiden Weltenbäumen der germanischen Mythe, wovon die Esche offenbar ein späterer Ersatz für die

im hohen Norden fehlende Eiche ist (s. „Der germanische Glaube", S. 62/64); diese Wetterregel heißt: „Grünt (blüht, treibt) die Eiche vor der Esche, hält der Sommer große Wäsche; grünt (blüht treibt) die Esche vor der Eiche, hält der Sommer große Bleiche." Wie der Blütenreichtum auch mit dem übrigen Fruchtreichtum Hand in Hand geht, so heißt es im gleichen Sinne von dem reichen Auftreten von Tieren: „Gibt's im Frühjahr viele Frösche, so geraten die Erbsen." „Sind der Maikäfer und Raupen viel, so steht eine reiche Ernte am Ziel." „Maikäferjahr, gutes Jahr." In Schleswig-Holstein wurde der Maikäfer als Frühlingsbote festlich aus dem Walde eingeholt (Erich und Beitl, a. a. O., S. 470). Wolfgang Schultz („Zeitrechnung und Weltordnung", S. 86) vermutet, daß der Maikäfer zufolge der alten Weise „Maikäfer flieg' ..." Maienkäfer heißen muß, nach der genannten Meya, der Frau Holda, und im Sinne von alamannisch Maieli für Maria auch Märgenkäfer; das Pommerland in dem Kinderlied „Maienkäfer flieg' ..." aber wird in der badischen Pfalz noch als „Hollerland" gesungen, als sein Mutterland, das Winterland der Frau Holda, das Land der Holden oder seligen Sippenangehörigen, der Diesen oder „Engel", das auch „Engelland" in Kinderreimen heißt. Auch die Maiglöckchen heißen Meyenblume, Marienglöckchen oder Marienschellen (Pritzel und Jessen, „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen", 1925), also nach der Meya; sie werden nach alter Sitte anstatt der späteren Myrrhe als Blumenkranz zur Hochzeit auf dem Haar getragen. Die Gärtner, die Helfer des Brauchtums, können mit ihren Treibgärten das ganze Jahr über die Pflanzen des Brauchtums liefern. Wie der Maienkäfer im Wonnemond, so erscheint der Juni- oder Brachkäfer im Brachmond. Das zeitige Schwärmen der Bienen verspricht eine gute Honig- und allgemeine Ernte: „Ein Bienenschwarm im Mai ist wert ein Fuder Heu, aber ein Schwarm im Brachmond sich kaum der Mühe noch lohnt."

Für den Wonnemond selber fordern die Bauernregeln ähnlich wie vom Ostermond Kühle und Feuchtigkeit, aber nicht zuviel Wasser und nicht zuviel Frost. So besagen sie: „Wonnemond kühl und naß, füllt dem Bauern Scheune und Faß." „Ist der Wonnemond recht heiß und trokken, kriegt der Bauer kleine Brocken; ist er aber feucht und kühl, dann gibt's Frucht und Futter viel." „Wonnemond nicht zu kühl und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß." „Kühler Wonnemond, volle Ka-

sten." „Maienfrost den Blüten das Leben kost." Auch zu windig soll der Wonnemond der Baumblüte wegen nicht sein: „Der Ostermond kann rasen, nur der Wonnemond halte Maßen." „Maienfröste sind unnütze Gäste." „Wonnemondtau macht grüne Au." „Abendtau und kühl im Mai, bringen Wein und vieles Heu." „Ist's kühl und bringt viel Tau der Mai, gibt's reichlich Most und Korn und Heu." „Wonnemondregen bringt Segen, da wächst jedes Kind, da wachsen die Blätter, die Blumen geschwind." „Im Mai regnet es Brot und Heu (regnet es Gras)." So wird dem Wonnemondregen, in dem sprichwörtlich die Kinder besonders stark wachsen, eine besondere Nähr- und Wachtumskraft zuerkannt, wie sie in dem überall sichtbaren großen Wachstum dieses Monats zu erkennen ist. So tritt neben die gebräuchliche Heilkraft des Quell- und Brunnenwassers der Erde die Wachtumskraft des Regenwassers aus den Wolken, das in Moorgegenden in Soden aufgefangen und aufbewahrt wird, um Trink- und Brauchwasser zu sein wie anderwärts die Brunnen.

„Wenn im Wonnemond der Wolf im Saatfeld liegt, die Last des Korns die Scheuer biegt." Wenn so der Wetterwolf als Wetterkünder des hohen und reichen Getreides erscheint, so wird sein Aufenthalt im Getreidefeld später zum Schaden und er damit zum schädlichen Roggenwolf für die Ernte. „Der Wonnemond ist selten so gut, daß er nicht bringt dem Zaunpfahl noch einen weißen Hut." „Trockener Wonnemond, dürres Jahr." „Heißer Mai macht den Friedhof fett" (englisch). „Viel Gewitter im Mai bringen viel und gutes Heu (bringen Früchte herbei)." „Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer juchhei." „Wonnemond mäßig, feucht und kühl, steckt dem Brachmond ein warmes Ziel." Aber: „Übermäßig warmer Mai will, daß der Brachmond voller Nässe sei." „Auf nassen Mai kommt trockener Brachmond herbei." „Nasser Mai wenig Heu." „Maiwasser trinkt den Wein aus." Allzuviel ist also ungesund. „Wonnemond nicht zu trocken bringt Korn und Wein, Wonnemond aber feucht bringt den Frauen Lein." Nässe bis zur Sommersonnenwende um des Wachsens der Saat und des Grases willen braucht auch noch der Brachmond: „Kühler Wonnemond und nasser Brachmond, am besten sich der Feldbau lohnt." „Wonnemond kühl und Brachmond naß, füllt den Boden und das Faß." „Ist der Wonnemond kühl und naß, tut der Brachmond gleichfalls das, und der Heumond ist nicht naß, so füllen sich Söller und Faß."

Das Wallburgenbrauchtum.

Der Wonnemond leitet das Sommerwetter ein. Wie Baldur, der Sonnengott als göttliches Sinnbild des Sonnenlichtes, zu Weihnachten neu geboren wird, so vermählt sich der Sonnen- oder Himmelsgott zu Beginn des Wonnemonds mit der Erde, mit der Erdkraft des Ackerbodens. Diese Vermählung wird auch durch die verschlungene Jahresrune als ✕ Ing-Rune ausgedrückt. Der erwähnte angelsächsische Flursegen als eigentlicher Wettersegen für diese Zeit wünscht: „Heil sei dir, Erdenflur, der Irdischen Mutter, sei du grünend in Gottes Umarmung, mit Futter gefüllt, den Irdischen zu Frommen." Irisch heißt der Wonnemond „Mina Beal-tine", d. h. Monat des Bal(der)gottes, und der Vorabend zum 1. Tag des Wonnemonds „Abend des Bealfeuers". Der 1. Wonnemond ist der Tag der Odinsfreite. Es ist die Zeit des Hochzeitmachens und der Wandelgänge der Liebespaare ins Freie, wo sie die genannte Schlüsselblume als Himmels- oder Hochzeitschlüssel (ahd.: Himilsluzzil), als Kuckucks- oder Frauenschlüssel (Peterschlüssel), als Osterblume an die Liebe gemahnt. „Das Fest der Vermählung Wodans mit Frigg oder Freya ward in der Walpurgisnacht und an den zwölf ersten Tagen des Mais begangen" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr", S. 171). Wir haben hier nochmals eine Wiederholung der Zwölften wie zu Jahresbeginn. Der „alte Maitag" beschließt diese heiligen 12 ersten Wonnemondsnächte. Bei den Dänen hieß der 12. Mai „hellige Bönders Dag", heiliger Bauerntag, und war ein Sonntag (Pfannenschmied, „Germanische Erntefeste", S. 372). Wie die Zwölften der Julzeit, so sind die 12 ersten Wonnemondstage gleichsam die Fortdauer des 1. Mai. Das germanische Brauchtum tanzt in dieser laubgeschmückten Zeit die Lobe- oder Laubtänze. Der Mai ist in der katholischen Kirche der Monat der Maria geworden. Während des Maien hält sie ihre grüngeschmückten Maiandachten ab, ein Zugeständnis an das germanische Gotteserlebnis im heiligen Hain und in der freien Allheit. Das Brauchtum des heiligen Hains, des Waldes ist die waltende Säule und Hege des Gemeinschaftsgedankens im Brauchtum und der innerlichen Erhebung. Brauchtum ohne Wald und Grün erliegt dem Verfall, wie Wilhelm Heinrich Riehl, der Altmeister der deutschen Volkstumskunde

nach Arndt und Jahn, schreibt in seinem Werke „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" (1866—73, Bd. 1, S. 49): „Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr um unseren äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlechte das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nötiger sein." Wald ohne Brauchtum dagegen erliegt dem Kommunismus, wie Riehl betont (S. 45): „Am Wald und an nichts anderem könnt ihr dem deutschen Bauern den Kommunismus handgreiflich predigen"; ein Gedanke, den der deutsche Marxist Engels („Die Allmende") auch aufgenommen hat.

Die katholische Kirche betet vom 3. Mai, dem Tag des Wetterwolfs in den Wettersprüchen, als dem Kreuzauffindungstag, bis zum Herbstanfang, Kreuzerhöhung (14. September), den Wettersegen um das Sommerwetter zu beeinflussen. So lehrt eine Wetterregel dieses christlichen Einflusses: „Beten ist der beste Wettermacher." Am 3. Wonnemond „geht das Volk zum Erdklopfen; auf kultischer Erde, im Freithofgras, werden Eier, Symbole werdenden Lebens, gegessen und Wettersprüche gesprochen" („Völkischer Beobachter", 26. April 1936). Es sind so die ersten Wonnemondstage die Gedenktage der Wetterregeln, wo man in der Fürsorge für die kommende Ernte auf Wetter und Frost schärfer acht haben und Vorkehrungen treffen muß. Von dem Wetterwolf sagt ein Bauernspruch: „Der 3. Mai ist ein Wolf, der 7. eine Schlange." Die Schlange ist das Sinnbild der Wallburg, auch drei Schlangen als gleichmittige Ringe, und die erwähnte 7, die als Sig-Rune auch den Blitz, den Sonnenstrahl und die Schlange darstellt, erscheint in den 7 Sonnen, den sieben Strahlen um die Sonne, den 7 Tagen der Sonnenwoche (Zaborsky-Wahlstätten, „Urvätererbe"). Der 3. Mai des Wetterwolfes und des Erdklopfens der Frostuntersuchung aber gehört offenbar den 3 Eismännern zu, nachdem er vor der Kalenderverlegung von 1582 auf dem jetzigen 13. Mai, also den 3 Eismännern stand (Hörmann, „Wetterherren und Wetterfrauen in den Alpen", in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1907, S. 69 und Koren a. a. O., S. 139/40). Damals lagen also Maibeginn und 3 Eismänner eng zusammen, so daß der damalige 1. Mai dem jetzigen alten Maitag und der damalige 3. Mai dem jetzigen 13. Mai der Eismänner entsprach. So ist der Wetterwolf des 3. Mai gleichsam der Be-

ginn der 3 Eismänner und die „Sonnenschlange" des 7. Mai gleichsam die Wetterwende der siegenden Sonne, im Sinne der erwähnten Wetterregel „Vor den Eismännern (Servaz) kein Sommer, nach ihnen (Bonifaz) kein Frost." Die Eismännerregeln mit dem zugehörigen Wetterwolf als Kältewolf und das Erdklopfen bilden also das Brauchtum der 3 Eismänner. Wie die 3 Eismänner als Sinnbilder der Wonnemondfröste, so erscheint auch die „kalte Sophie" mit ihnen im Verein. Sie ist die Eisfrau wie Frau Ise zu Lenzingsbeginn und wird im Alemannischen Iswibli geheißen (Koren a. a. O., S. 141). Es ist also die Gestalt der mütterlichen Erdgöttin und der Frauengottheit, die wir als Freya oder als die namensähnliche Sif, die Sippenmutter kennen. Es ist die Mütterlichkeit, der zu Ehren wir wieder am 2. Sonntag im Maien, also ungefähr nach den ersten 12 Maitagen, den Muttertag feiern und die Mutterehrenkreuze verleihen. So können wir wieder die 12 ersten Wonnemondstage als Fortsetzung von des deutschen Volkes Feiertag am 1. Mai, ähnlich wie die Zwölften der Julzeit, ansehen und in seinem Grünschmuck als eine ununterbrochene Maienandacht belassen, bis zu diesem Muttertag. Der 12. Wonnemond (bei festliegenden Wochentagen ein Sonnabend) würde als alter Maitag also die 12 ersten Wonnemondstage abschließen und der folgende Tag (ein Sonntag) als Muttertag den letzten, nochmals erneuerten Maienschmuck tragen und der Mutter Blumen des Gedenkens auf den Tisch stellen.

Wie der Flachs oder (und) Lein Frigga, der Hüterin der Spinnstuben, geweiht ist und mit dem Haarblond seiner Rockenfarbe selber Haar und niederdeutsch ähnlich der Heide Hede heißt, so gilt seine Aussaat zu dieser Wonnemondszeit als besonders günstig. „Die kalte Sophie (also Frigga) sät Lein zu gutem Gedeihn." Flachs und Hirse sollen nach Sonnenuntergang gesät werden, damit die Vögel es nicht merken sollen und ihn gleich aufpicken; dafür werden den Vögeln die ersten drei Handvoll gespendet (Sartori II, S. 65 und Perger, „Deutsche Pflanzensagen", S. 190); auch werden Wische dabei auf die Felder gesteckt, um die Vögel abzuhalten.

„Am 1. Mai feierte Altgermanien die Walpurgisnacht, den Beginn der zwölf Weihenächte der Sommersonnenwende. Es war der Tag der Hochzeit Wotans mit der Freya. Heute feiert die heilige Walburg am

1. Mai ihren Namenstag, während alle Gebräuche als Zauberei, Hexenwesen usw. von der Kirche verändert und auf diese Weise Naturſymbolik in orientaliſchen Dämonenſpuk umgewandelt wurde" (Roſenberg, „Mythus", S. 164). Es war offenſichtlich eine ablenkende Anlehnung an das Brauchtum der Wallburgen, dem wir ſchon bei den Heiligen Valentin und Valerian begegneten, wenn die chriſtliche Kirche den Heiligentag der Äbtiſſin Walpurgis oder Walburga durch Heiligſprechung an dieſem Tage auf den Beginn des Mai feſtſetzte, eigentlich ſchon auf den 29. April, alſo ohne zeitlich wirklichen Zuſammenhang mit dem Namen des Wallburgenbrauchtums. Die Walburga entſpricht der Walküre und der Wallburg oder Trojaburg (vgl. Körner, „Handbuch der Heroldskunſt" 3, S. 74/75). Die Staffel- oder Ringkreuze auf ſolchen Weiheſtätten heißen auch Walenſteine. Walburga heißt auch die verſklavte germaniſche Seherin, die ſich ein römiſcher Beamter auf dem Nileiland Elephantine im 2. Jahrhundert den Ausgrabungen zufolge hielt. Die Walküre wurde vom Chriſtentum als Walandine mit dem Begriff der Teufelin ausgeſtattet (Dahn, „Walhalla", S. 162). Aller Hexenaberglaube und alle Hexenverfolgungen ſind nicht germaniſchen, ſondern chriſtlichen Urſprungs und haben zur Vorausſetzung den chriſtlichen Glauben an den Teufel, den es im germaniſchen Glauben nicht gibt (Heppe-Soldau, „Geſchichte der Hexenprozeſſe", 1880; NS.-Schulungsbrief, 1937, 3).

Die göttlichen Vor- und Sinnbilder der Germanen, die Aſen, wurden vom Chriſtentum zu Teufeln und Dämonen, zu Aas und Thoren gemacht. Die Abſchwörungsformeln der chriſtlichen Taufe waren vorgeſchriebene Abſagen an ſolche untergeſchobene Begriffe, wie man ſie dem morgenländiſch-mittelmeeriſchen Aberglauben des römiſchen Reiches entnommen hatte. Fehrle ſchreibt („Germanien, 1936, 8, S. 240): „Die chriſtlichen Geiſtlichen kämpften nicht nur gegen die Reſte des Heidentums, die ſie wirklich vorfanden, ſondern auch gegen ſolche, die ſie für möglich hielten. Dabei gehen dieſe chriſtlichen Warnungen und Mitteilungen zum großen Teil zurück auf den Biſchof Cäſarius von Arelate. Dieſer aber bekämpfte den griechiſch-römiſch-keltiſchen Aberglauben, den er im ſüdlichen Frankreich vorfand." Auch heute noch werden die alten Germanen nach vorgefaßten Meinungen beurteilt. Sie müſſen einfach ein geſittungsarmes Volk geweſen ſein, und was ſich heutzutage an chriſtlich-jüdiſchem, mittelmeeriſch-morgenländiſchem und lappiſch-mon-

golischem Aberglauben vorfindet, muß den alten Germanen entstammen. „Es muß (!) für denkbar gehalten werden, daß bei den Germanen wie bei andern Völkern die erste Menstruation als Folge des Geschlechtsverkehrs mit einem Dämon gilt" (Negelein, „Weltgeschichte des Aberglaubens", 2. Band, 1935, Abschnitt „Germanischer Aberglaube", S. 295). Darum sagt Strobel („Bauernbrauch im Jahreslauf", 1936, S. 27): „Wenn uralte germanische Heilszeichen, Sinnbilder und Runen sich am Bauernhause, im Fachwerk oder im Ziegelbau befinden, dann werden sie Zauberzeichen genannt, weil sie germanisch sind. Wenn aber eine Gipsmadonna am Hause steht oder ein Bibelspruch über der Türe, dann wird das Ganze erst eine fromme Angelegenheit." Eine ebenso böswillige Entstellung ist es, die Hexenverbrennungen aus germanischem Brauchtum, aus dem Verbrennen einer „Hostia", eines Opfertiers herzuleiten, wo nur der Winter wie in der überlebensgroßen und darum nicht lebenden Festzugsgestalt der bronzezeitlichen Felsbilder von Bohuslaen ausgetrieben und verbrannt wurde. Solche Verbote „sind augenscheinlich, wo sie nicht nach fremdem Muster gearbeitet sind, nur erlassen, um die bekämpften Glaubensformen doppelt verächtlich zu machen" (Mackensen a. a. O., S. 45). Die christlichen Verbote heidnischer Bräuche legten diesen sogar das Verzehren des Fleisches ihrer eigenen weisen Frauen unter. Hier müssen sich diese christlichen Greuelmärchen doch schon von selber entlarven, wenn sich die christliche Kirche solchen Vorwand zur Hexenverfolgung, zur Vernichtung der germanischen weisen Frauen suchte. Wie schon Tacitus von den Juden überliefert, daß ihnen Greuel bedeute, was den andern Völkern heilig sei, und umgekehrt, so sprach Bischof Remigius als gleichartiges Ziel bei der entscheidenden politischen Taufe des Frankenkönigs die Worte aus: „Beuge dein Haupt in Demut, stolzer Sigambrer, und verehre von jetzt an, was du bisher verbranntest, und verbrenne, was du bisher verehrtest."

Pastor (a. a. O., S. 86—91) schreibt im Hinblick auf das Wallburgenbrauchtum: „In der Schaffung solcher Heiligen ist die Kirche nie engherzig gewesen, durfte es auch nicht sein, wenn sie ihr Ziel erreichen wollte, altheidnischen Glauben christlich zu lackieren. Das tollste Stück war die schon obenerwähnte Umdeutung des alten Wallburgfestes, das auf den stufenförmigen Wallburgen begangen wurde, in ein Fest der heiligen Walpurgis. Die Lebensgeschichte dieser Neuheiligen war bald dazu ge-

liefert. Dem Volkswitz blieb diese Heiligenherstellung am laufenden Bande nicht verborgen. Er spottete: Ist auch ein Heiliger, der heißt Hälsen und Küssen? .... So hat denn auch der einzelne Kalendertag den Namen eines neuen Heiligen bekommen, gerade so wie die Kirchensendlinge auf die Stätte der meist doch niedergerissenen Heiligtümer ihre neuen Kirchen setzten: weil sie wollten und wußten, daß die Verehrung des Neuen ihre Wurzel haben würde in der des Alten, wofür man keine andere Bezeichnung finden kann als die der Glaubensfälschung. War es erst so weit, dann konnte man schließlich für das völlige Vergessen des Alten sorgen, der Gedanke war gut und hatte vollen Erfolg für mehr als ein Jahrtausend; es war eine Lüge mit sehr langen Beinen. Für mehr als ein Jahrtausend konnte das deutsche Volk mit manch anderem stammverwandten Volke nicht zur Glaubensruhe kommen, weil ihm sein arteigener, sein ihm eingeborener, mitgeborener Glaube verfälscht worden war; und niemals kann einer oder kann ein Volk anders selig werden als durch den Glauben, der ihm der rechte ist, der ihm Spiegel seines eigenen Innern ist. .... Das Wesentliche und das Deutsche an den Heiligentagen ist heidnisch; und das Nichtheidnische an ihnen ist uns unwesentlich und ist undeutsch." In der Erkenntnis willkürlicher Namensangleichung der Heiligen hat, wie wir es schon beim Sankt Bürokratius finden, auch neuerlich der Volksmund anläßlich der klösterlichen Devisenschiebungen entsprechende Heiligennamen erfunden, wie umgekehrt die Kirche nun neben Elias den Heiligen Christophorus zum Schutzheiligen der Luftfahrt einsetzte, der auch ein Heiliger christlicher Geisterbeschwörung ist. „Daß Christophorus auch bei Geisterbeschwörungen angerufen wurde, geht aus dem Namen Kreschtoffelsböjelchen hervor, mit dem in Köln die Büchelchen bezeichnet wurden, welche Beschwörungsformeln enthielten" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr", S. 262). „Es muß so auch verstanden werden, wenn z. B. in den Jahren der Inflation um 1923, gegen die doch auch eine religiös-volkstümliche Hilfe gefunden werden sollte, ein bisher kaum bekannter Heiliger, Expeditus, in mancher Gegend, so Salzburg, zu hohen Ehren kam. Patron für Geldangelegenheiten an sich, wurde er ob seines Namensklangs zum Beschützer in jener Zeit rascher Erledigung gegenüber dringender Geldnot, die zu augenblicklichem Handeln zwang. Mit der Stabilisierung der Währung war der neue Heilige bald wieder ver-

gessen" (Albert Becker in „Blätter für pfälzische Kirchengeschichte", 1933, S. 169). So können wir heute noch den Vorgang jener Umtaufe des Wallburgenbrauchtums an Beispielen beobachten.

Die weise Frau war die Hechse, Hägtessa, Hagdiese, Haugatysja, Tunrida, Zaunrita, Idise, Walriderska, Walküre, Walburga, Wala, Alioruna, Haljaruna, Helliruna, deren geschäftiges Sinnbild im Zaun des heiligen Haags als Abbild der Hagal- oder Irmin-Rune die Eidechse mit ihren abstehenden Beinen ist (vgl. die Benennung des Gockelskamm oder der Salbei als Hexenmaie, d. i. Eidechsenblume), wie denn die christliche Deutung die Eidechse aus der Vermischung von Hexen mit dem Teufel herleitet (Leoprechting, „Aus dem Lechrain", S. 88). Daher die grausame Verfolgung der Hexen durch die christliche Kirche, da sie die Trägerinnen des germanischen Weistums und der Rückhalt des nordischen Volkstums und Rasseerbes waren. Notgedrungen mußten sie ihr Brauchtum verheimlichen und geheim gestalten, wie von dem Brocken überliefert ist, wo sie nur dadurch die Wächter Karls verscheuchen konnten. „Mit dem Teufel, den sie (die Christen) faseln, wollen wir sie selbst erschrecken." Daher noch heute der Hexenspuk bei der Errichtung des Maibaums in der ersten Mainacht, wie noch jährlich vor meinem Elternhaus auf der Straßenkreuzung der Dorfmitte zu Einöllen.

„Da aber die Sachsen, nachdem sie aus Furcht vor der ihnen angedrohten Todesstrafe die Taufe öffentlich angenommen hatten, nur im geheimen es wagen durften, den Götzendienst ihrer Väter auszuüben, dem sie im Herzen treu geblieben waren, so suchten sie vermummt und durch abschreckende Larven entstellt, in der Stille der Nacht die Orte zu erreichen, wo sie ihre althergebrachten religiösen Bräuche zu beobachten pflegten. Zur Abschreckung der Ankläger sowie zum eigenen Schutze, bestätigten sie die abenteuerlichen Spukgeschichten, welche die Soldaten Karls, die alle heimlichen Zusammenkünfte den neubekehrten Heiden verhindern sollten, von den Erscheinungen erzählten, die sie in der Mainacht gesehen, und so verbreitete sich allmählich die Sage von der berüchtigten Brockenfahrt. Aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, den Hägesen . . ., wurden die gefürchteten Hexen, welche man der Zauberei beschuldigte, und die Bräuche, welche ursprünglich das heidnische Maifest mit sich gebracht haben mag, an dem nicht nur der Sommer, sondern auch das Viehaustreiben seinen Anfang nahm, erhielten nach und nach

die Deutung zur Abwehr gegen die Hexen zu dienen, die in der Walpurgisnacht ihren Sabbat feiern und daher besonders gefährlich sein sollten" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 171/72). Diesen Abwehrzauber durch Schreckgestalten, dessen Übergang in Glaube und Brauch des Mittelalters wir hier geschichtlich verfolgen konnten, finden wir gerade an den christlichen Kirchen, wo solche Gestalten zur Abhaltung des Heidentums und des Teufels angebracht wurden, ausgesprochen häufig (Jung, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", 1922, und Zaborsky-Wahlstätten, „Urvätererbe", S. 236). Ihnen gehören auch die am Rhein in das Berufsgerät der Müller humorvoll als Kleienkotzer übergegangenen Köpfe mit herausgestreckter Zunge zu. Das ursprüngliche Bild dieser larvenartigen Kasten haben wir im Bienenkar und im Salzkasten, diesem Gerät des lebenswichtigen und darum heiligen Inhalts (Sal = Heil), der heute noch Weihesprüche und Sinnbilder trägt. Auch auf freimaurerische Einflüsse wie bei römisch beeinflußten kirchlichen Bauhütten deutet die herausgestreckte Zunge, wie auch die Lade der Handwerksinnungen der jüdischen Bundeslade verwandt zu sein scheint.

Die Hexenverfolgungen der christlichen Kirche hatten neben dem Zwecke der Ausrottung germanischen Weistums und nordischen Blutes, die in manchen Dörfern fast alle weiblichen Einwohner tötete und die eingeborene Bevölkerung so dem Aussterben preisgab, auch den Zweck, den Kirchenbesitz durch die übliche Einziehung des Besitzes der Hexenverwandtschaft zu vermehren, was in mehreren Anweisungen zu Hexenverfolgungen offen ausgesprochen wird, und dienten weiterhin den Folterknechten zum sadistischen Ergötzen, da diese die Hexen in den Gefängnisverließen durch Vergewaltigung in Verkleidung des Teufels davon überzeugten, daß sie tatsächlich mit dem Teufel nach Art der noch jetzt gültigen christlichen Lehre Verkehr hatten. (BdM.-Führerinnenbrief des Amtes für weltanschauliche Schulung, Nr. 25/26.)

Die Hechse, die weise Frau, hat offenbar im Wallburgenbrauchtum eine führende Stellung, ähnlich wie in dem noch erhaltenen Perchtenlaufen von Imst als Kübelmaie und als Lachnerin (d. h. Ärztin, also weise Frau), welche unter offensichtlichem Hinweis auf ihre volksheilkundliche Tätigkeit ein Bekleidungsstück aus Pflanzen trägt. Nach den Hechsen oder Truden, Trauten (nicht zu verwechseln mit den Thruden oder

Thursen der Edda) heißt die Wallburgennacht so auch Trudennacht (Leoprechting, „Aus dem Lechrain" 1855, S. 176). Aber auch der männliche Führer ist uns noch erhalten und tritt im Wallburgenbrauchtum als der Marschall auf, also als der Schalk oder Skalde der Maren oder (mütterlichen) Ahnen (vgl. Laren) und wohl auch der Maren, d. h. Jungfrauen (woran gern Maria angeglichen wird, vgl. Kummer a. a. O.), der Mären ihrer Sippenüberlieferung sowie der für Rassereinzucht sinnbildlichen weißen Mähren im heiligen Hain. Das Handwerk feiert seine Wallburgenfeier noch unter einem besonderen Schaffer (Heyne, „Das alte Handwerk", 1908, S. 113). Im ähnlichen Sinne wie den Marschall haben wir noch den Heim- oder Hainbürgen als Schaffer (s. „Germanische Odalverfassung", S. 16/17), wie man zur Wallburgenfeier auch sagt: „In den Hain- oder Heimgarten gehen", also in den heiligen Hain (Sepp, S. 160). Vielleicht ist dem Mar als Meier das lat. Major nur angeglichen. „Der Mar oder die Bäuerin selbst betet vor" (Graber, S. 419). Dem Marschallstab solcher Brauchtumsleiter scheint der ähnlich der Prangstange spierelig gekrümmte Sonnenlaufstab zu entsprechen, wie auch die christlichen Bischöfe diesen Krummstab, den Hirtenstab, übernommen haben. Die Weidenbäume liefern solche spierelig gekrümmten Stäbe. Die jetzigen Hirtenstäbe tragen den krummen Haken noch zum Herziehen der Schafe, während die angebrachte Schaufel zum Werfen dient. So verbindet sich durch diesen Stab der Schalk der Mähren, des Viehes, der am 1. Wonnemond seine Herde austreibt, mit dem Skalden der Maren oder Ahnen und der Rassezucht.

Das Treiben auf der Wallburg oder im heiligen Hain ist uns noch ersichtlich aus dem Mailehen. Auch Burgwälle, Trojawälle, Drachenburgen, Hünenringe, Himmelsberge, Bockshorne, Tanz- oder Tönsberge, Blumenberge, Diesenberge, Hexenringe heißen die Stätten dieser Zusammenkünfte. Ihr Abbild sind die Pilzkreise, die ihrer gleichen Form wegen den Namen Hexenringe führen. Das germanische Mailehen oder Brautlehen ist der sichtbare Ausdruck planmäßiger Bevölkerungspolitik, bei der im allgemeinen kein erbgesunder Mensch unverheiratet blieb. Jedem tüchtigen, wertvollen Mädchen wurde ein Jungmann oder, was dasselbe besagt, jedem tüchtigen Jungmann ein entsprechendes Mädchen als Mailehen zugesprochen. War das Mädchen damit einverstanden, so steckte des dem zugesprochenen Buhlen den

Strauß an. Es war also keine Zuteilung im Sinne der Tierzucht, sondern eine anerkennende und lohnende Freierei, die ganz auf Herzensneigung und Ebenbürtigkeit abgestimmt war. Im Soonwald übergibt der Mann seiner Mailehensbraut die Kyrbe, eine Bezeichnung, die Kirwegeschenk bedeutet und das Mailehen der Walküre im Sinne der Maikur, wie es in der Rheinpfalz noch heißt, als Kürung oder Körung, „Körfest" mit der Kirwe, dem nachstehend beschriebenen Sippen- und Liebesfest zusammenbringt. Darum ist das Mailehen in der Pfalz und anderwärts noch mit der Maikirwe verbunden. Mancherorts geht den Kirwen überhaupt ein Mädchenlehen voraus (Pfannenschmied, „Germanische Erntefeste, S. 264).

Die zu dieser Zeit abgehaltenen Mairitte, Maiwettläufe und Geschicklichkeitsspiele wie Kranz- oder Ringelstechen sprechen dafür, daß dem Mailehen ursprünglich ein Wettbewerb in diesem Sinne vorausging. In der großenteils mit der Todesstrafe erfolgenden Bekämpfung dieses Brauches durch die christliche Kirche, die diesem rassekundlichen Brauchtum gegenüber kein Zugeständnis machte, mußte der Wettbewerb schließlich in Geldablösung stattfinden. In Kärnten ernennt die Maikönigin den besten Läufer zum Maikönig (Graber, „Volksleben in Kärnten", 1934). So trug der Brauch des Mailehens der nordischen Scheu in der Liebesfreite Rechnung und kam damit der traurigen Tatsache zuvor, daß heutzutage beste nordische Mädchen und auch Männer wegen ihrer vornehmen Zurückhaltung ehelos altern und aussterben müssen. Daß untüchtige Menschen von der Verlobung ausgeschlossen waren, ergibt sich aus dem Restbrauche, daß die Mädchen, auf die niemand bietet, samt und sonders um einen Spottpreis ausgeschlagen werden. In der Schweiz sind die Mädchenversteigerungen auf den Wallburgenabend verbunden mit Fasnachtspott auf alte Junggesellen und alte Jungfern. Minderwertige konnten einen Wettbewerb des Rennens mit seinen Anforderungen an körperliche Leistung und seelischen Wagemut, einen Wettbewerb des Geistes und der Geschicklichkeit schon gar nicht mitmachen und schieden ohnehin vom Brautlehen aus. In Lippe findet am Wallburgenabend vor den Häusern kinderloser Ehepaare das Maiklappen statt (Fehrle, „Deutsche Feste und Volksbräuche"). Im Emsland werden am 1. Mai die im vergangenen Jahre verheirateten Frauen von den ledigen Mädchen mit Wickeruten gequiekt und ihnen dabei Kindersegen und ho-

her Flachs gewünscht. Ähnlich dem Mailehen werden am 1. Wonnemond auch Heiratsmärkte abgehalten, wie zu Vilsen bei Verden, im Huy bei Halberstadt und zu Kaltennordheim in der Rhön. Weigel („Lebendige Vorzeit links und rechts der Landstraße") spricht die Wallburgennacht als das Wahlfest, das Fest der Brautwahl an. Der Fürst und sein Marschall konnten früher einem Mann im Mailager ein Mädchen als Braut zusprechen (Buschan, S. 204).

Das germanische Mailehen ist nur eine Probeverlobung. Meist dauert sie ein Jahr, in der Eifel endet sie mit Pfingstmontag, also mit Hohen Maien. Das erworbene Mädchen wird hier Mailiebe genannt und muß jede Woche zweimal in ihrem Elternhaus besucht werden und dann zum Tanz an Hohen Maien abgeholt werden. Mit dem Mailehensmädchen müssen während des Mailehensjahres die drei Ersten getanzt werden. Bewährt sich die Neigung, so erfolgt übers Jahr die Verlobung. Das drückt sich in der Rechtsformel des Mailehens aus, wie sie z. B. noch in Thüringen erhalten ist: „Für ein Jahr zu Lehen, über ein Jahr zur Ehen." Auf die Durchführung der Mailiebenehrung achten in der Eifel zwei Maischöffen, die beim Mailehen bestellt werden. Wir sehen, wie im germanischen Brauchtum das germanische Gemeinrecht waltet, und solche richterlichen Einrichtungen des Brauchtums erfreuen sich restloser Befolgung, was von den früheren brauchtumsfeindlichen Polizeiverordnungen nicht zu sagen war. Wir werden also gut tun, dem deutschen Gemeinrecht im deutschen Brauchtum wenigstens wieder eine stillschweigende Anerkennung zu gewähren und nicht etwa eine volksfeindliche Verfolgung wegen Amtsanmaßung und Titelbeilegung durchzuführen oder zuzulassen. In der Eifel leitet das Mailehen der Junggesellenvater; sonst nennt er sich der Marschall. So ist uns mehrfach noch der gleiche Wortlaut der Lehensausrufung des Marschalls erhalten: „Höret, ihr Burger, überall, was gebeutet euch des Königs hochwürdiger Marschall, was er gebeut und das soll sein: N. N. (Mann) soll N. N.'s (Mädchen) Buhler sein; drei Schritt ins Korn und drei wieder zurück, über ein Jahr gehet eine Braut heraus." (Zu Rheinsheim 1683 und auf der Wallburg zu Amöneburg 1768 als „sogenannte Lühn in der Walpernnacht bei einem von Stroh und Holz angezündeten Feuer auf dem Felde".) Zu Frankfurt am Main heißt es 1232 ähnlich: „Höret zu, ihr Herren überall, was gebeut der König und Marschall, was er gebeut und das muß

sein, hier rufe ich aus N. N. mit N. N. heute zu Lehen, morgen zu Ehen, über ein Jahr zu einem Brautpaar." In den Herrsteiner Generalpunkten von 1608 lautet der Schlußabschnitt: Obschon vor vielen Jahren das Lehenausrufen verboten worden, sei doch in vielen Kirchspielen der schädliche Brauch noch in Übung; Pfarrer und Amtleute sollten es aber bestrafen, die Eltern, die solches ihren Kindern gestatteten, mit einer Geldstrafe ansehen und das junge Volk mit dem Turm zum Gehorsam bringen; und in der Gründungsurkunde der Kirche zu Kirschweiler heißt es dort, daß diese gebaut würde, damit die Leute nicht mehr auf die „Festung" (Wallburg) zum Götzendienst hinaufgingen.

Vom Handwerk wird eine gleiche Maifeier beschrieben (Wissell, „Das Handwerk", 2, S. 579): „Die jungen Burschen versammeln sich am Maiabend unter der Linde und heben den Maisang an, der von den Mädchen fern vom Dorf her erwidert wird. Dann werden der Maikönig gewählt und die Maigrafen, die ihm als Richter zur Seite stehen. Der König wählt darauf die Königin und ruft sie aus, worauf Jubel und Lieder folgen. Sodann wird die Liste der Jünglinge der Gemeinde und der Jungfrauen aufs neue aufgestellt. Die im verwichenen Jahre geheiratet haben oder gestorben sind, werden gestrichen, neue aufgestellt. Dann werden die Jünglinge nach der Reihe von dem einen Maigrafen aufgerufen, und die Versammlung ruft fragend: Wer soll seine Liebste sein? Dann ruft der andere Maigraf den Namen der Jungfrau, die ihm zugeteilt wird, und so geht es fort, die ganze Reihe hindurch. Burschen unsauberen Wandels fürchten dabei zu erscheinen. Ihre Schande wird ausgerufen. Mädchen unlauteren Rufes werden niemandem zugeteilt, sondern darüber wird der Spruch gefällt, daß man ihnen Häcksel vor die Tür streue oder einen Kirschbaumzweig stecke oder aber einen Strohmann vor dem Haus errichte. Auch wird bestimmt, welchen Mädchen der ehrende Maibaum vor die Tür gestellt werden soll. Die dem Jüngling zugeteilte Jungfrau war nicht nur für den Tanz dieses Tages seine Partnerin, er behielt sie bis zum nächsten Maitag, und er hatte sie auf alle Feste des Jahres zu führen."

Dem geliebten und verehrten Mädchen setzt der einzelne einen Maien vor die Tür, zumeist einen Zweig der Birke, die mit ihrer weißen Rinde das Sinnbild der Reinheit in Ruf und Rasse ist, die auch der genannten B-Rune den Namen Birk-Rune gibt und die im Wonnemond den Saft

als Birkenwein und Haarpflegemittel liefert; oder es wird sonst ein sinniger Strauch gesetzt, wie der blühende Bram, der Weißdorn oder der Wallburgenstrauch, auch Walpurgiswein, Wolpermaie, Hundsbeere, Aalbaum, Ahlkirsche genannt (Pritzel und Jessen a. a. O., S. 220). Einer unglücklichen Liebe setzt man Zweige der Preißel- (und Heidel- oder Druden-) beere, die gleich dem Immer- oder Singrün auch wilder Maien (Palmen), Maien (Palmen) des Waldes, Maidemaien, auch Marienpalm heißen (Reichardt, „Die deutschen Feste in Sitte und Brauch", 1911, S. 160; Hegi, 5, 3). Einem berüchtigten Mädchen aber wird, wie erwähnt, der Schandmaien gesetzt, ein Strohwisch, ein dürrer oder Dornenzweig, oder es wird ihm Häckselspreu vor die Tür gestreut, alles Sinnbilder, die es zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Damit ist es auch nach diesem gesunden Urteil der Volksmeinung vom Volksrecht gerichtet und, weil es nun im allgemeinen keinen Freier mehr findet, von der Ehe und Fortpflanzung ausgeschlossen. Hier haben wir die negative Bevölkerungspolitik, die Ausschließung der Minderwertigen von der Fortpflanzung im deutschem Brauchtum. Damit nicht ein Unberufener dies als Neidingstat gegen ein ehrbares Mädchen begehen kann, setzt den Schandmaien die Mehrheit der Jungmänner. Auch für Verletzungen des Flurzwangs, dieser uralten Marktregelung der Dorfgemeinschaft, auf die auch wieder Erzeugungsschlacht und Rohstoffsicherung zurückgreifen, wird ein Strohwisch gesetzt, so wenn jetzt noch nicht der Garten gebaut ist (Nießen 2, S. 257).

Das tüchtigste Paar wird als Maipaar zum Maigrafen- oder Maikönigspaar ausgerufen. Wie die Verwaltung und Rechtsprechung in der Allgemeinheit, so üben auch Brauchtum und Kinderspiel die gleichen Rechtseinrichtungen. Die Ausrufung des Maigrafenpaares ist in Verbindung mit dem Mailehen ein ausgesprochener Auslesebrauch der Rassezucht, der Verbindung der Tüchtigsten miteinander. Wir gehen nicht fehl, wenn wir neben der Anerbenauslese der germanischen Odal- oder Allodverfassung, also des Erbhofrechtes, auch dieser Sitte einen wesentlichen Anteil an der Hochzucht der nordischen Rasse in Germanien zuschreiben. Überhaupt ist das Auslesebrauchtum ein wesentlicher Grundzug des Kalenderbrauchtums, das jeweils einen Anführer oder ein Anführerpaar heraus- und zusammenstellt, das die Mutigsten, Stärksten, Geschicktesten und Gescheitesten der Öffentlichkeit kund-

tut und darum einer stärkeren Liebeswerbung und einem besseren Fortkommen zuführt. So haben wir hier den rassekundlichen Leistungsgedanken als lebendigen Blutsmythus des Kalenderbrauchtums, die Rassezucht als den wiedererstandenen und wiederverstandenen Mythus des 20. Jahrhunderts.

Die in Verbindung mit dem Mailehen stehenden und ihm sinngemäß vorausgehenden Wettbewerbe im Rennen zu Fuß oder zu Pferde haben als gott- und weihetümlich miteinhergehender Gedanken auch noch die Bedeutung der Befreiung der Sonnenjungfrau. Der Mailehenswettbewerb in der Wallburgennacht ist darum das Sinnbild der himmlischen Vermählung der Sonne mit der wieder aus der Wintergewalt befreiten Erde, das rassenkundliche Abbild des germanischen Sonnenglaubens. Bezeichnungen wie Jungfernhöhle, Jungfernversteck bei solchen Wallburgen besagen uns, daß als Abbild der Befreiung der Sonnenjungfrau aus der Höhle des Winterdrachens die wettrennenden Jungmänner die versteckten, sinnbildlich gefangen gehaltenen Mädchen in den sonnenlaufsinnbildlichen Ringwällen erstürmen mußten. Die befreite Sonnenjungfrau wird zur Maikönigin ausgerufen („Germanien", 1934, 12, S. 362). Mancherorts sind diese Bräuche etwas abgewandelt. So wird in Tilleda der Maikönig versteckt und ins Dorf zurückgebracht, anderorts in Sachsen wird das Brautpaar gesucht und eingeholt (Reinsberg-Düringsfeld). Auch die Räuberspiele der Frühjahrs- und Sonnenfeiern haben den gleichen Untergrund. In Schmalkalden laufen die Walpermännchen den Mädchen nach, welche sich als schöngesichtige „Hexen" kleiden (Fehrle, „Deutsche Feste und Jahresbräuche", 1938, S. 77).

Durch die Forschungen von Krause-Sterne, Willi Pastor, William Anderson ist uns diese Bedeutung des Brauchtums der Wallburgen und ihr hohes Alter kundgemacht. Solche Wallburgen wie der gewaltige künstliche Ringwall von Sankt Michel in der Bretagne und deutsche Ringwälle lassen ihre Anlage bis in die Steinzeit zurückverfolgen. Die Gestalt des christlichen Georg und sein Heiligentag, an dessen Vorabend mancherorts noch wie auf der Amöneburg die Wallburgennacht gehalten wird, zeugt von solchem brauchtümlichen Kampf gegen den Winterdrachen zur Befreiung der Sonnenjungfrau, von der Erstürmung der Maibraut auf den Wallburgen. Sankt Georg ist der Drachentöter Sigfrid. Die Walkürensage von Brünhild, die von Sigfrid hinter der

Waberlohe erweckt wird, das Märchen vom Heckenzaun des Dornröschens, der von immer wieder angezündetem Feuer auf solchen Ringwällen herrührende Glasschmelz sowie noch lebendes Brauchtum wie „Die Burg brennt!“ in der Eifel und das Durchreiten des Wallburgenbrandes, wie es Hans Grimm („Volk ohne Raum“, S. 101) schildert, alle diese Zusammenhänge künden uns davon, daß solche Mairitte auch durch flammenwallende Loheringe auf den Ringwällen und Wallburgen führten. Auch heute noch tragen die Feuersprünge der Brautpaare diesen Leistungs- und Weihegedanken. In Ortschaften an der Mulde wird in der Wallburgennacht noch das Dornröschen gesucht (Beetz, a. a. O., S. 39). Die übereinandergelagerte Anordnung oder die Steilheit der Ringwälle erforderte Mut, Kraft und Behendigkeit zum Berennen. Zugleich war die Erstürmung der dornigen Ringwälle und Gebücke eine militärische Bereitschaftsübung, gleich den Pferderennen, wie dem „Georgireiten oder -jagen“, wie germanisches Brauchtum immer vielsinnig und mehrdeutig ist. Die Pferderennen dieses Wonnemondbeginns und der Wintersonnenwende sind die bedeutendsten des Kalenderbrauchtums, wie der Sport überhaupt zu diesem gehört. So ordnete die Kirchenversammlung von Cloveshoe-Abingdon an der Themse im Jahre 747 an, daß Festfeiern nur mit Litaneien, Fasten und Meßopfern begangen werden sollten „ohne eitle Nebendinge, die oft geschehen, wie Spiele, Pferderennen, Mahlzeiten, vielmehr mit Furcht und Zittern.“

Das noch in heutiger Zeit in der ersten Mainacht stattfindende Tanzfest auf der Heidenburg zu Kreimbach in der Rheinpfalz, die den Ausgrabungen zufolge schon ein vorrömischer Ringwall war, dürfte dartun, daß das Wallburgenbrauchtum gemeinindogermanisch war. Unser Walzer und Dreher wird mit diesem Brauchtum auf den Wall- oder Trojaburgen in Verbindung gebracht (Weigel, „Lebendige Vorzeit“, S. 71). Auch die sinnbildliche Sitte des Wälzens oder Walens in der Wallburgennacht gehört hierher (Gärte a. a. O., S. 107). Dem Wallburgenbrauchtum entspricht auch der Hain- oder Heimgarten („Germanien“, 1937, 4, S. 120). Die als Fackel getragenen dürren Heide-, Birken- und Brambesen dienten, wie noch im Hoch- und Soonwald, mit ihrer Verbrennung als Hexenbesen der Beleuchtung beim Wallburgenbrauch, und als Sinnbild des Sonnenlaufes, wenn sie brennend zu Tale ge-

schleudert wurden, gleich den brennenden Sonnenrädern und Sonnenscheiben. Im Sinne der Gesunderhaltung und vielleicht auch zum Zwecke der Erfrischung nach der übernächtigen Feier wird auch in der ersten Wonnemondnacht wie in der Osternacht ein Bad im Freien genommen oder eine Abwaschung vorgenommen (Sartori III). So sind es immer wieder gleiche Hilfsmittel des Brauchtums, die eine längere, zusagende Zeitspanne im Jahreslauf durchziehen.

Nach der Ausrufung des Mailehens wird der Maibaum geholt und eingepflanzt. Es ist zumeist eine Fichte (Rottanne) oder Kiefer, anderenteils auch eine Birke. Bei der Fichte wird die Rinde abgeschält bis auf die stehenbleibende Krone, die weiße Rinde der Birke aber bleibt bestehen, so daß im ganzen der Maibaum glatt und weiß aussieht. Der Umstand, daß die Rinde nicht ganz und bei der Birke überhaupt nicht abgeschält wird, widerspricht der „gelehrten" Auslegung, daß die Rinde entfernt würde, um die darunter sitzenden Dämonen zu vertreiben. Stellenweise wird die Fichten- oder Kiefernrinde auch in Form der Spierel des Sonnenlaufs abgeschält oder umgeringelt. Der Maibaum gilt, wie in der Eifel, als Ehrenzeichen der Mädchen, als Wahrzeichen des Mailehens. So möge er uns vor Augen halten, in jedem nordisch-deutschen Mädchen eine Wiederauferstehung und eine heilig zu haltende Erscheinung jener armen germanischen Mädchen und Frauen zu sehen, die ein blutrünstig-sadistischer Verfolgungswahn unter dem Deckmantel einer angeblichen Liebeslehre als Hexen siechgefoltert, lebend verbrannt und abgeschlachtet hat.

Der Maibaum wird mit Kranz und Bändern, auch mit Abbildern des Ackerbaues und Handwerks geziert. In Schweden wird der Maibaum mit dem roten Wetterhahn gekrönt (Sepp, S. 172). In Flandern werden am Maiabend mitgebrachte Kerzen am Maibaum befestigt und unter dem erleuchteten Baum wird dann getanzt (Reinsberg-Düringsfeld). Zum Aufrichten des Maibaums wird besonders gern das Zimmerhandwerk herangezogen, das im Richtmaien gleichsinniges Brauchtum gewahrt hat. Dem Maibaum als Abbild des wiedererwachten Sommerlebens in der Allheit und damit als Lebensbaum entspricht auch die Sitte, bei der Geburt eines Kindes einen Lebensbaum zu pflanzen. Auch einem Hochzeitspaare wird ein Baum gesetzt und wieder weggenommen, wenn das erste Kind geboren wird (Nitschke a. a. O., S. 52).

In England wird der Maibaum May, auch May pole genannt. Er wird mit tonkünstlerischer Begleitung eingeholt. Ihn ziehen 20—40 Paar Ochsen, deren jeder einen Blumenstrauß an der Spitze seiner Hörner trägt, nach dem Ortsplatz. In der Nähe wurde eine Laube aus grünen Zweigen gebaut, darin der Maiherr (lord of the may) oder die Maifrau (lafdy, lady of the may) Platz nahm. Bei den May poles hielten die Mayors ein Maigericht, die Mayers oder Maileute tanzten (Reinsberg-Düringsfeld). Als Maibüsche (May buskets) werden vorzugsweise blühende Weißdornzweige, wilde Rosen und Federnelken getragen. Um den Maipfahl wird der Mairitt gehalten. In Cornwall heißt der Maiumritt Wodansroß (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube", nach Nork). Die Pflanzstätte des Maibaums ist vorzugsweise die Kreuzstraße, die Straßenkreuzung, als Mitte und übliche Versammlungsstätte des Dorfes. Davon kommt das Gerücht von den Hexenversammlungen auf den Kreuzstraßen.

Wegen der Verfolgung des Wallburgenbrauchtums wurde dieses vielfach auf das christliche Pfingstfest verlegt. So finden zu Pfingsten noch solche Wettrennen und Geschicklichkeitsspiele statt und nehmen zu Pfingsten die englischen Wettrennen ihren Anfang. Pferde und Reiter sind vielfach mit Quasten verziert. Vor dem Dorfe Steigra an der Unstrut im Kreise Querfurt führen zu Pfingsten die Kinder auf der dort hinter dem Thinghügel noch erhaltenen Trojaburg („Germanien" 1936, 3, S. 85) ein Tänzelspiel auf. In den mit Himmel und Hölle, Himmelhuppe, Schnecke bezeichneten Kinderspielen haben wir gleichfalls noch ein Abbild solchen Brauchtums. Während die Ringwälle einen oder drei gleichlaufende Wallkreise zeigen, sind die Trojaburgen in Gestalt der Spierel (Wendel) oder des Irrgartens (Labyrinths) angelegt, so zu Steigra, Stolp oder Wisby auf Gotland; auch bei Wisby in Schleswig liegt noch eine „Troiburg". Bedeuten die Kreise der Ringwälle die Jahreszeiten, so die 12 Wendelringe der Trojaburgen die Sonnenmonate. Von der verschlungenen Begehung dieser Gewinde heißen solche Windelbahnen oder Wenderinge, Wurmlagen oder Wölund-, Wielandshäuser in Norddeutschland auch Jekkentanz und Zauberkreis (Haye Hamkens in „Germanien", 1934, 12, S. 359—365). Ein Abbild des Wendelsteins finden wir auch vielfach in dem Geck als Giebelzier, der auch Wendenknüppel heißt; er erinnert wieder an den erwähnten Quack in Kegel-

gestalt, wie er auch die Form einer Wendel- oder Spierelfeder zeigt, in der Osnabrücker Gegend ferner als Irminsul erscheint. Die Bezeichnung des Geckentanzes weist sowohl auf den Geck im Sinne des Hausahns als auch auf den Schalk als Brauchtumsbestandteil hin.

Dem Sonnenbrauchtum der Wallburgen ist vielfach wieder ein Drachenkampf, das alte Würmespiel verbunden. In Skandinavien gab es besondere Gilden zu dem Zwecke den Maitag würdig zu begehen. Der Blumengraf als Sommer und der Winter kämpfen, der Winter und sein Gefolge werfen noch mit Asche und Funken um sich, aber der Sommer und seine Begleiter wehren sich mit grünen Birkenzweigen und Lindenästen und tragen doch den Sieg davon (Reinsberg-Düringsfeld). Die Begehung der Sonnenspierel als Ausdruck des Sonnenglaubens kann gleichsinnig auch bei einer Beerdigung erfolgen. In Hetzeldorf wurde nach der Beerdigung dicht am Friedhof ein Steig in Spierelform durchwandelt, der „Kreis ohne Ende" hieß (Sartori, 1, S. 151). Ist die Erstürmung der Ringwälle ein Brauch der Wallburgennacht, so die Begehung der Trojaburgen offensichtlich ein Brauch des ersten Tages im Wonnemond und dürfte dem Markenumgang zugehören. Auf der Wendelbahn zu Stolp in Pommern erfolgte bisher zu Pfingsten das Windelbahnfest der Schuhmacherinnung, als Wallburgenbrauch verbunden mit der Wahl eines Maigrafen. Der Maigraf und nach ihm die beiden Oberschäffer durchtanzten dabei im Kibitzschritt die mit Blumen oder weißem Sand besäte Windelbahn; Fahne und Narren begleiteten den Aufzug („Germanien", 1936, 3, S. 83—86). Die Verbindung der Schuhmacherzunft mit der Windelbahn hat vielleicht einen tieferen Sinn in der Bedeutung des Schuhes als Abbild des Bodenrechtes, Bodensitzes und Bodenmaßes und damit des Ackerbaues und der germanischen Odalverfassung, wie denn auch die Bauern im Bauernkrieg den Bundschuh und das Sonnenrad nebst dem Runensiegel als Abbild ihrer Forderung nach germanischem Recht führten. Das häufige gemeinsame Vorkommen von Schuh oder Fußzeichen, Hufeisen und 8förmiger Odal-Rune weist auf den Odalgedanken von „Blut und Boden" hin. Das schon durch alten Grabfund bezeugte Stiefeltrinken ist gleichsam der Nährtrunk von der Erde. In der Mythe siegt Widars Schuh über die Midgardschlange, der das Würmespiel entspricht, ebenso vertritt der Schuh das Schiff und Totenschiff, wie auch auf den skandinavischen Fels-

bildern Schiff und Schuh (Wasser- und Landreise?) häufig zusammen erscheinen. Auch ergibt der Umriß der Schuhsohle die doppelte Odal-Rune.

Der wesentliche Inhalt des ersten Tages im Wonnemond ist der Viehaustrieb und insbesondere der Umgang auf der Mark mit der Wunneschau und dem Maigericht. Diesem Sinne des öffentlichen Umzugs zur Schau der Feldarbeit entspricht auch unsere heutige Feier des ersten Mai als nationalen Feiertags des deutschen Volkes, als Tages der Arbeit. Es ist der alte deutsche Landtag am 1. Wonnemond, das Volksthing, wie es im Aufmarsch unserer jetzigen Maifeier wieder auflebt. Es ist im Heimatbrauchtum der Umgang zur Arbeitschau der Wunne, des Sommerfeldes, dessen Bearbeitung, wie gesagt, im Wonnemond beendet sein soll, bis nach der Ernte die Aussaat des Winterfeldes kommt, während das Brachfeld mit seinem Hackfrucht- und Kleebau im Sinne der Dreifelderwirtschaft neuen Stickstoff im Ackerboden anreichert. Auch Landleite, Markleite, Eschgang, Schnadgang, Markgang heißt diese Wunneschau der Ernährungssicherung. Heute noch werden unsere Mark- und Waldumgänge Anfang Mai vorgenommen. Der Markusumgang am Markustag ist inhaltlich und namentlich offenbar dem Markumgang angeglichen, wie überhaupt die Prozessionen und Wallfahrten von den „hilligen Drachten" als Flurwall und Troja- oder Wallburgenzug sich herleiten. Auch die Springprozession ist anscheinend dem beschriebenen Trojaburgenspiele nachgeahmt. Die Salzbergleute (Hüttler) von Hallstatt im Salzkammergut machen den Maienumgang (Fronleichnam) mit dem Boote auf dem See, wohl wie schon in der Blütezeit dieses Ortes, in der Hallstattzeit vor drei Jahrtausenden. „Um die heidnischen Feldumgänge durch christliche zu ersetzen, wurden die Bettage oder Rogationen, welche schon im 5. Jahrhundert zur Abwendung allgemeiner Landplagen angeordnet worden waren, von der Osterzeit in die Himmelfahrtswoche verlegt, die davon den Namen Bet-, Kreuz- oder Gangwoche erhielt. Denn während dieser drei Bet- oder Bittage zieht man mit Kreuzen und Fahnen, Litaneien betend, durch die Äcker, um den Segen des Himmels für das Gedeihen der Feldfrüchte herabzurufen" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 185). Mit den Fahnen wird im deutschen Brauchtum vor der Saat das kunstvolle Fahnenschwenken dargestellt. An die Stelle der heidnischen Fahnen und Lebensbäume traten christliche Heiligenbilder und Abzeichen. Vom Kloster

Schildesche im Wassegau bei Paderborn ist noch eine Anweisung erhalten, statt des heidnischen Flurumgangs künftig einen Bittgang über die Felder zu machen, damit „durch die Barmherzigkeit des mitgeführten Patrons wegen dieses Umganges die Saaten der Felder reichlicher gedeihen und die Unbilden der Witterung weichen werden". So ist hier auch der Analogie- und Sympathiezauber christlicher Herkunft, wie wir es auch bei den Votivgaben kennen, die es in Gegenden des ehemaligen römischen Reiches, nicht aber im Heidentum des Nordens gab. Germanische Weihegaben wurden unter der Weihe an die Gottheit zugleich aber einem liebevollen Zwecke zugeleitet, so die Weihegaben auf den Gräbern der Ahnen und Verwandten. So berichtet Pfannenschmied („Germanische Erntefeste", S. 52) einen Brauch: „Zu Bennigsen kommen am 1. Mai jeden Jahres, am Tage der Hagelfeier, d. i. die protestantische Umformung des katholischen Flurumganges, wiewohl der Name Hagelfeier auch in rein katholischen Distrikten im Gebrauch ist, nach dem Vormittagsgottesdienste die wohlhabenden Einwohner auf dem Kirchhof zusammen und bringen Brot, Speckwurst, Käse, Eier, Geld u. dgl. mit, um diese Liebesgaben den Armen des Ortes, die sich in einer Reihe aufgestellt haben, austeilen zu lassen."

Der Wonnemond bringt auch den Austrieb des Viehes auf die Weide, die Winne; teilweise findet er auf Pfingsten (Hohen Maien) statt. Das Vieh ist mit Grün und Blumen geschmückt. Dem Frühjahrsaustrieb und Ochsenritt oder Festochsen entspricht anscheinend der Bichler Ochsenritt als Austrieb zur Herbstweide (Finkenbeiner a. a. O., S. 68). Auch in Skandinavien wird das Vieh am 1. Wonnemond ausgetrieben. Die Feier des Viehaustriebs ist ein Hirtenfest, auf dem auch die alten Hirtenrufe und Hirtenlieder zur Geltung kommen und die Maipfeifen und Schalmeien geblasen werden (Graber a. a. O., S. 282/83, und Gärte, „Altes germanisches Brauchtum", S. 111). In Baden werden zu Pfingsten die Hirtenfeuer gebrannt und wird der Schellenmarkt der Hirtenbuben abgehalten. Die Hüter des Viehes haben sogenannte geweihte Ruten (Wickeruten) in der Hand; es sind Birkengerten, welche gegen das Ende mit einem Strauß von weihevollen Osterzweigen und Blumen geschmückt sind (Reinsberg-Düringsfeld). Am 1. Wonnemond erfolgt (so in der Grafschaft Mark) das Kälberquieken, die Rindertaufe durch Schlagen mit Quieken, mit Zweigen des Vogelbeerbaums, der

Ebereſche, der auch Quitſchen- oder Quickbaum und Walburgsmai heißt. Der Hirte ſchlägt mit dem Zweig die junge Kuh, welche gequikt werden ſoll, indem er den Wunſch ausſpricht, es möge, wie der Saft in die Birken und Buchen, wie das Laub in die Eichen komme, ſo ihr die Milch das Euter füllen, und gibt ihr einen Namen; der Ebereſchenzweig, das Quekreis, wird dann über der Stalltür mit den Schalen geſchenkter Eier aufgeſtellt. In Thüringen wird um den Beginn des Wonnemonds der in der Viehheilkunde gebrauchte Bärenlauch oder Ramſel eingeholt (Reichardt a. a. O., S. 142), wie dieſer gleich dem Knob- (Klob)lauch mit ſeiner weißen Blüte die Leipziger Maiblume iſt (Kleinpaul a. a. O., S. 74) und bei Einbeck zu Hohenmaien der Aſchlauch gegeſſen wird (Lauffer, „Niederdeutſche Volkskunde", S. 128). So iſt das Viehbrauchtum ganz in das bäuerliche Kalenderbrauchtum eingegliedert, alſo ein Beſtandteil desſelben; das unterſtützt die Beweisführung des Reichsbauernführers Darre („Das Bauerntum als Lebensquell der nordiſchen Raſſe"), daß die nordiſche Raſſe nie eine nichtbäuerliche, rein nomadiſche Geſittung gehabt hat. Das junge Gras der Weide liefert ſehr nährſtoffreiche Milch und Butter, die Maibutter, die auch mit 9 Kräutern darin gegeſſen wird (Hahne, „Vom deutſchen Jahreslauf im Brauch", S. 34). Neben der Butter, dem Anken aus der Milch finden wir bei den alten Germanen auch die Nußbutter, ſo als ſinnbildliche Grabbeigabe noch erhalten.

Weiße Sonne oder Hohen Maien.

Der letzte Tag des Wonnemonds beendigt manche Brauchtumswerke des Monats. So wird an dieſem Tage zumeiſt der Maibaum wieder abgenommen und verſteigert, während er andernteils auch ein Jahr lang ſtehen bleibt. Abſchluß des Wonnemonds iſt treffenderweiſe das Feſt der Hohen Maien, das mit altem Namen ſo heißt und dem chriſtlichen Pfingſtfeſt entſpricht. „Brauchtümlich iſt ja Pfingſten der Höhepunkt des Maien" (Koren a. a. O., S. 143). Für dieſe feſte Lage ſolcher hohen Zeit der Sonne und des Erlebens zeugt ferner ein bayeriſcher Brauch. Nämlich „am letzten Tage des Wonnemonds ſingen die Burſchen den Pfingſtl aus und werfen ihn mit Freudenſchreien in den Bach". So wird im

„Völkischen Beobachter" vom 26. 4. 36 geschrieben und dazu bemerkt: „Regen- und Fruchtbarkeitszauber ihrer Ahnen! Pfingstrosen öffnen ihre wundersamen roten vollen Becher. Das Fest des Lichts, des Geistes, Pfingsten ist angebrochen."

Mit germanischem Namen und Sinne heißt dieses Pfingstfest im Englischen noch Whitsuntidc (Weißsonnenzeit), auf Island Hwita Sunna, im Deutschen früher auch Witan Sunnandag, weißer Sonntag, eine Bezeichnung, die wir als Sonntag nach Ostern in der katholischen Kirche noch für die Jugendweihe finden. Es wäre einleuchtend, die Jugendweihe der Hitlerjugend zur Weißsonnenzeit vorzunehmen, wie ihr auch die Sommersonnwendfeier als Tag der Jugend geweiht ist, doch hat sich am besten der Geburtstag des Führers, der 20. Ostermond, als Tag der ewigen Erneuerung des deutschen Volkes, dafür eingelebt, der sternkundlich jetzt zu Beginn des Wonnemonds liegt. So kann die Aufnahme der Pimpfe und Jungmädel in das staatliche Jungvolk dem Alter entsprechend die katholische Firmung und die Überleitung in BdM. und HJ. die protestantische Konfirmation ersetzen, wenigstens für Familien, die sich von der Kirche freigemacht haben und nur noch die nationalsozialistische Weltanschauung als Religion kennen, wie es schon Arndt ausdrückte: „Ein Volk zu sein ist die Religion unserer Zeit." In Schwaben und Bayern wird schon der Sonntag nach Fasenacht, also der Funkensonntag als Sonntag des Frühlingslichtes weißer Sonntag geheißen. Wie das christliche Osterfest dem jüdischen Passah, so entstammt das christliche Pfingstfest dem jüdischen Wochenfest. Wir haben also, falls keine besondere Zuneigung zum Judentum den Ausschlag geben soll, gar keinen Grund, solch judenentstammtes Fest als bewegliches Kirchenfest im Kalender weiterzuführen. Der beherrschende Baum der Hohen Maien ist die Birke. Nun steht sie in der Pracht ihres frischen Laubes, wie die weißstrahlende Sonne in der Siegespracht ihrer erhöhten Laufbahn, und liefert den Festschmuck der Häuser, Pferde, Zugtiere und Wagen. Ein fernerhin zu Hohenmaien gebräuchlicher Strauch ist der Bram (Ginster) mit seinen goldenen Blüten, dessen Zweige in der Pfalz auch Pfingstlämmer heißen und welcher gleich der Brombeere sich nach dem Bram oder Rain des Haines benennt und so vielen Flurteilen den Namen gibt wie Goldene Premme (bei Saarbrücken) oder Bremmenrainerhof (jetzt Bremerhof zu Kaiserslautern). Wie Birke und Bram

das Fest der Hohenmaien schmücken, so liefern sie die Besen des Haushalts und der Fackeln bei den Feiern. Zu Hohenmaien ist nochmals Gelegenheit, dem geliebten Mädchen einen Maien zu stecken. Zumeist wird am letzten Tage des Wonnemonds der Maibaum wieder weggenommen, wie zu Hohenmaien in der Eifel auch der Auftrag des Mailehens endet. Zu Hohenmaien wird, so in der Saarpfalz, auch der mit dem goldenen Bram eingehüllte Quack (Pfingstquack) herumgeführt und wird das Quackfeuer abgebrannt. In Wurmlingen wird der Pfingstbutz getötet. Der geschmückte Hohenmaien- oder Pfingstochse (in Überlingen der Osterochse) wird nach dem Umzug als Festbraten verzehrt (Hamkens a. a. O., S. 104). „Geschmückt wie ein Festochse", sagt man noch heute (Völkischer Beobachter 1. 5. 37). Mit dem Ende des Wonnemonds, dem Hohenmaienfeste, ist der Winter somit endgültig abgetan, nach dem erwähnten Bauernspruch: „Ende Mai ist Winters Schwanz." Der Quack entspricht dem „grünen Georg", dem grünen Hirten, der im Aufzug des 1. Wonnemonds hinter dem grünen Maibusch einhergeht, angetan als Quack (Kück und Sohnrey a. a. O., S. 99 und 101; Graber a. a. O., S. 270/71). Er erhält die Wassertaufe, wie der Wasservogel und wie das Kind des Urdabrunnens bei der Taufe. Als Sinnbild der Wichtigkeit des Wassers für die Fruchtbarkeit wird auch ein Busch durch den Tau nachgeschleift. So heißen die Hirtenjungen Tauschleifer, Sonnenkalb u. dgl. mit Ehrennamen, während der letzte „Quack" als Nestquack oder Nesthäkchen sowie „Maikalb" heißt (Beitl, „Deutsche Volkskunde", S. 263 und 266) und während die Mädchen die Maikälber auf die Weide bringen. So wird andererseits der Spottname Maikalb auch für die im Spiele Hereingefallenen zu Anfang und Ende des Wonnemonds gebraucht, ähnlich wie „Ostergeck (Aprilnarr)" und wie „Lenzfüllen (Märzfüllen)" zu Lenzings Anfang und Ende (vgl. Beitl, a. a. O., S. 223). Der Hohenmaienquack ruft seinen Namen „Quack Quack" gleich seinem Abbild, dem Frosch, der Focke, wie auch die letzte Garbe des Getreidefeldes genannt wird (Kück und Sohnrey, S. 65/66). Zu Hohenmaien wird auch der Maitrunk aus dem Saft der Birke und insbesondere aus den Blüten des Maikrautes, Waldmeisters oder -möske getrunken. Zu Reinsberg in Brandenburg wird da das Waldmeister- oder Möskefest gefeiert, indem die Kinder zum Waldmeisterpflücken in den Wald ziehen (Kück und Sohnrey, S. 147).

Wie der Hohenmaien-Quack und das Laubmännchen, so wird auch der dem sonnenweißen und sonnenrunenförmigen Schwan entsprechende Wasservogel im Wasservogelumritt und beim öffentlichen Baden an dem zeitlich und inhaltlich dem Weißsonnenfest zugehörigen Himmelfahrtstage (Reinsberg-Düringsfeld) oder am zweiten Tage der Pfingst- oder Hohenmaienfeier („Völkischer Beobachter" 9.—10. 6. 35) vermummt herumgeführt. Wasservogel heißt auch die Gundelrebe (Sepp, S. 188), wohl nach ihrer Verwendung als Schmuck des Wasservogels, ebenso die Butter- oder Dotterbume Wasservogelblume. In Schwaben und Bayern wird der Wasservogel durch das Los bestimmt und bekommt nach dem Aufzug nicht selten ein kaltes Bad (Reinsberg-Düringsfeld). Er wird von Mädchen gebadet. Wie die Salatkirmes, wird auch der Lattichkönig zu Hohenmaien gefeiert (Völk. Beob. 9./10. 6. 35), ein Zeitpunkt, der ihm wohl mehr zugehört als wir es beim Gras- oder Lattichkönig haben, der zu Beginn des Wonnemonds in Groß-Vargula herumgeführt wird; im Huflattich haben wir wie im Hufeisenbogen das Bild des Urbogens der steigenden Sonne. In Ziegenhain wird übrigens in gleichem Sinne die Lattichkirmes begangen. Auch als Froschkönig tritt diese Gestalt auf dem Froschfest zu Thürungen auf; der Frosch ist das Sinnbild der Geburt und wie er werden die kleinen Kinder in der Sage von Odebar aus dem Sumpfe, aus Friggas Fensal geholt. Auch mit Schneckenhäusern wird der Vermummte behängt (Völkischer Beobachter), die, wie gesagt, an die Sonnenlaufbahn erinnern. Alle diese Aufzüge in der Farbe des Grüns, dazu auch der grüne Laubfrosch des Froschkönigs gehört, sind Freudenfeste des nunmehr überall ersprossenen Grüns in Feld und Wald. Wegen der Zugehörigkeit des Himmelfahrtstages, des Hammerfestes, wie dieser Tag in mythischem Gedenken an Donars Heimholung des Hammers in Hinblick auf die kommenden segnenden Gewitter im germanischen Norden noch heißt, in England Holy Thursday, heiliger Donnerstag, wegen seiner Zugehörigkeit zu Hohenmaien bildet er mit diesem Festtag zusammen das Weißsonnenfest und macht so den zweiten Tag des Weißsonnenfestes, der Hohenmaienfeier aus; somit käme er nach diesem letzten Tage des Wonnemonds (21. Mai) auf den ersten Tag des Brachmonds (22. Mai) zu liegen und würde diesen Monat damit einleiten. (Bei feststehender Wochentagsordnung würde das Hammerfest auch auf einen Donnerstag

fallen.) Zu dieser Eingliederung des Hammertages paßt begründend auch sein Kalenderbrauchtum. Ein wesentlicher Zug desselben ist das Brunnenfest, dem auch der Wasservogel zugehört. Die Wasserfeier dieses Brauchtums erinnert auch an die Nässe, die man sich vom Wetter des Brachmonds erhofft, damit vor der Erntezeit Gras und Getreide noch kräftig auswachsen können. Den Donner ahmt man am „heiligen Donnerstag" in Schottland durch den Hammerwurf mit Holzhämmern nach einem Faß nach.

Die Maibrunnenfeste werden in der Nacht zum Hammerfesttag abgehalten, an einigen Orten auch in der Nacht zum 1. Wonnemond, teilweise auch noch in der Sommersonnwendnacht. Es werden dabei der Reihe nach im Umzug die Brunnen besucht, Trinkquellen gereinigt und am andern Tage die Brunnen mit Blumen und Kränzen geschmückt (Reinsberg-Düringsfeld). In die Brunnen und Quellen wird die Quell- und Brunnenweihegabe geworfen, deren Überreste in Heilquellen (wo sie auch lediglich beim Schöpfen verloren gegangene Geräte sein können) uns noch diesen Brauch und zeitlich vor allem die Benützung heutiger Heilquellen in die vorchristliche und vorrömische Frühgeschichte zurückverfolgen lassen. Als Brunnenweihegabe werden Hufeisen, Geldstücke und sonstige Metallgeräte verwandt. Der tatsächliche und damit erfahrungsgemäße Erfolg ist die chemische Reinigung und Reinhaltung des Trinkwassers, wie wir auch heute wieder das metallische Katadyn in diesem Sinne verwenden. Auch in der Neujahrsnacht wird solche Brunnenweihegabe eingeworfen, so ein Stückchen Honig, „um das Wasser vor Fäulnis zu schützen" (Drechsler, 1, S. 40).

Beim Quell- und Brunnenreinigungsfest werden auch Lichter gebrannt, ein Brauch, der wiederholt verboten wurde (Herrmann, „Altdeutsche Kultgebräuche", S. 39/40). Lämpchen und Kerzen werden an diesem Abend an Bäumen angesteckt (Reinsberg-Düringsfeld). Wir haben damit das nächtliche Abbild der hellen Sonne des Tages. Beim Blasen der Pfingstlichter, also der Hohenmaien- oder Weißsonnenlichter werden von den Jungmannen Kerzenlichter angezündet und nacheinander ausgelöscht bis auf eins, das dann versteckt und von den Mädchen aufgesucht werden muß, wobei die Finderin die Pfingst- oder Hohenmaienbraut wird. Wir haben hier einen ähnlichen und umgekehrten Vorgang wie beim Jungfernversteck und Aufsuchen der Sonnenjungfrau im

Wallburgenbrauchtum. Jener Brauch versinnbildlicht offenbar das Steigen der Sonne und Monate und das Wiederabnehmen in der zweiten Jahreshälfte, er dürfte daher eher dem Sommersonnwendfeste zugehören, wie auch das an Pfingsten gefeierte Questenfest und manch anderer Pfingstbrauch zur Sommersonnenwende gehört. So ist die Belustigung über den „Pfingstluken, -lümmel oder -schläfer" als Siebenschläfer wegen Verschlafens der „Pfingstsonne" (Koren a. a. O., S. 142) eine Verschiebung von der Siebenschläferfeier der Sommersonnenwende her.

Ein Bestandteil der Hohenmaien ist weiterhin das Schützenfest, bei dem auch der Wasser- oder Sonnenvogel abgeschossen wird. Besonders ist es hier die Taube, die schon mit ihrem Namen sowie mit ihrer weißen Farbe an ihre Eigenschaft als Ziefer, als Weihetier erinnert. Eine Holztaube wird auch über der Kindeswiege aufgehängt (Wrede a. a. O., S. 89). Sie soll (Elmayer-Vestenbrugg a. a. O.) ähnlich den Haselgerten als Strahlungsleiter dienen, wie denn auch in die Hasel gleich der Buche im allgemeinen der Blitz nicht einschlägt (Marzell, „Volksbotanik", S. 6). Wahrscheinlicher wohl noch ist die aufgehängte Holztaube nur ein Spielzeug, weil sie sich gleich der ebenfalls als Unruhe aufgehängten und so benannten Donner- oder Brachdistel bei der aufaufströmenden Atemwärme wie die Weihnachtspyramide dreht. Im Sinne des Blitzschutzes aber würden solche aufgehängten Büschel wie der nachgenannte Donnerbart als Strahlungsbüschel wirken (Pieper, „Volksbotanik", 1897, S. 235). Ring- und Hahnenstechen begleiten wiederum das Schützenfest (Böhme, „Deutsches Brauchtum", 1935, S. 50), wie uns der Hahn als Sonnenvogel des Weltenbaums auch in den Ernteſpielen begegnet. Der erlegte hölzerne Sonnenvogel wird als Siegeszeichen an die Decke gehängt oder an die Scheune oder Stalltür genagelt. Auch Wurftauben läßt man fliegen (besonders bekannt sind die pommerschen), heute vielfach auch Flieger genannt; volkstumskundlich sind sie älter als die Taube des „Heiligen Geistes" (Zaborsky-Wahlstätten a. a. O.). Wie die Wallburg das Abbild des Sonnenlaufs ist, so zeigt die Ringscheibe des Schützenfestes die Sonne als Mittelpunkt, so als ostgotländisches Felsenbild (vgl. Norden, „Östergötlands Bronsalder", 1925, Tafel 84 und Gärte, „Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern", 1935, S. 18). Eine Gestalt dieses

Schützenfestes ist auch der Jackelschütze (Jökul, d. h. Riese), der Schmied und Schlosser, der auch als Wilkin (Vulkan), Wieland oder auch Hakelberend erscheint (Sepp, S. 184/87). Vielleicht ist es die Gestalt Donars, der das Christentum wiederum den Jakob gleichstellte.

In Marköbel wird am Hammerfesttag das Kugelhoppen- (Gugelhopf-) Fest gefeiert, in Schwaben (Oberamt Wangen) das Giegefest mit den Giegen- oder Geigenkreuzerbrötchen begangen, in Rotterdam werden am Hammerfesttage Bollen (Kugeln, auch Name für die Zwiebeln) gebacken und gegessen, alles sonnensinnbildliche Gebildbrote. Zu Bardowik werden an Hohenmaien gebackene „Räder" als Abbild der Sonne herumgetragen und aufgehängt (Fehrle a. a. O., S. 88). Am Hammerfesttage werden Blumenkränze, zu denen auch rote Blumen als Donars Sinnbilder genommen werden, getragen. Auch gehört inhaltlich das von der Gärtnerzunft (Gartenbaugesellschaft) des Reichsnährstandes auf den Sonntag in der Mitte des Brachmonds, der darum auch Rosenmond (Rosenmaend) genannt ist, wieder gefeierte Rosenfest hierher. Im Hannoverschen wird unter einem aus Birken gefertigten „Himmel" die auch sonst an diesem Tage gefeierte Minnewurz oder Blut-, Quack-, Pfingstrose (auch Pute genannt) mit ihrer Trägerin von Haus zu Haus herumgeführt, wobei die Zugteilnehmer Gaben heischen.

In der Frühe des Hammerfesttages werden die Blumen und Weihepflanzen gesucht für die Kränze dieses Tages, die man dann aufhängt. Besonders werden Pflanzen mit hammerartigen, also an Donars Hammer gemahnenden Wurzeln genommen, die auch Donnerwurz heißen. Dazu zählt das auch Manneskraft genannte Ruhr- oder Blutkraut (Ruhrwurz) (auch Katzenpfötchen) neben dem gleichartig blühenden Edelweiß (Perger, „Deutsche Pflanzensagen", S. 130), ferner die Nelkenwurz neben dem Maiglöckchen, das auch Talgilgen, Meyenblume, Frauentränе, Marienglöckchen, Maischelle, Milchglocke heißt (Marzell, „Die heimische Pflanzenwelt", S. 28), sodann die Regenstärke oder Regenkraft (Neunkraft), das ist Pestwurz, auch Neunkraftblatt oder Kraftwurz geheißen, Odinskopf oder Alant, auch Glockenwurz benamt, Fingerkraut sowie die zum Zahnen der Kinder benützte Feigwurz, das Scharbockskraut (Pritzel und Jessen a. a. O.). Letztere werden auch auf Pfingsten gesucht, offenbar ein verlegter Brauch, der auf die Zusammengehörigkeit von Hohenmaien und Hammerfest hinweist. In Hessen sammeln die

Mädchen dieſe Wurzelpflanzen. Neuerdings iſt der aus Oſtindien ſtammende, am Bache wachſende Kalmus, auch Magenwurzel genannt, mit ſeinem heilkräftigen Wurzelſtock hinzugetreten, deſſen der Schwertlilie oder Ilgſegge gleichenden, ſchwertförmigen Blätter als Schmuck zu Hohenmaien in den Häuſern verwandt werden.

Ein gleichfalls wichtiges Kraut dieſer Pflanzenſuche (Buſchan, S. 67) iſt mit ſeiner Hammerwurzel das Zeigkraut oder Ahrenzeigkraut. Sein chriſtlich-alttestamentlich klingender Name Aronſtab oder Aronswurz (lateiniſch: Arum) deutet auf heidniſch-weihetümlichen Brauch, wie denn dieſe Pflanze auch Alrune, Pfaffenkind, Pfaffenbinde, Guggerkind, Püppchen, Pfingſtblume heißt. Wahrſcheinlicher als dieſer Namensklang aber iſt, wie bei dem Salmannsſiegel oder Salomonsſiegel (mit ſeiner Sechsſternform), der Name eine Entſtellung aus Ahrenſtab. Das Aufſuchen dieſer Pflanze hat nämlich die kurzfriſtige Wettervorherſage aus ſeiner Blüte und die langfriſtige aus ſeinen Ahren zum Ziele, wie ähnlich auch aus den Ahren des Heidekrautes, des Seidelbaſtes und der Donnerkerze, das Wetter vorausgeſagt wird. Die Innenwärme im Kolbengrund dieſer Blüte iſt höher als die Außenwärme der Luft. Vor Nachtfroſt ſoll bei dieſer im Wonne- bis in den Brachmond blühenden Pflanze die Innenwärme nun noch beſonders geſteigert ſein als vor warmer Nacht. An dem Schaft ihrer Blüte, die in der Scheide wie ein Kind in den Windeln liegt, trägt ſie männliche und weibliche Ahren, nach deren Größe die Gunſt der kommenden Ernte beurteilt wird. Die männlichen Ahren bedeuten das Korn, die weiblichen das Heu, aus den Honiggefäßen wird ferner auf die Weinernte geſchloſſen. Nach anderer Auslegung gilt der Oberteil des blühenden Kolbens als Vorzeichen für die Getreideernte und der untere oder die Früchte für die Weinernte (Perger a. a. O., S. 185; Hegi, „Illuſtrierte Flora von Mitteleuropa", 1925, 2, S. 132). Auch die Hammerwurz oder der Germer, ahd.: Germarrun, was offenbar die German- oder Irmin-Rune nach ihren 6teiligen Blüten oder ihrer ſchiefen Wurzel beſagt, ſcheint zu dieſen Weihepflanzen zu gehören; wegen der Ähnlichkeit mit der Nießwurz wird ſie auch Nießwurz, Wendewurz und Güllwurz genannt (Hegi 2, S. 192/93).

Spruchweisheit der Brachmondwitterung.

Bringt schon der Wonnemond Sommerwitterung mit, so erst recht der Brachmond, weswegen ein Teil der Bauernsprüche den wetterkundlichen Sommeranfang dem Heiligentag des eigentlichen Brachmondbeginns, Urban, zuschreibt: „Bei Petri Stuhl hebt der Frühling an, die Sommerzeit kommt mit Sankt Urban, Sankt Michael führt uns den Herbst herein, Lucia muß des Winters Vortrab sein." „Urban den Sommer send't, Symphor (22. August) behält das End'." „Urban bringt den Sommer." Aber auch der Brachmond bringt wie der Wonnemond in der erwähnten Schafkälte nochmal gern einen Kälterückschlag. Mehr noch als der Wonnemond soll er bis zur Sommersonnenwende dem Wachstum reichlich Regen bringen, verbunden mit warmem Sonnenschein, so daß die Witterung des Brachmonds sehr gemischt sein soll. Die Wetterregeln der Kalenderheiligen der Lostagszeit des Übergangs vom Wonne- zum Brachmond, die für das Ausblühen der Bäume und die Rebenblüte warmen Sonnenschein bringen soll, verteilen sich auf Bernhard (20. Mai), Helene (22. Mai), Urban (25. Mai), Petronella (31. Mai) und Fortunatus (1. Juni). Der Heiligentag des Bernhard gehört ähnlich dem erwähnten Marienfestkreis zu dem Festkreis der Bärentage als der Monatsgeburten, die alle am bisherigen 20. oder 21. der Monate liegen (Pastor, S. 76); der deutsche Wortstamm Bern, von brennen, glänzen (Brünne) ist dabei fälschlich als Bär gedeutet und durch lateinische Namen ersetzt, die mit Ursus, d. h. Bär, gebildet sind. Von dem Anfang des Brachmonds heißt es: „Wie Brachmonds Anfang (Urbanus) sich verhält, so ist auch das Heuwetter bestellt." „Ist's an Brachmonds Anfang (Fortunatustag) klar, so verheißt es ein gesegnetes Jahr." „Gerät die Eichelblüte im Anfang Brachmonds (Ausgang des Mai bisheriger Kalenderrechnung) wohl, so machet sie das Jahr schmalzig voll." „Wenn der Hohenmaien- (Pfingst-) Vogel sich den Wohnungen nähert und oft schreit, dann kommt Regen." (Es ist die Goldamsel, der Pirol, der so heißt, weil er als letzter Zugvogel kommt.) „Hat Brachmonds Anfang (Urban) gut Wetter und Brachmonds Ende (Vit) starken Regen, dann bringt's den Bauern im Felde großen Segen." „Sind die drei Eismänner (Pankraz) und Brach-

monds Anfang (Urban) ohne Regen, so verspricht man sich reichen Ernteſegen." „Wie's Brachmonds Anfang (Urban) wittert, also wittert's in der Weinleſe." „Brachmonds Anfang (Urban) gibt den Reſt, wenn die Eismännerkälte (Servaz) noch was übrig läßt." („An Urban und Pankratius der Winzer die Ernte bemeſſen muß.") Die chriſtlichen Wetterſprüche beſagen von dem Heiligen Urban als dem Weinheiligen: „Sankt Urban iſt ein Weinheld" und: „Wenn Sankt Urban kein gut Wetter geit, wird er (d. h. ſein Heiligenbild) in die Pfützen geleit." Hier finden wir einen Vorgang wie auch beim Fetiſch- und Götzenbilderdienſt wilder Völker. „Urban iſt Patron der Winzer, darum wird ſein Bild, mit wirklichen oder künſtlichen Trauben geziert, in feierlichem Zuge herumgeführt. In Franken ſtellten die Winzer die Statue des Heiligen auf dem Markte auf einen Tiſch. War der Tag ſchön und klar, ſo wurde das bekränzte Bild reichlich mit Wein übergoſſen, ſonſt bewarf man es mit Kot und begoß es mit ſchmutzigem Waſſer" (Sartori III). Während zu Ende des Wonnemonds die Arbeit auf der Wunne, dem Sommerfeld, beendet ſein ſoll, weil es ſonſt für die Ernte nichts mehr einbringt, gibt der Brachmond noch letzte Gelegenheit Flachs zu ſäen. „Brachmonds Anfang bringt dem Getreide den Kern." („Danket Sankt Urban dem Herrn, er bringt dem Getreide den Kern.") „Auf Brachmonds Anfang (Sankt Urban) iſt das Korn weder geraten noch verdorben." („Für Urbanshafer und Galluskorn darf man keine Scheune größer baun." „Regen am Petronellentag, der Hafer ſich dann legen mag." „Urban iſt ein Hirſemann.") „Wenn Brachmonds Anfang (Urbani) vor der Türe ſteht, wird vom klugen Bauern Flachs geſät." („Helene wächſt der Flachs gar ſchöne." „Sät Flachs zu Petronell, ſo wächſt er ſchnell." „Lein, geſät auf Petronell, wachſet lang, zerfallet ſchnell.") „Säe Flachs und Hanf gegen Brachmonds Anfang (Urbani)." In Norwegen heißt der Mittwoch vor Urbanstag *Flachswodanstag* (Weinhold, „Die deutſchen Monatsnamen, S. 37).

Eine Sonderſtellung nimmt die Zeit der *Schafkälte* in der zweiten Brachmondshälfte ein, die nochmals ein Nachſpiel der drei Eismänner darſtellt. Dieſer Zeit, die ein beſonderes Lostagsbrauchtum nicht kennt, entſprechen die chriſtlichen Heiligentage des Medardus (8. Juni) und der Margarete (10. Juni), die auch die Wetterfrau genannt wird: „Wie's wettert auf Sankt Medardustag, ſo bleibt's 6 Wochen lang darnach."

„Regnet es am Margaretentag, dauert der Regen 14 Tage" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wetter im Sprichwort"). „Wie's Wetter auf Sankt Medardi fällt, es bis zu Mondes Schluß anhält." „Medard (die Schafkälte) bringt keinen Frost mehr, der dem Weinstock gefährlich wär'." „Wer auf Medardus und Sankt Benno (16. Juni: Sonnenwende) baut, bekommt viel Flachs und noch mehr Kraut." „Als ‚Lostag der Witterung', gilt im Juni vornehmlich der Medardustag. Diese Anschauung enthält wieder einen Kern von Wahrheit insofern, als ungefähr in der Woche vom 8. bis 14. Juni der große Kälterückfall des Juni einzusetzen pflegt, der um diese Jahreszeit in den meisten Jahren für 1 bis 2 Wochen kühles, regnerisches Wetter bringt .... In verregnenden Sommern spielt daher zuweilen der Medardustag die Rolle, die man sonst dem Siebenschläfer zuschreibt, da die langdauernde Periode schlechter Witterung dann bereits um diese Jahreszeit einsetzt" (Henig a. a. O., S. 55). „Nur ganz ausnahmsweise bringt die Schafkälte noch Reif und leichten Frost, richtet daher nur ganz selten Schaden an und ist infolgedessen erheblich weniger berühmt als „die kalten Tage des Mai", obwohl sie letzteren an Intensität und Dauer ganz bedeutend überlegen ist. Die „kalten Tage des Juni" halten meist 8—14 Tage an und zeichnen sich durch eine Neigung zu kühlem regnerischem Wetter bei vorherrschenden Winden aus nordwestlichen Richtungen aus" (Henig, S. 43). Von der Gesamtwitterung des Brachmonds künden uns die Bauernregeln: „Brachmond feucht und warm, macht den Bauern nicht arm." „Nicht zu naß und nicht zu kühl, nicht zu trocken, nicht zu schwül; warm und naß und kühl und trocken, dann gibt der Brachmond in die Milch zu brocken." „Ist der Brachmond warm und naß, gibt's viel Korn und noch mehr Gras." „Ein Feuer und ein Wasserkessel darauf, das ist die Brachmonds bester Lauf." „Auf den Brachmond kommt es an, wie die Ernte soll bestahn." „Früher Sommer, schlechte Ernte." „Wenn die Pilze vor den Hundstagen wachsen, gibt es sauern Wein." „Was der Brachmond beregnet, er auch segnet." „Reif in der Brachmondnacht den Bauern Beschwerde macht." „Kalter Brachetregen bringt Wein und Honig keinen Segen." „Wenn im Brachmond Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht." „Bläst der Brachmond ins Donnerhorn, bläst er ins Land das liebe Korn."

Die Sommersonnenwende.

Wie stern- und volkskundlich der Lenzing mit des Lenzen Anfang, der Wonnemond oder Mai mit Hohenmaien und der Julmond mit dem Julfest, so endet der Brachmond mit dem Brachfest, der Sommersonnenwende. Nach diesem Brachfest, dem Fest der Sonnenpracht, dessen bezeichnende Wortform auch in der Nachlautung brecht wie in Ruodbrecht, Rupprecht erscheint, hat der Brachmond, der schon altdeutsch Brachmanoth heißt, offensichtlich seinen Namen, weniger wahrscheinlich von einem Bearbeiten des Brachfeldes, dessen heutige Bebauung mit Klee und Hackfrucht auch gar nicht in diese Zeit fällt. In Norwegen heißt das Sommersonnwendfeuer, offenbar im Sinne des Brachfestes, Brising, nach Brigitta oder Frigga mit ihrer ebenso genannten prangenden Sternenhalskette (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr"). Bezeichnenderweise werden zur Mittsommerzeit (Fronleichnam) in der Salzburger Gegend „Prangstangen" errichtet, die gleich dem Krummstab oder der Bügelstange, im Wipfel, wohl mit Beziehung auf die Sonnwende, abwärtsgebogen sind (Beitl a. a. O., S. 273), und der „Prang" als Prachtschmuck deutet auf die Sonnenpracht (vgl. Stonner a. a. O., S. 192.) Die auch am Sonnwend- oder Brachfest gesetzte und am Michaeltag wieder abgenommene Prangerstange bleibt in sonnwendlicher Beziehung einen Teil des Jahres geschmückt und einen Teil kahl (Spieß, „Monatsbaum" a. a. O., S. 51). Altnordisch heißt der Brachmond auch Solmanadr (Weinhold a. a. O., S. 26), Sonnenmonat nach der Sonnenpracht und -wende, schwedisch: Midsommar, angelsächsisch: Midsumormonad, isländisch auch Egg- (Eier) und Stecktid. Nach der Eigenschaft der Sommersonnenwende als Loszeit heißt er im Bordesholmer Kalender Luseman, isländisch: Nott- (Nacht-) leysumanadur. Auch Hul- und Wendefest heißt das Mittsommerfest, der Brachmond in gleichem Sinne auch Wendemaant und, wie gesagt, auch Jul, gleich dem folgenden Monat, dem Heumond, der in gleichem Sinne auch Wurmmand heißt. Als Michelmonat des Vierteljahres hätte der Brachmond mehr als 30 Tage, und zwar noch einen 32. als den Mittsommertag, während der 32. der Wintersonnenwende zu Ende des Julmonds nur alle 4 Jahre als Schalttag erscheinen würde. Der 31. Brachmond vorgeschlagener Kalenderver-

besserung wäre mit seinem Weihefeuer also der Vorabend zu der Sommersonnwendnacht und dem Mittsommertag. 31. und 32. Brachmond würden dem 21.—22. Juni bisheriger Kalenderrechnung entsprechen (und bei feststehenden Wochentagen auf Sonnabend und Sonntag fallen). Mit dem folgenden Tage, dem 1. Heumond oder 23. Juni würde dann die 2. Jahreshälfte beginnen. Der zwiefache Heiligentag von Peter und Paul (29. Juni) und Johannes und Paulus (26. Juni) weist uns gerade hin auf diese Zweiteilung des Jahres, auf Tius Jahresspaltung, wie sie die Bohusläner Felsbilder darstellen und die wandalischen Alken versinnbildlichen. Diese Halbjahresscheidung Tius wird auf einem nordischen Runenkalenderstab (in der Sammlung für Volkskunde zu Berlin) durch die Tiu-Rune mit den gesenkten Armen dargestellt, die in diesem Sinne der Yr-Rune gleicht, während der Anfang der ersten Jahreshälfte durch die Lebens- oder Man-Rune mit den erhobenen Armen bezeichnet wird. Dem entsprechen auch die Runenschwerter mit ihren beiden Kalenderseiten (Uhl, „Unser Kalender", S. 11 ff.). Wiederum ist es die Mistel mit ihrer wie bei der jungen Keimpflanze sinnbildlichen Zweiteilung der Blätter, mit deren Zweig Hader seinen Bruder Balder im Mythus der Sommersonnenwende tötet, gleichwie die Mistel als Schmarotzer dem Baum schadet. Auch der Rosengallapfel oder Hagen des Hagedorns der Hunds- oder Hagrose, Marien- oder Liebfrauenrose, des Frigga-, Hief- oder Wiepeldorns, die zu dieser Zeit blüht, erscheint in solchem Sinne und erinnert an den gleichartigen Tod des Sonnenmenschen Sigfrid durch Hagen (Perger, „Deutsche Pflanzensagen", S. 240) und an den Spindelstich Dornröschens, weswegen er als Rosenschlafapfel auch kleinen Kindern als Spiel und Kissen zum Einschlafen gegeben wird. So ist der Dorn auch das Sinnbild des Todes und wurden die heidnischen Friedhöfe als Rosengärten angelegt (Pfannenschmied, „Das Weihwasser"), wie die Rosenlaube auch als Gerichtslaube dient. Rosen streuen die Mädchen auch auf den Scheiterhaufen des Sonnwendfeuers (Hamkens a. a. O., S. 107).

Mit dem Todesstoß zur Sommersonnenwende steigt die Sonne wieder ihre Bahn in die zunehmende Nacht hinab. Das Christentum weihte die Sommersonnenwende Johannes dem Täufer; es nannte ihn den warmen Johannes im Gegensatz zum kalten Johannes der Wintersonnenwende und schrieb ihm die sonnenwendlichen Worte zu: Er soll

wachſen, ich aber ſoll abnehmen. Noch wird der Sonnwend- oder Johannesſegen als Minnetrunk getrunken, in der Steiermark noch der Met, oder das Sonnwend- (Johannes-) Bier gefeiert (Sartori III). Dem ſonnwendlichen Sterben und Wiederaufwecken der Sonne entſpricht das Sterben und Wiederbeleben eines Fechters im Sibbentruper Pauktanz („Germanien", 1936, 9). Vielleicht gehört auch der ſteinerne Leichkar oder Totenbaum (Sarg) auf den Eggſternſteinen zu dieſem Brauch. Auch der wilde Mann im Wildmannſpiel und der Julbock werden ſinnbildlich getötet und wiederbelebt (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 335 und 197), was alles wieder auf die Sonnenwende weiſt.

Wie die Winterſonnenwende von den 12 heiligen Nächten begleitet iſt, ſo folgen der Sommerſonnenwende die 12 hellen Nächte. Die Helligkeit der Sommerſonnenwende mit ihrer kürzeſten Nacht lädt geradezu zur Feier im Freien ein. Darum ſpielt ſich das Mittſommerfeſt, ſo wie es heute noch in Skandinavien und Finnland gefeiert wird, auch ganz im Freien ab. Wie in der Oſter- und der Wallburgennacht, ſo kommt der Heilkunde auch das Freibad in der Sommerſonnwendnacht zugute. Der Mittelpunkt des ſommerſonnwendlichen Brauchtums iſt das Sonnwendfeuer, das nach Fro, Freyr auch Fronfeuer und nach den Trojaburgen, die wie der Hain örtlicher Mittelpunkt der Jahreslaufeiern ſind, auch Dro- oder Tronfeuer heißt. Seine Brandaſche wird, wie erwähnt, gleich dem Dünger überhaupt als Sinnbild des Verweſens zum Neuerſtehen zum Segen des Feldes ausgeſtreut. Im gleichen Sinne des Verfaulens zum Werden neuer Nahrung ſowie als Abbild des Sonnenrades offenbar wird ſtellenweiſe wie beim Queſtenfeſt auch Käſe und Brot gereicht, welch letzteres da als Laib ebenfalls rund iſt. So heißen die Sonnenſcheiben des Scheibenſchlagens zum Käſe- oder Funkenſonntag auch Kasſcheiben (Geramb, S. 28). Finden wir beim Oſterbrand, wie ihn auch die Kirche noch entzündet, das uralte Schlagen des Feuers aus Stein verwandt, ſo wird im Brauchtum zur Sonnenwende noch das Quirlen des Feuers aus dem Rade angewandt, das auch wildes Feuer, Nied- oder Notfeuer heißt. Zum Reiben wird Eichen-, Eſchen- oder Lindenholz verwandt (Mießen, 2, S. 14). Dieſes ſommerſonnwendliche Feuer beſteht auch aus neunerlei Laubholz (Sartori III, S. 226), ein Gegenſtück zu dem Agenſchemel des winterſonnwendlichen Losbrauchtums, aus neunerlei Agen oder Nadelholz geflochten (Marzell, „Die heimiſche

Pflanzenwelt", S. 15) und so das Bild der 8 × 8 Vierecke des Schachs ergebend. Das ewige Feuer als das heilige Ahnfeuer auf dem Herde wird für das Sonnwendfeuer noch zu Tarwis in der Steiermark durch einen Feuerwart unterhalten.

Aber nicht nur das jahreszeitliche Brauchtum entzündete feierlich das Reibefeuer als Abbild der Sonne und der Reinheit, sondern auch das Gebot der Not zu Zeit einer Seuche ließ aus dem Niedfeuer ein wahres Feuer der Not werden. Wie das Feuer am besten die Krankheitskeime tötet und der Körper selber mit der Entzündung des Feuers oder Fiebers in seinem Blute diese altgermanische Heilmaßnahme durchführt, was die Edda besagt: „das Feuer heilt Siechtum, die Seuche Beize", so wurde bei Seuchen des Viehes, deren bedeutendste die Maul- und Klauenseuche ist, z. B. 1575 zu Gebroth und Allenfeld im Soonwald das Vieh durch das Notfeuer getrieben und so keimfrei gemacht, entseucht. (Diener, „Hunsrücker Volkskunde", 1925, S. 239/40; Jahn a. a. O., S. 29). Von dem Notfeuer brachte man einen Brand auch in die Krippe „um also den angesteckten Stall von der Seuche zu säubern" (Johann Reiskius, 1606). Wir sehen, welch schweren Schlag die hochstehende altgermanische Wissenschaft (vgl. Jörg Lechler, „5000 Jahre Deutschland") und ihre Heilkunde erlitt, als die christliche Kirche, zumeist bei Todesstrafe, solche weihetümlichen Nutzbräuche wie das Niedfyr verbot und dafür den Teufels- und Heiligenglauben mit ihrem Dämonenaustreiben und Gesundbeten brachte. Noch Thorgunna, die Isländerin, gab in Ablehnung des christlichen Wiedergängerglaubens vor ihrem Seuchentode den Befehl, ihr ganzes Bettzeug zu verbrennen, um dadurch das Nachsterben zu verhüten (Kummer, „Mitgards Untergang").

So war das bäuerliche Brauchtum mit seiner Volksheilkunde und seinen weihetümlichen Grundformen aus uralteſter Zeit bei den alten Germanen heilige Naturwissenschaft und Technik, jederzeit und allerorts anwendbares Hilfsmittel der Gesittung. Wo Streichholz und Feuerschlag, wo Stromkraft und Brennglas fehlen oder versagen, da ist es dem Quirlfeuer immer möglich, Licht und Wärme zu schaffen. Darum kann das Kalenderbrauchtum nicht auf seine uralten Formen verzichten, die in Siedlung, Krieg und sonstiger Notlage dem Kenner es immer wieder ermöglichen, sich Geräte und Lebensgrundlage zu bereiten. In diesem

Sinne hat auch das Handwerk wieder die Lehrlingsausbildung gestaltet. So sind alle Geräte und Gebrauchsmittel des Kalenderbrauchtums schon altgermanisch und zumeist schon Gesittungsgüter der steinzeitlichen Gesittung des nordischen Urvolks als ihrer Vorfahren, Heil- und Nutzpflanzen, Haustiere und -gegenstände.

Neben diesen Urformen der Gesittung und damit des Brauchtums und Weistums aber soll und wird sich das Brauchtum auch der naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften alter und neuer Zeit bedienen und auch ihnen Weihe und Wirken verleihen. So wird die Entzündung des Weihefeuers durch das Brennglas aus dem Sonnenlichte wie schon in alter Zeit und wie bei der Olympiade 1936 sich gleicher Beliebtheit und Anwendung erfreuen und von dem entzündeten Sonnwendfeuer werden wie einstmals die Scheite des erlöschenden Feuers solche auch wieder durch Fackellauf zum Entzünden des heimischen Herdes getragen werden. Von Bonifatius wurde der germanische Brauch, Weihefeuer aus einem Bergkristallbrennglas zu entzünden, als heidnisch angesehen (Reichardt a. a. O., S. 128). Die Holzkohle dieser Scheite ist ein Andenken und damit geweiht und dient heilkundlichen Zwecken. In Österreich wird in der Sonnwendnacht mit brennenden, in Pech getauchten Besen getanzt und ein mit Pech bestrichenes Wagenrad den Bergabhang hinabgerollt, ferner werden dabei zahlreiche „Funken" entfacht (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Dieses Herabrollen von brennenden Rädern ist auch sonst noch weithin gebräuchlich, desgleichen das Rollen und Werfen von brennenden Sonnenscheiben, alles wie auch bei den Frühlingsfeiern und der Wintersonnenwende. In den Sudeten zieht die Jugend mit brennenden Pechbesen um brennende Pechtonnen, diese Sinnbilder des Sonnenballes. Das Feuerrad wird teilweise auch Hagelrad genannt und dürfte hier ursprünglich dem sechsspeichigen Hagelrad als Abbild der Hagal-Rune entsprechen, wie auch noch der sechssternige Feuertanz aufgeführt wird. Aus dieser Bezeichnung des Hagelrades und der ähnlichen Hagelkreuze (vgl. „Spinnerin am Kreuz" zu Wien) scheinen sich die christlichen Hagelfeuer abzuleiten, die der Fernhaltung des Hagels dienen sollen. Zudem trug offenbar auch die Anlautung Hagel (Haal) und Heilig zu solchen Benennungen von Hagelfeuern bei, deren Namen dann im Einklang mit dem kirchlichen Wetterzauber zum Hagelzauber überleitete. Der Feuersprung der Liebespaare und

einzelner über das abbrennende Feuer dieser Losnacht ist ein Zeichen des Schneides und damit ein Auslesebrauch. Diese Sitte macht das sommerliche Sonnwendfeuer so recht zum Tag der Jugend, wie ihn der nationalsozialistische Staat wieder feiert. Auf den alten Weihestätten wird künftig die Partei wieder ihre Sommersonnenwende begehen, wie im Vorbild Robert Ley der Bergknappenfeier auf der Eschenburg und Hermann Göring und Julius Streicher dem Frankentag auf dem Hesselberg diese sonnwendliche Weihe wieder gegeben haben. „So ist das Sonnwendfeuer von jeher auch ein Hinweis auf größere Gemeinschaften gewesen und ist es noch" (Hahne, „Vom deutschen Jahreslauf im Brauch", S. 44). Auf der Sternwarte der Eggsternsteine kamen in der Sonnwendnacht noch bis in die neuere Zeit die niedersächsischen Bauern zusammen, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Ebenso geschieht es noch in der Sternwarte von Stonehenge. Wie in das Sonnwendfeuer Blüten geworfen werden, zum Zeichen, daß der Blütezeit nunmehr die Befruchtung folgt (Hahne a. a. O.), so besinnt sich hier die Jugend auf ihre Lebenswende und Reife zur Arbeit in der Volksgemeinschaft. Ebenso werden bei den Sonnwendfeiern des Jahres von den Sturmabteilungen Kränze zum Gedenken der Gefallenen ins Feuer geworfen.

Wie von der Wallburgennacht, so wurde auch von der Sommersonnenwende manches Brauchtum vom Christentum auf sein Pfingstfest verschoben. So ist das Questenfest auf dem Questenberg mit dem Bild des Sonnenrades der Sommersonnenwende eigen und fordert seine sinngemäße Festlegung auf diese. Dem Questenfest entspricht das Fest der Mittsommerquaste zu Seth in Nordschleswig, das richtigerweise noch zur Sommersonnenwende gefeiert wird („Germanien", 1936, S. 177). Die Quasten gleichen der Yr-Rune als der umgekehrten Man- oder Lebensrune, sind also abwärts gerichtete Lebensbäume im Sinne der Umkehr der Sonne, wie auch die Eibe in Gestalt und Namen die Yr-Rune bezeichnet und Totenbaum genannt wird. Dasselbe scheint auch das Aufhängen der dreibeinigen Melkstühle zu bedeuten. Queste heißt, wohl wegen ihrer brauchtümlichen Verwendung, auch die Heu- oder Hauhechel (Waldbrühl, „Die deutschen Pflanzennamen", 1841). Auch auf Runenkalenderstäben findet sich für die Sommersonnenwende der abwärtsgerichtete Lebensbaum. In Schweden werden Midsommarquastar (Kwistar, d. h. Zweiglein, Büsche) aus Sonnwendblumen in

Haus und Stall aufgehängt. Auch werden an Mittsommer große Tannenbäume als Sonnwend-, Johannis- oder Mittsommerbäume auf freien Plätzen aufgestellt und mit Blumen, Geld und rotbemalten Eiern behängt, ein Gegenstück zum Julbaum; nachdem sie im Festzug herumgetragen wurden, werden sie aufgestellt und umtanzt und dienen zum Wettspiel im Klettern. In Siebenbürgen wird auf den Sonnwendbaum (eine Eiche) des Tanzplatzes ein (Sonnwend-) Rad gesteckt. (Wrede a. a. O.; Schullerus a. a. O., S. 144). In Schweden trägt der Mittsommerbaum auch einen sich drehenden roten Wetterhahn (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1, S. 160). Beim Ritt der Sommersonnenwende sind die Reiter mit Kornblumen und blauen Wicken geschmückt; im Anschluß an den Ritt wird ein Hammer ausgekegelt (Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", S. 231). Heu und Hafer wurde vielfach in spiereliger Wendung gemäht oder ausgebreitet und damit wörtlich „die Sonne herausgemäht"; die Garbe des Mittelpunktes hieß das Hafermännchen („Germanien", 1938, 3, S. 90).

Den Schmuck der Sommersonnenwende und des Tanzes beim Sonnwendfeuer bildet der Sonnwendgürtel, der aus neunerlei Kräutern der Sonnenwende geflochten wird, als Johannis- oder Sonnwendkrone aufs Haar gesetzt, zum Teil ins Feuer geworfen und zu Haus aufgehängt wird. Zu diesen heiligen, nützlichen Kräutern des Sonnwendgürtels gehören Johannis- oder Wetterkraut, auch Hartheu und Odinsblut genannt, Quendel, Wolfesleich (Wohlverleih), auch Wundkraut geheißen, Märgen- oder Maienblume (Margarite), die gleichartige Baldersbraue oder Kamille, auch Schatzblume und Johannisblume genannt, Maßliebchen oder Gänseblümchen, auch Sonn(wend-) rose und Sonnwendrädel heißend, Farnkraut oder Freyashaar, Donnerbart, auch Donnerwurz, Hauswurz, Dachlauch, Hauslaub genannt, Beifuß oder Sonnwendstaude, auch Schoß- oder Mugwurz geheißen, ferner Storchenschnabel, Huflattich, Bärlapp oder Drudenkraut (Drudenfuß), Salbei, auch Herzgimaia (Eidechsenblume) und Gockelskamm genannt, Rittersporn oder Mimer, Minze, Labkraut, Baldrian oder Balderbracken, Tausengüldenkraut, Schafgarbe oder Willfeil, auch Wundkraut benannt, Steinbrech, auch Donnerkraut geheißen, und andere wichtige Heil- und Küchenpflanzen. Wir besitzen noch den angelsächsischen Neunkräutersegen, der nur wenig verchristlicht ist und uns

zeigt, daß solche Merksprüche keinen Aberglauben, sondern rein naturwissenschaftliche Anleitung, hier zur Salbenbereitung darstellten. Auch Laubbaumzweige werden für den Sonnwendgürtel und den Hausschmuck zur Sonnwende verwandt, wie von Eiche, Birke, Hasel, Obstbäumen, Linde, Holunder, sowie die Blüten der beiden letzteren. Die Blätter solcher Zweige wie von Eiche und Nußbaum werden zum Vertreiben des Ungeziefers und Holzwurmes aufbewahrt. Sonnwendwedel nennt sich das Mädesüß. Mit der Wendel oder Spierel des Sonnenlaufs dürfte auch der Brauch zusammenhängen, wenn die Mädchen (auf Fronleichnam) ihr Haar in Schneckenform tragen (Koren a. a. O., S. 138), wie denn auch ihre Zöpfe dem Hollenzopf gleichen und damit das Mädchen als Ebenbild der Frau Holda uns vor Augen stellen.

Aus sechs Schmielen machen die Mädchen (so in Schlesien) in bestimmten Verschlingungen einen Kranz und ziehen ihn als Liebeslos auseinander, wobei die sonnen- und sonnwendbildlichen Formen eines Kreises oder eines verschlungenen Doppelkreises (Odal-Rune) entstehen. Der einfache Kreis heißt dabei Korb und gilt als Enttäuschung im Liebeslos, so daß also der Enttäuschte dabei einen Korb bekommt; der Doppelkreis gilt als Liebesbestätigung. Dazu wird der Lossspruch gesagt: Ist die Liebe ganz, so gerät der Kranz, ist die Liebe entzwei, ist ein Korb dabei. Zur Sommersonnwende werden zum Abzählen von Liebeswünschen die Blütenblätter der Baldursbraue abgerupft (Beetz a. a. O., S. 44). In der Mittsommernacht pflanzen die Mädchen einen Zweig, der auch Donnerkraut, Winter- oder Donnerwurz genannten Fetten Henne, die in England deshalb Midsummer-Man heißt, um aus der Beugung der Blätter zueinander die Heirat vorauszusagen (Reinsberg-Düringsfeld). An ihrem Stengel aufgehängt, wächst sie dann weiter und soll bei Gewittern die Blätter auseinanderspreizen (Nießen, „Rheinische Volksbotanik", 1, 1936, S. 94). In ähnlichem Sinne gilt der als Feuchtigkeitsmesser dienende und „armer Leute Wetterglas" genannte Gach- (Jäh-) oder Gauchheil (S. 106). Beliebt ist auch das Kranzwerfen des Sonnwendgürtels aus neunerlei Blumen auf einen Baum, wobei aus der Wurfzahl bis zum Hängenbleiben an einem Ast auf das Heiratsjahr geschlossen wird (Wrede a. a. O.; Drechsler, 1, S. 152). Auch Rosenkränze werden als Rosentöpfe aufgehängt (Drechsler, 1, S. 141).

Gepflückt werden sollen die Sonnwendkräuter zur Mittagstunde

der Sonnenwende oder Sonnwendzeit, weil da die Blüh- und Heilkraft am größten ist. Andererseits soll wegen der größeren Nährkraft das Beerenobst kurz vor Sonnenaufgang gepflückt werden, da soll auch die Springwurzel oder Wünschelrute geschnitten werden. Die blütenlosen Pflanzen aber werden zur Mitternacht gesucht, so der Bärlapp (Kück u. Sohnrey, S. 151) und der nach seiner heilkundlichen Verwendung und wohl auch seiner Ringelgestalt benannte Wurmfarn, sonst auch Irr- (Yr), Ottern- oder Schlangenkraut und Sonnwendwurz geheißen, der mit seiner man- und yr-runenförmigen Stellung und Teilung der Zweige und Blätter das Gegenstück zu der Tanne und Eibe in der andern Sonnenwende ist. Professor Stepp sagt in seinem Vortrag „Die Pflanze als Nahrungsmittel und Heilmittel" auf dem Ersten Deutschen Heilpflanzenkongreß (München 1936) der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung" („Ziel und Weg", 1936, 18): „Es ist, wenn man auf einen starken Wirkungsgehalt Wert legt, z. B. nicht gleichgültig, zu welcher Tageszeit die Pflanzen gepflückt werden, ob bei Sonnenschein usw. Diese Beobachtungen sprechen doch sicherlich dafür, daß die Wirkstoffe der Heilpflanzen Stoffwechselprodukte sind, deren Produktion ganz bestimmten Gesetzen unterliegt."

Es wird eine Aufgabe der Volkstumskunde auch sein, wieder, wie ich es in dieser Schrift schon getan habe, den Pflanzen und Tieren, den Gestirnen und Orten (Ortschaften, Bergen, Flüssen, Straßen, Weihestätten, Gebieten) ihre ursprünglichen und volkstumskundlichen Benennungen zu geben, z. B. „Hundsburen (Gottsbühren)", wie denn auch die Heilkunde neben der damit zusammenhängenden und schon in Angriff genommenen Wiederbelebung der Pflanzen- und übrigen Volks- (Natur-) Heilkunde auch die Ausmerzung (d. h., nebenbei gesagt, die Ausscheidung auf dem Märzfeld), die Ausrottung der durchweg unberechtigten zahlreichen Benennungen nach Juden durchführen möge. Es braucht in allen solchen Dingen keine Rücksicht auf internationale Gemeinsamkeit genommen zu werden, denn das Ausland hat auch viele deutsche Namen durch andere ersetzt, wie „Röntgenstrahlen" durch „X-Strahlen". Es könnte beispielsweise zur Erziehung des Volkes in volkstumskundlicher Hinsicht schon viel geschehen, wenn die öffentlichen Gärten anstatt ihrer bisherigen lateinisch-botanischen Benennungen auf den Tafeln die volkstumskundlichen, deutschen Pflanzennamen tragen

würden, gegebenenfalls mit Angaben von volkstumskundlichen Besonderheiten und wetterkundlichen Eigenschaften, wie sie sich aus Wärme, Feuchtigkeit und Licht ergeben; der lateinisch-botanische Name ist für den Fachwissenschaftler gar nicht nötig und für das übrige Volk unverständlich, also unnütz und störend, weil er ihm gleichsam Ungebildetheit vorhält.

Der erwähnte, selten und um die Sonnenwende rot blühende Donnerbart, auch Donnerwehr genannt, zeigt ähnlich dem Nisten von Störchen und Schwalben durch sein Gedeihen auf dem Hausdache das Freisein von unterirdischen Wasseraderkreuzungen und darum Blitzpunkten an (nach Hanns Fischer). Die Bauernweisheit spricht dem Gedeihen der Dachpflanzen überhaupt einen Gewitterschutz zu: „In ein bewachsenes Dach schlägt kein Hummel (Gewitter) ein" (Nießen a. a. O., S. 134). Als Blitzableiter selber zieht die um das Haus gepflanzte Eiche Donars den Blitz an. Henig (a. a. O., S. 29) schreibt: Der alte Volksspruch ist wissenschaftlich als richtig zu bezeichnen: Vor den Eichen sollst du weichen, vor den Fichten sollst du flüchten, auch die Weiden sollst du meiden, doch die Buchen sollst du suchen. Die Dornenbüschel des Donnerbarts werden auch als Strahlenbüschel für elektrische Entladung und darum Blitzvermeidung erklärt (Marzell, „Volksbotanik", S. 87).

Die Ahl- oder Wendel- (Johannis-) Beere bietet ihre roten Trauben zur Sommersonnenwende an und der wetteranzeigende Ilgsech (d. h. Liliensech, Lilienschwert), die germanische Schwertlilie oder Ilge, Ilge, Gilgen, in der Ostmark auch Juln, Jüling geheißen, blüht bis zur Sommersonnenwende in goldener oder blauer Farbe und stellt das sechsstrahlige Bild der Gilk-Rune, also der Irmin-Rune sowie der Hagal-Rune und damit der Sonnwendpunkte des Jahres dar (3 Blätter auf-, 3 abwärts). Ihr gleicht in Namens- und Blütenform die Akelei oder Glokkenblume, auch Narrenkappe genannt, die zur Zeit der Sommersonnenwende blüht (Faulmann, Geschichte der Schrift, S. 142). Die Wendelblume oder Wegwarte wird von bayerischen Bauern am Tage des Heiligen Wendelin (5. Juli), der im Bereich der Sommersonnenwende liegt und dessen Name ihr offenbar angeglichen ist, diesem Heiligen dargebracht, was diese Wendelblume auch als ein Sonnwendkraut erweist. Die Wendelblume oder Wegwarte, auch Sonnenwende geheißen, beobachtet mit ihrer Drehung die Sonne wie eine Sternwarte. Auch zur Sommerson-

nenwende werden stellenweise die Brunnen mit Sonnwendblumen geschmückt, an diesem Tage mitunter auch ein Vogelschießen des Sonnenvogels abgehalten. An Sonnwendtänzen werden auch noch besondere Tänze getanzt, wie der Bändertanz oder Vogelbeerbaumtanz am großen, hängenden Kranz, auch mit Fahnenschwenken verbunden, der Fyrkdalstanz, der Sünnros- (Sonnenrad-) Tanz (Hahne a. a. O., S. 51; Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1923, S. 30). Zum Sonnwendbrauchtum gehören wie zu jedem hohen Fest auch Weihegebäcke. So werden die Bollen oder Zwiebeln und Holunderblüten, deren besonders starke Eigenstrahlung durch die Forschung erwiesen ist, dabei verwandt. Die Schlotten der Bolle oder Zwiebel, die in Skandinavien Lauch heißt, werden zur Sommersonnenwende geknickt, damit das Wachstum in die Knollen geht; sie ergeben dabei nach skandinavischer Ansicht das Bild der L- oder Laug-Rune; der Lauch deutet in seinem Namen schon auf seine Eigenschaft als Arznei (mhd. Lachenei) hin. Pfannkuchen werden zur Sonnenwende mit eingebackenen Holunderblüten gegessen, Quarg- oder Käsekuchen gebacken, die sonnenbildlichen Erbsen gekocht, die überhaupt gern als Donnerstagsgericht gegessen werden, wie sie ja auch in den Klöpfelsnächten der julzeitlichen Donnerstage gebraucht werden. Am Mittsommertage werden die Kinder in die Erdbeeren geführt; „da bei den Deutschböhmen derselbe Glaube vom Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) gilt, ... läßt sich vermuten, daß so die Bräuche und Vorstellungen, die bei dem heidnischen Sommersonnwendfeste herrschten, vereint oder einzeln auf die verschiedenen in die Festzeit fallenden Feiertage übertragen worden sind" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 244). Wir haben hier also wieder die Zerstreuung des Lostagsbrauchtums durch die Kalenderverschiebungen. Einzelne (3) Erd-, Heidel-, Brombeeren werden in der Beerenernte stehengelassen für die Tiere („Seelen"); auf dem Heimwege wird dabei das Eichhörnchen angesungen (Kück und Sohnrey, S. 165 und 183). Am Sonnwendabend werden in Tirol die neunerlei Küchlein gegessen (Marzell, „Die Pflanzen im deutschen Volksleben", S. 63), wie auch an Weihnachten neunerlei Gericht.

Mit der Sommersonnenwende beginnt die Linde zu blühen, die neben der Eiche der heiligste Baum des deutschen Volkstums ist und offenbar der Embla in der Mythe entspricht (s. meine Schrift „Der germanische Glaube", S. 64—65). Die Linde ist als Dorflinde des

Thingplatzes der Baum des Sommersonnwendthings und der folgenden Sommertänze. Am Mittsommersonntag wurde in den Zünften die Höge als Thing abgehalten (Wissell, „Geschichte des Handwerks", 2, S. 578). Als uralter Sonnwendsang wird in Skandinavien noch die Weise unseres Liedes „Fuchs du hast die Gans gestohlen" gesungen. Der Linde steht als Rechtssinnbild und Thinglaube die dem Fünf- oder Fenstern als Rechtsrune gleichende fünfblätterige Blüte der Heckenrose und des Weiß- und Rotdornes zur Seite (vgl. „unter der Rose"). Das Sonnwendthing wird heute noch von landwirtschaftlichen Genossenschaften eingehalten. Die Abhaltung von Gerichtsverhandlungen auf alten und öffentlichen Gerichtsplätzen im Sinne des deutschen Gemeinrechts dürfte wieder in Geltung kommen; so wurde unter der alten Dorflinde zu Harras bei Hildburghausen wieder eine Gerichtssitzung abgehalten.

Die Linde blüht weniger im sternkundlichen Brachmond als vielmehr im sternkundlichen Heumond, weswegen ersterer mit weniger Recht Linding genannt wird, es sei denn nach der linden Witterung; im Angelsächsischen heißen Brachmond und Heumond die „Linden" (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). Neben der Lindenblüte zeichnen durch ihr Blühen den Heumond besonders aus auch die Frauenkunkel oder Königs-, Donnerkerze und gleicherweise die aus Amerika gekommene und als Schinkenwurz verwandte Nachtkerze, welch letztere jede Nacht neue einnächtige Blüten öffnet; ebenfalls blüht den Heuert über die Kartoffel, die nach ihrem altgermanischen Vorläufer, der Erdkastanie oder Erdscheibe (Pieper, „Volksbotanik", S. 245 und Stokar a. a. O.). Erdapfel oder Grundbirne heißt und deren südwestdeutscher Name Grumbire durch seine Siedler in die Balkansprachen eingegangen ist. So können auch Nachtkerze und Kartoffel als neuzeitliche Pflanzen in das Brauchtum als Zeichen von dessen Lebendigkeit übergehen, wie denn der Kartoffel im Elsaß die sinnbildlichen Drudenweiblein mit ihren fünfsterngleichen (gänsefußartigen) Drudenfüßen zugeschrieben werden. Im Kleveschen wird auch schon die letzte Kartoffelstaude ähnlich den letzten Halmen feierlich eingebracht (Nießen a. a. O., 1, S. 155). Zur Sonnenwende und an den andern Anfängen der Sommermonate wird im Harz noch die Hillebille mit mitternächtiger Tonkunstbegleitung als Bretttrommel geschlagen, offensichtlich ein Warten- und Tongerät

im altgermanischen Nachrichtendienst und Brauchtum gleich der Lure, der Sackpfeife, der Schelle und Glocke (Belle) auf den Belfrieden.

Als Sonnwendsinnbilder aus der Tierwelt erscheinen uns der Sonnen- oder Siebenpunktkäfer, auch Liebfrauenhenne, Ladys Bird, Sonnenkalb, Marienkäfer, Johannisbübchen genannt, dessen sieben Punkte ihn schon mit der Sonne in Verbindung bringen, und das Sonnwend- (Johannis-) oder Glühwürmchen, Sonnwend- (Antonius-) Lämpchen, Sonnwendfünkchen, der Leuchtkäfer, das mit seiner nächtlichen Laterne die sommersonnwendliche Mitternachtssonne versinnbildlicht. Von solchen nützlichen und sinnbildlichen Weihetieren sagt der Kindermund, daß „man sie nicht totmachen und quälen darf", sie mußten also heil und heel (ganz) gelassen werden, waren also heilig, ähnlich den heilsamen Pflanzen und den heiligen Weihestätten. Dagegen wird zur Sommersonnwende der Erdkrebs, die Maulwurfsgrille, ausgegraben, die im Gegensatz zur Haus- und Feldgrille schädlich ist. Zur Sommersonnenwende werden die Torgauer Widder als Sonnwendsinnbilder geblasen (Hamkens a. a. O., S. 108), ähnlich den erwähnten Piephähnen und den Kuckucken und Eidechsen, die wohl zum Ostermond und 1. Wonnemond gehören.

Zahlreiche Weihestätten, die offenbar dem Brauchtum und der Beobachtung der Sonnenwende dienten, nennen sich noch „Goldene Wiege". Es ist die Wiegenkufe der Schleife und des Ur-Bogens der Sonnenwende. Auf sie deuten solche Sagen, die von einer Goldenen Wiege im Grabhügel oder Berge berichten; es sind dies echte Sagen, im Gegensatz zu den feudalfürstlichen und kirchlichen, die nur eine Ablenkung von germanischer Überlieferung oder eine Anpreisung solcher Träger des römischen Rechtes und Glaubens darstellen sollen. Der goldenen Wiege entsprechen anscheinend auch die Bilder auf den bronzezeitlichen Grabsteinen von Kivik und auf dem bronzezeitlichen Weihekessel von Gundestrup (Plaßmann, in: „Germanien" 1936, 3, S. 93). Auf der Schwertscheide von Hallstatt finden wir solche sonnwendliche Quirlung dargestellt, zwischen zwei Mühlsteinen, deren Lage wieder der Odal-Rune entspricht (vgl. meine Abhandlung „Der Teufelstein bei Frankelbach" in: „Germanien", 1934, 9, S. 280 und Buschan a. a. O.). Dem sonnwendlichen Brauchtum der Goldenen Wiege entspricht auch das Schaukeln des Julkindes, des Familienjüngsten oder „Nestquackes" (Finkenbeiner

a. a. O., S. 85) zur Mitternacht des nach Beda durchgefeierten Heiligen Abends und das Schaukeln der Mädchen zur Mittsommerzeit (vgl. Hahne a. a. O., S. 44, dem das Wesen dieses Brauches noch ungeklärt vorkommt, während Nitschke „Deutscher Väterglaube", S. 7, rasch mit einer Erklärung zur Hand ist: „Da gab es Schaukelfeste, bei denen man der Sonne dazu verhelfen wollte, immer höher zu steigen, indem man ihre schaukelartige Bewegung nachahmte; Johannis-, Oster-, Walpurgis- und ähnliche Feuer wollten zum Teil dasselbe").

Sonnenwende — Wetterwende.

Mit der Sommersonnenwende soll sich die Großwetterlage grundsätzlich ändern. Die bisher notwendige Feuchtigkeit für das Wachstum soll jetzt von einer heißen, meist trockenen Witterung zum Zwecke des Heumachens und Ausreifens des Getreides abgelöst werden. In der Tat kennzeichnet sich die Sommersonnenwende als eine Wende im Wachstum und Wetter der Allheit, wie sie auch das Brauchtum mit der nunmehr wieder absteigenden Sonnenbahn aufzeigt. So künden die Bauernregeln: „Auf Sonnwend (Sankt Veit) ändert sich die Zeit, alles gehet auf die andere Seit', dann fängt das Laub zu stehen an, dann haben die Vögel das Legen getan." „Zu Sonnwendzeit (Sankt Veit) legt das Blatt sich auf die andere Seit'." „Der Wind sich wendet um Sonnwendzeit (Sankt Veit), da legt sich das Laub auf die andere Seit'." „Sonnwende (Johannis) dreht sich das Haar auf der Kuh." „Nach Sonnwend (Sankt Veit) ändert sich die Zeit und die Blätter wenden sich auf die andere Seit'." Das Blättchen wendet sich also sprichwörtlich, der Regen soll nun nicht mehr auf waagrechten Blättern nach außen abfließen, sondern bei nunmehr selteneren Fällen nach innen in die Krone geleitet werden. Es setzt der erste Laubfall ein und auch das Tierfell scheint sich nun zu ändern.

Sonnenflecken und Änderung der Sonnenbahn wirken zusammen um Witterung und Wesen umzugestalten. Örtliche Gewitter bringen künftig Regen, begleitet von dem Kegelschieben Donars, als dessen Nachfolger das Christentum Petrus einsetzte. Der Donnersberg in der Rheinpfalz, der der maßgebende Wetterberg der Gegend ist und die Gewitter

zurückstößt, so daß sie zwischen ihm und dem Rhein hin und her gleiten, dieser Berg heißt in der christlichen Geschichtschreibung auch der Berg des Petrus und trug in seiner gewaltigen heidnischen Ringmauer ein dem Jakob geweihtes Paulanerkloster, alles christlicher Ersatz für Donar. In Flandern wird am Peterstag (29. Juni), „wo dieser Tag in seinen Bräuchen noch mehr als anderswo dem Johannestag gleicht" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 242), also die Einheitlichkeit des auf die verschiedenen Heiligentage zerstreuten Lostages erkennen läßt, wird am Peterstag also das Meer geweiht und das Anzünden der Johannisfeuer wiederholt, dazu das uralte Kegelspiel, wie es uns den Vater im Kreise seiner Kinder, den Hundertschaftsrichter (Huno) im Kreise seiner schöffenbaren Umstände, die Sonne im Kreise der Sterne zeigt, das „Bollenwerpen" mit der sonnensinnbildlichen Ballkugel (Bolle) gespielt. „Offenbar ist es, daß der Peter- und Paulstag die Art seiner Feier ebensogut dem heidnischen Sonnwendfest verdankt wie der Johannestag, und der heilige Petrus auch als Patron der Fischer wie gewöhnlich den nordischen Thor vertritt, welcher sich ja einst beim Riesen Hymir ebenfalls mit dem Fischfang beschäftigte" (S. 242/43). So erkennen wir wiederum den Zusammenhang zwischen der Donarfeier des Eisbruchs und der Fischerei zu Lenzings Beginn und den Seefesten zur Mittsommerzeit.

Die Heiligentage, deren Wettersprüche sich auf die Sommersonnenwende verdichten und beziehen, sind Barnabas am 11. Juni, Veit am 15., Benno 16., Gervasius und Protasius 19., Johannes 24., Johannes und Paulus 26., Sieben Schläfer 27., Peter und Paul 29., Mariä Heimsuchung oder Maria Sif 2. Juli, Ulrich 4., Wendelin 5., Kilian 8., Sieben Brüder 10. Juli. Die Gleichsinnigkeit und zeitliche Nähe der Sieben Schläfer und Sieben Brüder tut deren Zugehörigkeit zur Sommersonnenwende dar, zumal die Siebenzahl ein ausgesprochenes Sonnensinnbild ist. Sie scheinen mit dem Frauentag der Sif zusammen dem Ende der Sommersonnwendzeit mit den 12 hellen Nächten zuzuzählen. So entsprechen diese Sieben Brüder, die den 7. Monat und einen neuen Eyktamalsabschnitt von 7 Wochen einleiten, wieder den beiden Brüdern der Alken und damit den beiden Jahreshälften, also der Jahresteilung. Die Weiheſtätten des Sankt Veit wie der Staffelstein in Franken sind alte Wallburgen der Jahreslauffeiern und Sonnwendthinge. Das Hei-

ligtum Swantewits auf der Rügenspitze von Arkona, dieser Wasser-, Winde- und Wetterscheide in der Ostsee, wurde angeblich am Sankt Veitstag 1156 zerstört. Diese Einsetzung des Sankt Veit an Stelle Swantewits ist aber wieder eine christliche Namensangleichung, wie Freybe („Der deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Christentum und im Unterschied von der Zauberei", 1910, S. 9/10) betont: „Bemerkenswert erscheint auch, daß den getauften Heiden der Kultus derjenigen Heiligen nahegelegt wurde, deren Namen einen Anklang an den der früheren Götter bot. So wurde nach Arnold von Lübeck (4, Kap. 24) in Mecklenburg statt des Gudrak der heilige Godehard, auf Rügen Sankt Veit (San Vit) für Swantewit verehrt."

„Margaret, Siebenschläfer und Maria Heimsuchung haben als Lostage einen bedeutenden Rang; er rührt aus der sehr richtigen Beobachtung her, daß die in der Siedehitze des Sommers verdampfende Feuchtigkeit die Neigung hat, recht oft als Regen wieder zur Erde herabzukommen" (Bruno Haldy, „Die deutschen Bauernregeln", 1923, S. 6). Bis zur Sonnenwende soll sich das Wetter noch einmal ausregnen, mit Anfang Heuerts dann aber die notwendige Trockenheit bringen. So besagen die Wetterregeln der Sommersonnenwende: „Vor Sonnwende (Johannes) trecken die Gewitter windab, nach Sonnwende windan." („Barnabas den längsten Tag laß'." „Auf Barnabas die Sonne weicht, auf Lucia sie wieder zu uns schleicht." „Bringe die Sichel mit, Barnabas, hast längsten Tag und längstes Gras." „Sankt Veit hat den längsten Tag, die heilige Lucia macht's mit der Nacht ihm nach.") „Sommers Mitt' (Sankt Veit) bringt die Fliegen mit." „Wenn die Sonnwendglühwürmchen hell leuchten im Garten, dann ist gut Wetter zu erwarten." „Wenn Sonnwendglühwürmchen schön leuchten und glänzen, kommt Wetter zu Lust und im Freien zu Tänzen; verbirgt sich das Tierchen bis Sonnwend und weiter, wird's Wetter einstweilen nicht warm und nicht heiter." „Der Kuckuck kündet teure Zeit, wenn er noch nach Sonnwende schreit." „Die Nachtigall singt nur bis Sonnwende (Vitstag)." „Jedes Jahr ein gutes End', wenn das Sonnwendfeuer brennt." „Vier Tage vor und nach Sonnwende zeigen die Winde bis Sommers Ende." „Vier Tage vor und nach der Sonnenwende zeigen die herrschende Witterung bis zum Micheltag (Michaelis) an." „Weht um Sonnwende anhaltender Wind aus dem Süden, so regnet es fast täglich" (denn um

diese Zeit fällt die Regenzeit des heißen Erdgürtels). „Sommersonnwende (Johannis) tut dem Winter die Tür auf." („Sankt Johann und Paul und Sankt Ulrich sind Wetterherren." Ulrich, Odalrich, dessen Namen zum Brauchtum der Sonnwend-Odal-Rune und beginnenden Ernte paßt, wurde im Christentum zum Heiligen des Erbrechens; aber das gleichsinnige Wort „ulrichen" ist eine Entstellung aus ahd. iderichen, wiederkäuen.) Der Odalrichs- oder Ulrichstag am Ende der 12 hellen Sommersonnwendnächte entspricht dem nachgenannten Sippentag zu dieser Zeit und heißt im Sinne des genannten „Alten Maitags" nach den 12 ersten Maitagen in England noch „Old Midsummer Sunday". „Man sieht daraus deutlich, daß es hier sich um den altgermanischen Abschluß des ehemaligen, durch 14 Tage währenden Mittsommer- oder Sonnwendfestes handelt, der erst später mit dem geschichtlichen Todestage des heiligen Bischofs, 4. Heumonat, zusammengelegt und vielenorts zum örtlichen Kirchenfeste wurde" (Geramb, „Deutsches Brauchtum in Österreich", S. 65; Weinhold, in: „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde", 1895, S. 420). „Wie's Wetter an Sonnwende (Johannis) war, so bleibt's wohl 40 Tage gar" („den ganzen Monat gar"). Mit dem „ganzen Monat" ist der in Wirklichkeit von der Sonnwende eingeleitete Heumond gemeint.

„Wie unsere liebe Frau übers Gebirge geht, so kehrt sie nach 6 Wochen wieder zurück." („Wie das Wetter an Mariä Heimsuchung, so wird es 40 Tage sein.") „Regnet's am Liebfrauentag, es noch 40mal regnen mag." „Wenn es am Sif-Tag (Maria Sif) regnet, dann regnet es 40 Tage hintereinander." Deshalb heißt dieser Siftag auch Eintropfentag und Maria Wasch. („Wie Maria fortgegangen, wird Magdalene sie empfangen.") „Siebenschläfer Regen, 7 Wochen Regen." „Nach den Siebenschläfern richten sich 7 Tage und 7 Wochen." „Das Wetter am Siebenbrüdertag 7 Wochen bleiben mag." „Wie das Wetter am Siebenbrüdertag, so hält es 50 Tage nach." „Wie das Wasser am Siebenschläfertag, so bleibt es 7 Wochen darnach." Wir haben hier also deutlich die Kennzeichnung der 7 Brüder oder Schläfer des Heumondbeginns als Einführung des neuen Eyktamalabschnitts von 6—7 Wochen und können den Tag der 7 Brüder gleich dem Tag der Sif an das Ende der 12 hellen Nächte setzen, ähnlich dem Perchtentag und dem alten Maitag oder Muttertag. Der Tag der 7 Brüder,

wie sie auch gleich den im Heumond ausziehenden 7 Schwaben im Märchen erscheinen, ist ein Kinderfesttag und hat das erwähnte, auf den „Pfingstschläfer" der verschlafenen „Pfingstsonne" verschobene Brauchtum zu eigen. Damit ist zusammenfassend der Tag der Sif und der 7 Brüder, deren Namen wiederum an die Sippe gemahnen, der Sippentag im Anfang des neuen Halbjahres, dessen erster Vierteljahresabschnitt bis zum Micheltag mit Liebfrauentagen (Marientagen), also Tagen der Frauja, Freya oder Frau Holda, der Ahnfrau der Holden oder Kobolden, angefüllt ist, wie sie als Sippenfeste der Freundschaft (Verwandtschaft) die Kirwen (We = Weihe, Weihestatt), Kirweihen, Kirmessen oder Kirtage dieser hochsommerlichen Zeit darstellen. Die feierliche Zusammenkunft der Freundschaft an den Kirmes- oder Jahrmarkttagen mit ihren Tanzveranstaltungen zu dieser Zeit bildet eine wesentliche Grundlage für das Küren und Sichfinden der Brautpaare, wie es schon bei der Maikur und Maikirwe gesagt wurde, und damit für die Rassezucht der Sippe. Noch bei meinen bäuerlichen Ahnen wurde das so gehandhabt, so daß meine Ahnentafel eine sehr weitgehende Ahnengleichheit durch Sippeninzucht aufweist. In der Südpfalz und Eifel geht der Kirwe das Mädchenlehen voraus (Becker, „Pfälzer Volkskunde", 1925, S. 314 und Mannhardt, „Wald- und Feldkulte" 1, S. 451 und 455).

Sternkundlich entsprechen die 7 Brüder oder Schläfer dem Siebengestirn, das auch Glucke heißt und so mit dem Bild der jungen Küken unter den Flügeln der Mutter ein Sinnbild der Sippe ist. Siebenschläfer heißt gleich dem die 7 strengen Wintermonate (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 1904/05) hindurch Winterschlaf haltenden Tiere Siebenschläfer auch (so im Hennebergischen) die Pflanze Gugelschelle (Küchenschelle, vgl. die erwähnte Gugelform). Die 7 Wintermonate könnten den 7 Geißlein entsprechen, die im Märchen gleich dem Rotkäppchen, der Sonne, vom Wolf verschlungen werden. So verschlingt der Sonnenwolf das Sonnenkalb und der Mondwolf (-hund, -wurm) als Managarm das Mondkalb, den Mond sinnbildlich in Mondphase und Mondfinsternis. Daß aber nordische Germanen bei einer Mondfinsternis und bei abnehmendem Mond „siege Mond!" gerufen und dabei geheult hätten, ist eine rassenseelenkundliche Unmöglichkeit. In der Tat ist denn auch das Verbot des Leptiner

Heidenbrauchverzeichniſſes nur auf lateiniſch „Vince luna!“ wiedergegeben und ſind die betreffenden Mondbrauchverbote nur auf außergermaniſche Gebiete beſchränkt, abgeſehen davon daß ſolche Verbote in galliſch-römiſchen Gegenden von der Kirche einfach auf germaniſche übertragen wurden (Gröber, „Zur Volkskunde aus Konzilbeſchlüſſen und Kapitularien“, 1893). Wie Thor das Siebengeſtirn oder Himmelsſchiff leitet und im Heer-, Irmin- oder Karls-, d. h. Mannenwagen die Himmelsbahn umfährt, wird dieſer, wie erwähnt, auch zu Beginn der andern Jahreshälfte von den Sternſingern beſungen; Kaleswagen, vermutlich eher Karlswagen denn „Kaleſchenwagen“, weil auch Eliaswagen und im Sinne des kleinen oder Quenna-, Frauenwagens Venuswägelchen genannt, heißt auch der Sturm-, Thors- oder Eiſenhut als Pflanze. Ebenfalls heißt eine Pflanze Siebenſtern. Dieſe Umfahrtſterne läßt die Benennung des Polſternes als Leit-, Weg- und Schiffsſtern in ihrer Bedeutung für die germaniſche Seeſchiffahrt und Kalenderortung erkennen (vgl. Raab, „Ewiges Germanien“, S. 52). Das Siebengeſtirn geht den Hunden am Orionſternbild voran, wie der Siebenbrüdertag den Hundstagen. Nach dieſen Hundstagen heißt der Heuert gleich dem Ernting auch Hundemonat, Hundeman.

Hundstage nennen wir die heiße Zeit des Jahres. Die namengebenden Hunde ſind der Große Hund und der Kleine Hund oder Vorhund als Sterne, die auch Lokis Brand oder Blauſtern (Sirius im Orion) und Kyndelbere oder Fackelträger heißen und die auf dem erwähnten goldenen Kalenderhorn von Gallehus Donar als Bildnisdarſteller des Orion oder Pfluges begleiten, wo er den Ziegenſtern als Ziege an der Hand hält (Hauſer, „Germaniſcher Glaube“), wie auch die erwähnte Himmelsziege (Bekaſſine) oder Donnerſchnepfe ſeiner Donnerfahrt vorausfliegt, indem ſie durch ihr Meckern das nahende Gewitter ankündigt. Mit den Hundstagen geht das Siebengeſtirn in der Sonnenſtrahlung für 7 Wochen ſchlafen, weshalb der Siebenbrüdertag wohl auch Siebenſchläfer heißt. Das Abbild des Siebengeſtirns der Sommerſonnenwende iſt der dem Gabenſtapel gleichende Siebenſtern, der mit ſeinen Wachskerzen zur Winterſonnenwende gebrannt wird. Dieſe Bräuche und Namen rührten offenbar aus alter Zeit her, wo das Siebengeſtirn für die Kalenderberechnung wichtig war. Mit dem Donar-Orion wird auch die germaniſche Thor-Oerwandil-Sage in Beziehung

gebracht. Der große Hundsstern entspricht anscheinend wiederum dem Heliahund Garm der germanischen Mythe, wohin auch der schwarze oder Helhahn gehört, der in der Rheinpfalz Hellegokel heißt. Die Hundstage sind wohl ein alter Eyktamalsabschnitt, der das Hunds- oder Jägerjahr einleitet, das wohl in der Alt- und Mittelsteinzeit für das nordische Urvolk von Bedeutung war und das auch noch in Bauernregeln als das „nächste Jahr" erscheint. „Viel Hopfen in diesem Jahr, viel Roggen im nächsten Jahr." „Ist's in den ersten Wochen heiß, so wird der Winter lange weiß." „Ist's in den ersten Wochen Sommer, ist der Winter kein frommer." Diese Regeln scheinen für ein steinzeitliches Alter der Wettersprüche zu zeugen. Weiterhin heißt es von den Hundstagen: „Wie die Hundstage anfangen, so gehen sie aus." „Hundstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr; doch wenn Regen sie bereiten, kommen nicht die besten Zeiten." „Was die Hundstage gießen, muß die Traube büßen."

Mit dem Anfang des zweiten Halbjahres soll also das Wetter schön sein und beständig bleiben, andernfalls das schlechte Wetter anhält und einen nassen Sommer und eine verregnete Ernte bringt. „Der Siebenschläfertag, der 27. Juni, ist der berühmteste unter den sogenannten Lostagen der Witterung. Dem Volksglauben nach kündigt Regen am Siebenschläfertag 7 Wochen Regenwetter an, trockenes Wetter dagegen 7 Wochen schönen Sommerwetters. In dieser Form ist dei Volksmeinung natürlich Aberglauben. Es hat noch selten einen Sommer gegeben, in dem 7 Wochen lang täglich Regen fiel, und auch nie einen Sommer, in dem 7 Wochen lang täglich schönes Wetter herrschte. ... Trotzdem steckt auch im Siebenschläferglauben ein richtiger Kern. Genau wie ein halbes Jahr vorher in der Zeit der heiligen Zwölften der Charakter des Winters sich endgültig auszuprägen beginnt, so pflegt auch ungefähr in der Zeit um den Siebenschläfer, richtiger in der Zeit etwa zwischen 21. Juni und 7. Juli, die Hauptwitterung des Sommers ihr charakteristisches Gepräge hervorzukehren. Setzen um diese Zeit nach vorausgegangenem guten Wetter täglich Regenfälle ein, so bleibt der größte Teil des Hochsommers kühl und regnerisch" (Henig a. a. O., S. 44).

Mit der Sonnenwende beginnt das Getreide zur Ernte zu reifen. „Sonnwende- (Sankt Johannes-) Tag bricht dem Korn die Wurzel ab."

„Nach Sonnwende (Peter und Paul) reift das Getreide auch bei Nacht.“ („Peter und Paul wird dem Korn die Wurzel faul.“ „Peter Paul purzel bricht dem Korn die Wurzel.“) „In den langen Tagen steigt das Getreide, in den kurzen fällt es.“ „Wenn Sonnwende (Johannis) die Linde blüht, ist zu Heumonds Beginn (Sankt Jakob) das Korn reif.“ Die Zeit der Aussaat ist vorbei, nur Rüben und Wicken werden noch gesät, die Heuernte setzt ein: „Fängt der Heumond an (Sankt Kilian), säe noch Rüben und Wicken an.“ („Vitus spricht: Säe Lein oder laß es gar sein.“) „Wer sät nach Sommers Mitt' (Sankt Vit), geht der Saat und Ernte quitt.“ („Sankt Kilian ist der rechte Rübenmann.“) „Fängt der Heumond an (Sankt Kilian), stellt er Schnitter an.“ „Kommt Sonnwend' heran (Sankt Johann), schlägt der erste Mäher an.“ („Maria Heimsuchung, Maria Heumachung.“)

Nach dem Hauen des Hauses hat der Heumond oder Heuert seinen Namen und leitet zu seinem Ende auch noch das Hauen des Getreides ein. Mit dem bisherigen Beginn des Juli ist die Heuernte aber ziemlich vorbei, so daß bei solchem Monatsbeginn der Name Heumond unangebracht wäre. Altdeutsch heißt der Juli Hewimanoth, Howimanoth, schwedisch Hömonad. Abgekürzt wurde er auch Höuwet genannt, was unserem Heuet oder Heuert entspricht. Auf Island hieß der siebente Monat Heyannir, d. h. Heuernte.

„Regnet's zu Sommers Mitt' (Sankt Vit), gerät die spät gesäte Gerste nit.“ „Vor Sonnwendtag (Johannestag) man keine Gerste loben mag.“ „Regen um Sonnwendtag (Johannestag), nasse Gerste kommen mag.“ „Ein kluger Mann sorgt für seinen Torf vor Sonnwende“ (Sankt Johann). „(Johannes gibt dem Obst das Salz, Jakobi, 25. Juli, das Schmalz.“) „Regen um Heumonds Anfang (am Ullrichtage) macht die Birnen wurmstichig.“ Regen läßt im reifenden Obst, wie schon bei den Kirschen, die Raupen sich entwickeln, zu deren Auswachsen und Fortleben die am Baume hängen bleibenden letzten Früchte beitragen, wenn sie nicht bald von Vögeln und Kindern geholt werden. „Tritt auf Sonnwende (Johannis) Regen ein, so wird der Nußwachs nicht gedeihn.“ „Regnet's um Sonnwendtag (Johannistag), mißraten die Nüsse und geraten die Huren“ (d. i. die Herbstzeitlosen). „Regnet's Sonnwende (Sankt Johann) ins Laub, so wird die Buche taub.“ „Nußwachs und Wein gräbt der Sonnwend- (Johannis-) Regen

ein." („Regnet's auf Sankt Barnabas, schwimmen die Trauben bis ins Faß.") „Wenn es um Sonnwende (Johannistag) regnet, so gibt es keinen Salatsamen." „Regnet es um Sonnwendtag (Johannistag), eine nasse Ernte man erwarten mag." („Wenn's regnet an Sankt Paul, ist's 30 Tage faul.")

„Vor Sonnwende wünsche Regen, nachher kommt er nicht gelegen." Die christliche Kirche gibt vor, durch ihre Fürbitte des Wettersegens das Wetter zu beeinflussen, wie es in ihrem Sinne heißt: „Vor Johannis bitt' um Regen, nachher kommt er ungelegen." Pastor (a. a. O., S. 30 und 34) schreibt: „Das Verbreitungsgebiet der Wetterregeln ist rein arisch; das des Wetterzaubers überall außer bei den Ariern", und: „Es gibt zu denken, daß gerade die Sendlinge des Südens solchen Wetterzauber in ihrem Gefolge hatten: Vor Johanni müssen die Priester um Regen bitten, nach Johanni kann man's selber. Nirgendwo anders als in einem christlichen Hauskalender fand ich einen Spruch wie diesen: Beten ist der beste Wettermacher." „Langes Läuten bricht den Donner" lehrt gleichfalls ein kennzeichnend christlicher Spruch, oder: „O heiliger Veit, o regne nicht, damit es nicht an Gerste gebricht" und in Nächstenliebe beten Christen bei Gewittern: „O heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!" In Verlaß auf solche christliche Fürbitten bei Außerachtlassung von Maßnahmen wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Vorausberechnung und Voraussicht würde der Bauer schwerste Mißerfolge erleiden; das wußte bei seiner vorausssorgenden Veranlagung der nordischen Rassenseele der germanische Bauer ganz genau und konnte darum kein Wetterzauberer sein. Gerade die Bauernregeln mit ihrer Erforschung des Wetters und ihrer Mahnung zum Arbeitsbrauchtum sind eine Organisationsäußerung der nordischen Rasse. Die einzige Beeinflussung des Wetters ist die Gestaltung der Landschaft und die Heilighaltung des Waldes, wie sie aus der alten germanischen Markenverfassung spricht. So sind nur die Erfahrungen der Naturwissenschaft die Grundlagen der germanischen Ackerbaugesittung, wie solche Bauernsprüche im Verhältnis zu den christlichen Lehren besagen: „Ackerbau, Ochsenschau und eine hübsche Jungfrau machen ins Christentum manche Sau." „Ein Mädchen, das gätet, ist besser, als ein Mädchen, das betet." „Arbeiten im Land ist besser, als in der Wüste beten." „Der Schafmist geht über den Segen Gottes." „Wo Mistus, da

Christus." „Besser ackern und düngen als beten und singen." So erweisen die Bauernregeln als Grundsatz der Glaubenshaltung nordischer Rassenseele: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Rosenberg („Der Mythus des 20. Jahrhunderts") schreibt zu diesem christlichen Wetterglauben: „Philisophisch betrachtet, stehen die Glaubenssätze vom Ablaß und der wirksamen Fürbitte (nebst einer Unzahl anderer, von der Lehre vom Skapulier bis zu den heiligen Ölen und wundertätigen Reliquien) auf der Höhe einer Weltanschauung, deren Typus der Medizinmann ist. Der Medizinmann, dessen Gebet Regen bringt oder verhindert, dessen Fluch tötet, der mit Gott (oder den Göttern) einen Vertrag geschlossen hat, und ihn (oder sie) zu allem zwingen oder doch beeinflussen kann durch zauberhafte Gebräuche. Der Medizinmann als dämonische Figur kann selbständiges Denken seiner Anhänger ebensowenig brauchen wie ehrbewußtes Handeln.... Er muß Hexenwahn und Dämonenzauber predigen; er muß mit Index, Feuer und Schwert alles Forschen unterbinden, das zu andern Ergebnissen führen kann, oder gar zur Befreiung von dem ganzen vom Medizinmann gelehrten Weltgebäude." („Wider die Dunkelmänner unserer Zeit":) „Über die jesuitische Auslegung der Kirchengebete, die um gutes Wetter bitten und die Erfüllung in Donner und Regen finden, könnte ein Satiriker eine kleine Doktorarbeit schreiben." Andreas Heusler („Germanentum", 1934): „In neueren Schriften liest man viel von Verängstigung, der Lebensangst der germanischen Heiden; ‚Seelen- und Dämonenfurcht' habe mehr für sie bedeutet als das Vertrauen zu den freundlichen Gottheiten. Die Belege dafür wird man nur in kirchlich getönten Schriften finden." Artur Drews („Der Sternenhimmel", S. 124): „Wenn unsere Mythologen, statt immer nur von Lichtgöttern, Nebelgeistern, Nachtwesen, Wasser- und Feuerdämonen zu reden und überall nur Geister des Pflanzenwuchses, personifizierte Zauberkräfte und ähnliche unbestimmte Dinge zu erblicken und über Wolkenungeheuer, Nebelrissen und Blitzgestalten zu phantasieren, sich die Mühe machen würden, den Fixsternhimmel oder vielmehr, wie in diesem Falle, den Himmelsglobus anzusehen, so würden sie auch viel nutzlos aufgewandten Scharfsinn ersparen können." Sepp („Der Bayernstamm", S. 114): „Wer sind die Götzen oder Dämonen? Antwort: Jene sittlichen Mächte, welche die Nation seit der Urheimat auf ihren Zügen begleiteten, ihr Herz aus-

füllten und ihnen den einzig freudigen Aufblick aus dieser in jene Welt eröffneten. Der Grund dieses seligen Vertrauens ward erschüttert, indem die römischen Glaubenslehrer nun die deutschen Gottheiten für Teufel erklärten, ohne den handgreiflichen Widerspruch zu merken, daß in diesem Falle der Name Gott sich unmöglich auf den Herrn der Welt übertragen ließ.... Wie konnten die Verehrer des göttlichen Wesens Teufelsanbeter gewesen sein."

Für den Heuert wie für den Ernting verlangen die Bauernsprüche Hitze und Trockenheit zum Reifen und Trocknen der Ernte. So besagen die Bauernregeln des Heumonds: „Was Heumond und Ernting nicht kochen, kann der Herbstmond (Scheidung) nicht mehr braten." „Im Heumond muß vor Hitze braten, was im Herbstmond (Scheiding) soll geraten." „Wenn die Nächte langen, kommt die Hitze erst gegangen." „Nach Sonnwende wird jeder Tag um einen Hahnenschrei kürzer." „Wenn die Sonnwendradeln unter der Sense fallen, geht der Tag wieder hinterwärts" (Kärnten). „Heumondsonne arbeitet für zwei." „So golden die Sonne im Heuert strahlt, so golden sich der Roggen mahlt." „Heuertregen nimmt den Ernteſegen." „Sommerregen und Ziegenmist lassen den Bauern, wie er ist." „Wenn's im Heuert bei Sonnenschein regnet, man viel giftigem Mehltau begegnet." „Im Heumond ist der Mehltau am schädlichsten." „Sommerregen und Mehltau sind gute Freunde." „Ohne Tau keinen Regen, heißt's im Heumond allerwegen." „Hagelt's im Heumond und Ernting, ist's mit des Bauern Freude und Lust aus." „Ein tüchtig Heuertgewitter ist gut für Winzer und Schnitter." „Im Sommer schadet kein Donner." „Schnappt im Heuert das Weidevieh nach Luft, riecht es schon Gewitterduft." „Heumond kühl und naß, Scheuer leer und Faß." „Kühler Sommer, kalter Herbst." „Ist im Heuert das Land reich, so ist das Wasser arm." „Im Heumond ruft die Wachtel die Schnitter in das Feld." „Der Heumond bringt die Sichel für Hans und Michel." „Wer im Heumond nicht gabelt, in der Ernte nicht zappelt, im Herbste nicht früh aufsteht, sehe zu, wie's ihm im Winter geht." „Wie die Heuernte, so die Kornernte." „Je mehr Kohl, je weniger Heu, diese Regel ist nicht neu." „Wenn der Kohl gerät, verdirbt das Heu." „Heuert-Sonnenstrahl gibt eine gute Rübenzahl." „Vor Ernting (Jakobi) schon Rüben groß, gibt es nachher Rübchen bloß." „Vor Ernting (Jakobi) ein Kräutlein, nachher ein Kraut."

„Wenn die Bohnen üppig geraten, geraten auch trefflich unsere Saaten." „Wenn die Erdbeeren geraten, so geraten die Trauben." „Ist der Hanf ein Riese, so wird die Kartoffel ein Zwerg." „Gut Pflaumenjahr, schlecht Kornjahr." „Bei starker Heuertglut geraten Birnen und Äpfel gut." „Wenn großblumig wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten Herbst uns schicken." „Rade, Rade rot, in vier Wochen neues Brot."

Die Ernte.

Die Ernte ist die Krönung der bäuerlichen Arbeit im Jahreslauf. Die Bauernsprüche gipfeln in ihrem Ergebnis. Ihr Ausfall gibt dem Brauchtum der kommenden Jahreszeit die äußere Aufmachung. Die Monate des Bergens der Frucht sind der Ernting und der Scheiding. Erntemonat heißt ersterer schon im Althochdeutschen: Aranmanoth, Arnotmanoth. Nach dem Scheiden des Sommers wird in neuerer Zeit der Scheiding benannt, wie man in diesem Sinne nach dem Abzug der Vögel diese Zeit des Scheidings und Gilbharts früher auch Fughelmuun hieß (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen", S. 38). Sonst aber wurde der Scheiding zumeist Herbstmonat genannt. Das Wort Herbst bezeichnet gestirnkundlich die dritte der 4 Jahreszeiten, die dieser Monat an seinem Ende heraufführt, ursprünglich aber und im Sinne des Erbens die Ernte, ein Begriff, den wir auch in dem Wort Haust finden, der bei seiner Ähnlichkeit mit dem Namen August wiederum als Bezeichnung für diesen erscheint. So heißt der Ernting im Dänischen Höstmaaned, im Norwegischen Haustmonar, im Isländischen Haustarmanadr. In Schwedischen heißt er Höstmonad und Skördemonad, wie auch im alten Island der 8. Monat Kornskurdurmanadr, Kornschneidmonat, und der folgende Monat Haustmanadr hieß. Die Getreideernte fängt im Brauchtum um den Anfang des sternkundlichen Erntings (Jakobstag) an und endet zu seinem Ende (Bartholomäustag). Ihr Beginn zu Erntingsanfang heißt auch Lammas, Laibmesse, was aber offenbar Laibmahd, Brotmahd bedeutet (latein.: messis, vgl. Kleinpaul, „Das bekränzte Jahr", S. 110 und 132/33).

Wie für das Ausreifen des Getreides, so ist auch für den Schnitt und das Einheimsen trockenes Wetter erforderlich, damit die Frucht nicht

noch auf dem Erntefeld keimt oder fault. Darum soll der Ernting dem Heuert an Hitze und Trockenheit gleich beschaffen sein. Die Hitze steigert sich durch Anreicherung sogar nach dem Ernting zu, wie auch die größte Tageshitze nicht zur Mittagszeit, sondern erst zur zweiten Nachmittagsstunde auftritt. „Der Höhepunkt des Sommers, dargestellt durch das höchste Temperaturtagesmittel, fällt in Mitteleuropa im langjährigen Durchschnitt auf den 15., an vielen Orten auch auf den 23. Juli" (Henig a. a. O., S. 46).

Solch trockenes Wetter fordern für den ganzen Ernting die Wettersprüche des Erntingbeginns, der stern- und volkskundlich nach dem 30. Heuert (= 22. Juli) neuer Rechnung auf den 23. Juli zu liegen käme und dessen Lostagsregeln sich auf folgende christlichen Heiligentage verteilen: Kümmernis oder Margarete (20. Juli, letztere auch am 12., 13., 15.), Elias (21.), Magdalene (22.), Brigitta (23.), Jakob (25.), Anna (26.), Beate (29.), Petri Kettenfeier (1. August), Dominikus (4.) und Oswald (5.). „Als Erntebeginn gilt je nach der Gegend ... der Jakobstag (25. 7.) oder Margaretentag (13. 7.) sowie der Dominiktag (4. 8.)" (Nitschke a. a. O., S. 61). So heißt es von dem Erntinganfang in den Wettersprüchen: „Anfang Ernting (Margaretentag) Regen bringt keinen Segen." „Anfang Ernting (an Jakobi) Regen stört den Erntesegen." („Regnet's an Petri Kett', dann regnet's die Ernte in den Dreck.") „Bringt Anfang Ernting (Margarete) Regenzeit, verdirbt Most und Mus weit und breit." „(Margaretenregen wird erst nach Monatsfrist sich legen." „Regnet's am Magdalenentag, folgt noch mehr Regen nach.") „Bringt Erntings Anfang (Margarete) Regen statt Sonnenschein, so kommt das Korn schlecht herein." „Wenn's Anfang Ernting (an Oswald) regnet, wird teuer das Getreid', und wären alle Berge aus Mehl bereit't." „Fällt vor Ernting (Jakobi) die Blüte vom Kraut, wird keine gute Kartoffel erbaut." „Um Erntings Anfang (Margaretentag) Regen bringt den Nüssen keinen Segen." „Anfang Erntings (auf Margaretentag) Regen und Sturm bringt der Haselnuß den Wurm." „Regnet's um Anfang Ernting (am Maria Magdalenentag), so werden die Nüsse wurmstichig." („Magdaleine knackt die Nüsse alleine." „Margaret' pißt in die Nöt'." „Magdalene pißt in die Nüte." „Margarete bringt den Flachs auf Beete.") „Regnet's um ersten Erntingstag (Jakobitag), die Eichel nicht geraten mag." „Regnet's um ersten Erntingstag (Jakobi-

tag), kommt der schlechteste Flachs noch nach." „Ist Erntings Anfang (Sankt Anna) erst vorbei, kommt der Morgen kühl herbei." („Zu Dominik wachsen die Rüben dick." „Zu Oswald wachsen die Rüben bald.") „Nach Erntings Anfang (Sankt Anna) soll man die schädlichen Tiere morgens von den Bäumen sammeln." „Nach Erntings Beginn (Jakobi) ziehen die Störche hin." „Macht der Ernting (Sankt Jakob) Frunt, wächst dem Frosche zu der Mund." Auch die Singvögel sind nun verstummt, aber der Eichelhäher, der Markwart, der Wächter des Markwaldes, mahnt noch mit seinen Warnrufen die friedlichen Tiere des Waldes vor Feinden.

Henig (a. a. O., S. 56) schreibt: „Auf einen heißen Sommer folgt erfahrungsgemäß in der Regel ein strenger Winter. Diese Tatsache scheint sich widerzuspiegeln in einigen Bauernregeln, die sich auf die letzten Juli- und ersten Augusttage beziehen." Solche Wettersprüche sind: „Ist Anfang Ernting (Jakobi) hell und warm, friert man Weihnacht bis in'n Darm (mache zu Weihnacht den Ofen warm)." („Helle warme Jakobi, kalte Weihnachten." „Hitze an Dominikus, ein strenger Winter folgen muß." „Scheint die Sonne am Sankt Jakobitag, bringt im Winter die Kält' groß Klag'.") „Macht der Ernting uns heiß, bringt der Winter viel Eis." „Ernting freundlich und heiß, bleibt der Winter lange weiß." „Ist's in der ersten Erntingswoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß." „Anfang Ernting heiß, Winter lange weiß." „Auf einen heißen Sommer folgt ein harter Winter." „Auf ersten Erntingstag (Jakobi) blüht der Schnee." „Bläst Erntings Beginn (Jakobi) weiße Flöckchen in die Höh', sind's Winterblüten zu vielem Schnee." Nach dieser langfristigen Wettervorhersage heißt der Anfang Erntings (5. August) auch Maria Schnee, im germanischen Brauchtum also Freya oder Sif Schnee oder, wonach Hildesheim benannt ist: Hilde Schnee. In Schweden heißt die Frauengottheit „Hylde Moder". Sie ist die Beschützerin des Holunders (dänisch Hyll, englisch: Elder, vgl. Elhorn), was diese Benennungen wieder mit Frau Holle in Anklang bringt. Im Norden und Hochgebirge kann im Ernting schon Schnee fallen, wie ein Wetterspruch sagt: „Ernting ist Winters Anfang", und wie es in der Gegend von Meran heißt: „Um Erntings Ende (Bartholomä) schaut der Schnee übers Joch her."

Der Freya ist die Ameise geweiht, dieses Sinnbild der Emsigkeit

gleich der Imme, von denen es als kurzfristigen Wetterkündern heißt, daß Unruhe der Bienen und Ameisen ein Regenzeichen sei. Der Ameise gibt „Hilde Schnee" aber insbesondere die Weihe dadurch, daß sie hier auch als langfristige Wetterkünderin auftritt: „Werfen die Ameisen Anfang Ernting (am Annatag) höher auf, so folgt ein strenger Winter darauf." „Scheint Anfang Ernting (auf Jakobi) die Sonne recht heiß und wirft (auf Annatag) auf die Ameis', so gibt es im Winter recht dickes Eis." Gleicherweise soll ein nasser Sommer kommen, wenn im Frühjahr hohe Ameisenhaufen noch höher gebaut werden. Da die Ameisen gern über unterirdischen Wasseraderkreuzungen, in die auch Gewitter gerne einschlagen, bauen, so scheint das Höheraufwerfen mit der Sonnenfleckenstrahlung zusammenzuhängen. Von andern langfristigen Wetterkündern des Hochsommers für den Winter besagen die Bauernregeln: „Wenn sich das Geflügel früh maust, so gibt's einen frühen Winter." „Wenn die Forellen früh laichen, so gibt es viel Schnee." „Wenn die Disteln hoch wachsen, gibt's viel Schnee." „Wenn das Heidekraut hoch blüht, kriegen wir einen kalten Winter." „Viele Rosen, scharfes Wintertosen." „Höhenrauch im Sommer, ist der Winter kein frommer." Die Blitze der Sommerzeit düngen die Felder, wenn sie durch ihren Einschlag im Boden den Salzstein (Salpeter) erzeugen und damit die nächstjährige Ernte erhöhen. So konnte zur warmen Grenzkimmungszeit im Moorwuchs der Jungstein- und Bronzezeit, ähnlich dem Ausblühen von Salzen in trockenen Sommern, was in der Wettervorhersage auch die besagte Schneeblüte darstellt, damals eine selbsttätige Verbesserung des Ackerbodens, eine künstliche Düngung eintreten, da sich unter solchen Verhältnissen bei der Verdunstung durch aufsteigende Nährsalzlösungen eine allmähliche Neubefruchtung der Ackerkrume vollzieht (Plettke, „Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade"). Wie Donar also den Acker salzt, so vollbringt er die Obstsalzung und macht damit das Obst zu Anfang Erntings genießbar. „Donar (Jakob) salzt die Äpfel." „Erntings Anfang (Donar, Sankt Jakob) bringt das Salz in die Äpfel und Birnen." („Die erste Birn' bricht Margaret', drauf überall die Ernt' angeht.") Bei Fischart heißt der Ernting Obsmon. So bringt der Hochsommer die Zeit des Obsteinmachens, dessen beste, weil vitaminerhaltende Art die urzeitliche des Schnitzens und Dörrens ist, wie dieses Trocknen auch die darnach Drogen benannten Heil-

kräuter am heilsamsten erhölt. Unsere gelehrten Volkskundler und Vorgeschichtler nennen diese weise Vorratssammlung für den kommenden Winter bei unsern Vorfahren „primitive Sammlertätigkeit". Es wäre gut, sie einmal ein Jahr lang auf einem Bauernhofe arbeiten zu lassen, um aus dem Wesen des Bauerntums der Jetztzeit das wahre Wesen des nordischen Menschen der Urgeschichte erkennen zu lassen.

Mit Jakob (Oswald) erscheint Anna (Margarete, Magdalene, Brigitta) vergesellschaftet, also Donar und Sif, seine Gattin. Wie ersterer das bäuerliche Wettersinnbild, der große Donnerer in den Wettern ist, so letztere ähnlich ihrer andern christlichen Gestalt als Barbara das Sinnbild des Erzes und des Feuerschlages aus Erz und Stein, der Schächte und unterirdischen Wetter in der Hel der Urda, Helia oder Frau Holle, wie diese uns auch im Märchen von der Goldmaid mit dem Goldregen und der Pechmaid, die „Pech hatte", erscheint. Dem Lostag dieser göttlichen Sinnbilder von Waffen und Wehr entspricht auch der Tag des Soldaten am 1. Ernting als dem Kriegsausbruch von 1914. Die Heilige Anna und Margarete, Margard, Gretel, gleicht der Norne Ainbet (Schöll a. a. O.) mit der Kette als Beigabe und ist so als Erdnorne wie die Gertrud das Sinnbild der Grabstollen der Sippenangehörigen, was sie wieder mit Sif und der Sippen- und Kettenfeier der Ahnen verbindet. Die Ahnenehrung ist ein Grundzug des gesamten Jahres- und Lebenslaufbrauchtums. Die Benennung der Heiligen Anna als „Mutter Anna selbdritt" kennzeichnet gerade ihr Wesen als Mütterlichkeit und Nornendreifaltigkeit, die in den alten Weihesprüchen wie beim Scheibenschlagen durch die christliche Dreifaltigkeit ersetzt wurde (Schöll a. a. O.). „Gegen Ernting (gegen Margarete und Jakob) toben die stärksten Gewitter." „Wenn Ernting (Donar, Jakob) an den Wolken rüttelt, er auch stark die Eicheln schüttelt." „Stellen sich im Anfang des Erntings Gewitter ein, so dauern sie gemeiniglich fort bis ans Ende." Dem Wesen der Heiligen Anna als Sif entspricht auch ihre Schirmherrschaft über die Ehe. Das Christentum weiht die Bergwerke hauptsächlich der Heiligen Anna. Der Annatag ist der Feiertag der Bergknappenschaft in ihrer alten Waffentracht. Das Gold heißt in der Mythe Haar der Sif; denn Loki mußte ihr für das geraubte Haar von den Alfen wieder solches aus Gold schmieden lassen, für dessen schönes Gelingen Sif den Schutz der Bergwerke übernahm. Dem Haar

der Sif gleichen die goldenen Halme des Getreides und des blauäugigen Flachses, die jetzt von den Feldern geerntet werden. Zur Zeit des Annatages feiern auch die Sensenschmiede in Kärnten, deren Geschäft ja in der Erntezeit gerade blüht. Auch als Beschützerin der Schiffahrt wird die heilige Anna verehrt. In diesem Sinne gehören auch die Elmsfeuer in dieses Brauchtum. Ihrem Namen, der an den des Feuers (Eld, Ild) anklingt (vgl. Wille, „Germanische Gotteshäuser", 1933), gleicht der Heilige Elias, dessen Kalendertag der 21. Juli ist und bei den Serben als Tag Ilja des Donnerers mit Ziegenbraten gefeiert wird (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube", S. 44). In den Alpen wurden zum Jakobstag Feuer entzündet und auf den Almen in den Schweigen oder Sennhütten getanzt. In Österreich wurden am Annatage als dem Namenstage der Annchen die Annensträuße verkauft. Sonst hat der Erntingsbeginn wenig besonderes Brauchtum, da er in die Zeit der reichsten Arbeit fällt, die nicht aussetzen darf. Mit der Arbeit selber verbunden ist aber das nacherwähnte Brauchtum der ersten Halme und Garbe. Wir können in Beibehaltung des Jakob- und Annatages den 1. Ernting wieder „Donar und Sif" als Loszeit der großen Gewitter und des Erntebeginns sowie im Sinne der Wettervorschau „Sif Schnee" oder „Hilde Schnee" heißen.

Gleich Petrus stellt also auch Jakob den Donar als den Weiheträger der Wetter- und Sternenkunde dar und so lassen die Jakobskapellen auf germanische Stätten der Sternen- und Wetterbeobachtung schließen, wie zu Regensburg und auf dem genannten Donnersberg. So heißt darnach auch der Jakobstab als Sternenmaßstab, wie wir ihn noch im Sextant haben und in dem Sternbild des Donar-Orion als Abbild benennen, das sonst auch Rechen oder die drei Mäher heißt oder Friggas Rocken, wohl von der Zeit seines Auftauchens zur Flachsernte und Bleibens während der Spinnstuben (Reuter, „Germanische Himmelskunde", S. 316). Auch die Spierkrautpflanzen werden nach diesem Donar- oder Jakobstab benannt, und die Auster sowie die Jakobs-Pilgermuschel stellen in ihrer Strahlenform den Jakobstab, den Sextanten dar. Am Jakobstag werden in England die ersten Austern gegessen, in Flandern auch zu Weihnachten („Der Mittag", 24. 12. 1937).

Schön wie der Erntingsanfang soll der ganze Monat sein. „Ist's im Ernting hell und heiß, lacht der Bauer im vollen Schweiß." „Ist der

Erntemonat (iſt's Petrus, d. i. Petri Kettenfeier, bis Laurentius) heiß, dann bleibt der Winter lange weiß." „Wenn's im Ernting ſtark tauen tut, bleibt gewöhnlich auch das Wetter gut." „Der Tau iſt dem Ernting ſo not wie jedermann ſein täglich Brot." „Sind am Sommerabend über Wieſe und Fluß Nebel zu ſchauen, ſo wird die Luft anhaltend ſchön Wetter tauen." „Der Ernting muß Hitze haben, ſonſt wird des Obſtbaums Segen begraben." „Ernting ohne Feuer macht das Brot teuer." „Ernting iſt der Ährenmonat." „Wenn im Ernting die Sonne warm ſcheint, der Mond und die Sterne klar ſind, iſt das gut für die Trauben, weil ſie davon reifen." „Viele Sonnenſcheine bringen gute Weine." „Weht im Ernting der Nord, hält gutes Wetter an; ziehen die Störche jetzt ſchon fort, rückt der Winter bald heran." „Im Ernting der Morgenregen wird vor Mittag ſich nicht legen." „Es verkündet Regen, wenn das Laubkraut duftet." „Wenn die Haſelnüſſe geraten, gibt es auch viele Eicheln." „Wenn die Ameiſen im Ernting ſich verkriechen, können wir leicht Regen kriegen." „Siehſt du den Storch viel waten, kannſt du auf Regen raten; dann merk' das Zeichen noch: die Mäuſe ziehen zu Loch." „Fliegt der Kibitz tief und die Schwalbe hoch, ſo bleibt trockene Witterung noch." „Singen die Finken und Buchfinken früh vor Sonnenaufgang, ſo verkünden ſie Regen." „Wenn Mehltaue im Ernting die Früchte näſſen, ſo ſoll man ſie ungereinigt nicht eſſen." „Wenn die Schwalben (Zugvögel) ſchon ziehen, ſie vor naher Kälte fliehen." „Die Ernte hängt mehr vom Jahre ab als vom Acker" (däniſch, vgl. Yermoloff a. a. O., S. 550).

Mit dem Übergang vom Ernting zum Scheiding oder Herbſtmond ſternkundlicher Rechnung, in dem auf den 30. Ernting (21. Auguſt) der 1. Scheiding (22. Auguſt) folgt, erreicht die Ernte ihren Höhepunkt und hauptſächlichen Abſchluß. Es decken ſich alſo die Bräuche der letzten Schnitte großenteils mit dieſer Zeit. Wiederum erſcheint der Irmingott mit dem Orionſternbild (Drews, „Der Sternenhimmel", S. 98 und 109) das göttliche Ernteſinnbild, das im chriſtlichen Kalender hauptſächlich durch Bartholomäus dargeſtellt wird und offenſichtlich an einen heidniſch-germaniſchen Namen gleicher Art angelehnt iſt. Es iſt Barthold oder Bartel, wie Wodan mit Beinamen heißt (Sepp, „Die Religion der alten Deutſchen", S. 259), dem auch die letzte Garbe geweiht iſt und zu deſſen Ehren die letzten Halme für die Tiere ſtehen bleiben. Bartels

Name erinnert wiederum an die prächtige, prangende Sonne des Hochsommers.

Bartel steht in der Mythe als der wilde Jäger an der Spitze des wilden Heeres; also anscheinend der Weiheträger der Jagd. So entspricht ihm neben dem Bartholomäus (24. August) weiterhin der heilige Ägidius (1. September) mit dem Jagdhorn. Mit dem Anfang des Nebelungs und seinem Vorwinter- oder Schimmelreiterfest, dem Hubertus als wilder Jäger und die Lichthirschsage zugehören, wird die Jagd wieder abgeblasen und abgeritten. Andererseits beginnt um den Anfang Erntings oder Jakobstag die Blattzeit für den Jäger, wo dieser mit dem Buchen- oder Fliederblatt das Fieben der Geiß zum Locken des Bockes nachahmt. „Zur Sommersonnwend (Johanni) tritt der Bock in die Feiste." „Den Bock verwirrt des Sommers Glut, den Hirsch des Herbstes Kühle." In den Bauernsprüchen heißt Bartholomäus in Entsprechung zu Bartel auch Bartelmann, so: „Bartelmann hängt den Nüssen den Bart an." Wenn eine Nußart Bartnuß oder Lambertsnuß heißt, was auch Langbartsnuß gedeutet wird und der Sage von der Benennung der Langobarden gleicht, so dürfte Bartel auch dem Bartmann oder Hausahn, dem göttlichen Ahnherrn der germanischen Ahnenehrung entsprechen, wie er auch auf den Bartmannskrügen erscheint, welche den frühgeschichtlichen Speicher- und Gesichtsurnen gleichen. (Vgl. meine Abhandlung „Das Erntebrauchtum", „Völkischer Beobachter" 1.10.34.) Auch die Gestalten des „Männchen von Öchsen" mit der zum Segensgruß erhobenen Hand haben solche Bedeutung. Als Himmelshüne (Hüne, Hunt, d. h. Führer der Sippe oder Kunia, der Hundertschaft) finden wir diesen göttlichen Ahnherrn in dem Erntelied des Cheruskergaues (aufgeführt bei Nork-Gräfer, „Festkalender" II, 568/69), das also beginnt: „Woold, Woold, Woold, Häwenhüne weit, wat schüht, jümm hei dal van Häwen süht, vullen Kruken und Saggen het hei, up'n Holt waßt mannicherlei; hei is nich barn und wärd nich old, Woold, Woold, Woold." Zu seinen Ehren wird als Erntebier das „Altenbier" oder „Wodelbier" getrunken. In der Zimmermannszunft heißt der breite Hut der Zimmerleute Obermann, was auf den Häwenhüne deutet und diesen Hut, der wie der Hut überhaupt ein Hoheitssinnbild ist, als Wodanshut erklärt (Weiß, „Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute", 1923). In Obersteier werden am Bartelstag

Butterstriezel als Bartelbutter oder -anken gebacken (Sartori III, S. 244).

Dem wilden Jäger entspricht der schon erwähnte Wildmännlestanz zu Oberstdorf, der zu dieser Zeit aufgeführt wird. Mit gereckten Armen und Beinen bilden die wilden Männer, wenn sie aus den Tannen heraustreten, die Irmin-Rune, die auch „wilder Mann" oder „deutscher Mann" im Balkenfachwerk der Zimmerleute heißt. Wie die 12 schiachen Perchten des abgeschiedenen Jahres, so versinnbildlichen die 12 wilden Männle, zu denen ein 13. hinzukommt, den Jahreslauf mit seinen Monaten.

Dem Heiligentag des Bartholomäus geht der des Laurentius (10. August) voraus, der wiederum mit dem großen Frauentag zusammenliegt, welcher nach seiner Kraut- und Würz-, seiner Büschelweihe auch Büscheltag und christlich Mariä Himmelfahrt genannt wird. Sie könnten die Reste eines Eyktamals-, eines Jahresachtel-Einschnitts sein, also der Mitte des Erntings zugehören; da aber diese Zeit keine besondere Wetterwende darstellt, andererseits aber in den sonstigen Wettersprüchen alle diese Heiligentage als gemeinsame Loszeit zusammengehören, so müssen wir sie dem Übergang vom Ernting zum Scheiding zusprechen. Dafür zeugt auch die Eigenschaft des Festes Mariä Himmelfahrt als Herbstbeginn (Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung"), sowie die Heilkräutersuche am Barteltag (Graber a. a. O., S. 333). Mit Bartholomäus oder Laurentius beginnt im nordländischen Kalender der Herbst (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). Auch die Bauernregeln besagen das: „Wie es Lorenz und Bartel sind, wird der Herbst, sei's rauh, sei's lind." „Freundlicher Bartel bis Lorenz machen den Herbst zum Lenz." „Sind Laurenzi und Bartel schön, ist guter Herbst vorauszuseh'n." „Lorenz zu Bartel spricht: schür', Bartel schür', in 14 Tagen ist's an dir." „Sankt Lorenz ist ein braver Mann, er hängt dem Hopfen ein Häuptel an." „Bartelmann hängt dem Hopfen Dolden (Trollen) an." „Sankt Lorenz, erster Herbsttag." „Auf Mariä Himmelfahrt, das wisse, gibt's die ersten Nüsse." „Zu Bartelmai sind die Haselnüsse frei." „Sankt Lorenz (der Ernting) kommt in finstrer Nacht ganz sicher mit Sternschnuppenpracht." Die Heiligentage des Laurentius und des Bartholomäus stellen also einen einheitlichen Lostag dar.

Auf den Laurentiustag oder den Bartholomäustag, also Ende des

sternkundlichen Erntings wird der Schäfersprung oder Schäferlauf mit den Hirtentänzen und dem Schäfergericht vor der durch Leggelder (Umlagen) gefüllten gemeinschaftlichen Lade oder Kasse abgehalten. Auf den Barteltag wird bei Berlin der Stralauer Fischzug aufgeführt und gilt für den Berliner als Merkzeichen für das Ende des Sommers.

Der Scheiding oder Herbstmonat heißt als Folgemonat des Erntings auch zweiter Ernting (zweiter August) und wird in diesem Sinne vom heiligen Augustin eingeleitet. Von den Heiligentagen, von der Loszeit des Übergangs vom Ernting zum Scheiding oder Herbstmond besagen die Bauernregeln: „Wie Herbstmonds (Scheidings) Anfang (der Bartholomäustag) sich verhält, so ist der ganze Herbst bestellt." „Wie sich das Wetter um Barteltag stellt ein, so soll's den ganzen Herbstmond (Scheiding) sein." „Wie Herbstmonds (Scheidings) Anfang (Ägidius) sich verhält, so ist der ganze Herbst bestellt.' „Zu Herbstmonds (Scheidings) Beginn (an Bartholomäi, um Augustin) ziehen die Gewitter hin (ziehen die warmen Tage hin)." „Wie der Hirsch in die Brunft tritt zu Herbstmonds (Scheidings) Anfang (Ägidi), so tritt er wieder heraus zu Herbstmonds (Scheidings) Ende (Michael)." („Ist's an Sankt Ägidi rein, wird's so bis Michaeli sein.") „Ist's Herbstmonds (Scheiding) Anfang schön und rein, wird es den ganzen Monat schön dann sein." („Wenn's auf alt Ägidi näßt, der Herbst sich gerne dürr anläßt.") „Auf Barteltag springt der Hirsch ins Wasser hinein." „Geht der Hirsch in die Brunft, so säe Korn mit Vernunft." „Wenn Bartel (Sankt Ägidius) bläst ins Horn, so heißt es: Bauer, säe dein Korn." „Bartelmann mit breitem Schuh, sieht er noch Korn, dann tritt er zu." „Bartel zieht den Flor über den Flachs." „Bartel bringt den kalten Tau." „Liegt Reif um den Barteltag offen, so ist ein warmer Herbst zu hoffen." „Barteltag voll Sonnenglut macht Wein und Reben stark und gut." „Wie Bartel die Hiffelder (Hagebutten), so Michel die Träubel." Die Redensart „weißt du, wo Bartel den Most holt? beim Michel" soll dem Rotwelsch, der jüdischen Gaunersprache entstammen (Barsel, d. h. Nachschlüssel, Moos, d. h. Geld, vgl. Kleinpaul a. a. O., S. 116). „Bartel (Sebald, 19. August) nimmt den Bienen den Honig." „Regnet's auf Krautweihe, dann spinnen die Spinnen den Immen die Heide zu." „Büschelfrauentag (Mariä Himmelfahrt) klar Sonnenschein, bringt

gern viel und guten Wein.“ „Wer Stoppelrüben will essen, muß Herbstmonds (Scheidings) Anfang (Laurenz) nicht vergessen.“ („Wer Rüben will, recht gut und zart, säe sie an Mariä Himmelfahrt.“) „Barteltag (Laurentiustag) man pflügen mag.“ „Bartel (Rufus, 27. August) baut die Wintersaat.“ „Barteltags Nähe (Bartholomä), wer Korn hat, der säe, wer Grummet hat, der mähe, wer Hafer hat, der reche, wer Apfel hat, der breche.“ So fassen diese Sprüche das Ackerbaubrauchtum des Herbstmondbeginns zusammen. „Bleiben die Störche noch nach Barteltag, so kommt ein Winter, der nicht weh tun mag.“ „Regnet es um Barteltag (Laurenztag), gibt es große Mäuseplag'.“ „Nach Erntings Ende (Laurenzi) ist's nicht gut, wenn das Rebholz treiben tut.“ „Nach Barteltag (Lorenztag) wächst das Holz keinen Schlag.“ „Herbstmonds (Scheidings) Anfang (Laurentius) Holzstillstand.“

So beginnt der Scheiding oder Herbstmond schon mit der Aussaat der Winterfrucht und braucht darum entsprechendes Wetter wie der Wonnemond für die Aussaat, aber auch noch warme Tage für die Reife des Obstes. Er heißt gleich dem folgenden Monat, dem Gilbhart, auch Säemanet, Seman, Säemonat. „Durch des Herbstmonds (Scheidings) heitern Blick schaut manchmal der Mai zurück.“ „Der Scheiding ist der Mai des Herbstes.“ „Herbstmond- (Scheiding-) Regen kommt der Saat gelegen.“ „Herbstmonds- (Scheidings-) Regen wirkt wie Gift, wenn er die reifen Trauben trifft.“ Hier wirkt einmal das Wetter für den späteren Weinbau gegensätzlich wie für den uralten Saatbau. „Ein Herbst, der warm und klar, ist gut für's nächste Jahr.“ „Herbstgewitter bringen Schnee, doch dem nächsten Jahr kein Weh.“ „Nach Herbstmond- (Scheiding-) Gewittern wird man im nächsten Jahre vor Kälte zittern.“ „Herbstmondgewitter sind Vorläufer von starkem Sturm.“ „Viel Gewitter im Herbstmond (Scheiding), viel Schnee im Lenzing und allerwärts ein reiches Kornjahr.“ „Soviel Reif und Schnee vor Micheltag, soviel nach Wallburgennacht.“ („Soviel Tage Reif vor Michaelis fällt, solange das Eis nach Georgi hält.“) („So viele Fröste vor Wenzeslaus, 30. September, so viele nach Philippi und Jakobi.“) „Frische Herbstmond (Scheiding-) Luft den Jäger zum Jagen ruft.“ „Fällt das Laub sehr früh im Wald, kommt ein böser Winter bald.“ „Fallen die Eicheln vorm Micheltag ab, so steigt der Sommer früh ins Grab.“ „Scharren die Mäuse tief sich ein, wird's ein harter Winter sein.“ „Je größer der Ameisen-

hügel, um so straffer des Winters Zügel." „Wenn im Herbstmond (Scheiding) viel Spinnen kriechen, sie einen harten Winter riechen."

Der Scheiding oder Herbstmond bringt das Scheiden des Sommers und den Anfang des Herbstes. Gleichsam als Beginn des Scheidings heißt der Büscheltag auch „Frauentag in der Scheidung" (Erich und Beitl, S. 312). Auch damit ist der Monatsname Scheiding gerechtfertigt. Als Michelmonat mit 31 Tagen neuer Kalenderrechnung würde er mit dem Jahreszeitfeste der Herbsttag- und -nachtgleiche, dem sternkundlichen Herbstanfang, dem Michelstag oder -thing enden. Darnach heißt er nordfriesisch auch Mochelsmuun (Michelsmonat). Dieses michele oder große Thing (Sepp, S. 295 und Pfannenschmid a. a. O., S. 179), der letzte der drei echten, ungebotenen oder guten Thinge („aller guten Dinge sind drei"), der Thinge ohne Sonderanlaß wie Strafsachen oder Notlagen, dieses Michelthing ist die Zeit der Verdingungen und Verträge, der Abschlüsse und Bedingungen. Noch heute ist der letzte September der wirtschaftliche Verjährungstag. Durch die Reichsstände in Mainz im Jahre 813 wurde das Michelthing dem Erzengel Michael geweiht. Es ist zugleich das Erntedankfest als „Tag des Bauern", der Abschluß der Erntefeiern, die hauptsächlich von den Kirweihen oder Kirmessen getragen werden. Diese sind, wie schon beim Mailehen (Maikur) und Siebenschläfer- oder Sippentag gesagt wurde, dem Namen nach offenbar die Zusammenkünfte und Kürungen auf den örtlichen Thing- oder Weihestätten (Wi, Wich), die in Ortsnamen auch Bick, Beck heißen (vgl. Prietze, „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen", 1929), wovon die Weihestätte des Michelthings des Reiches, der Bückeberg, anscheinend ihren Namen hat. In Hamburg heißt der Jahrmarkt im Sinne dieser Kirweihen noch der Dom, d. h., wie noch im Skandinavischen, das Gericht, der Thingstuhl.

Diese Benennungen der Weihestätten hat das Christentum auf seine Kirchen und Dome übertragen und aus der Kirmesse oder Kirweihe die vom Volke nie so ausgesprochene Kirchweihe gemacht, wie wir sie in den Reichsständen von 813 durch das Schutzengelfest verchristlicht finden, das später auf den Anfang des Oktober verlegt wurde, ursprünglich aber am Micheltag gefeiert ward (Pfannenschmid, „Germanische Erntefeste", S. 175). Diese christlichen Schutzengel, denen im Kinderlied das „Engelland" als ursprüngliches „Hollerland" wie im erwähnten Maikäferlied

entspricht, sind den Sippenheiligen, den toten Ahnen angeglichen, aus welchem Grunde auf dem zweiten Kirwetag die christliche Kirche eine Seelenmesse für die Verstorbenen hält, in Angleichung an den germanisch-böhmischen Brauch der „Goldenen Stunde", des Tanzunterbrechens zum Ahnengedenken. Das bringt wiederum die Kirwe in Verbindung mit dem erwähnten Kar oder Grab. In dieser Goldenen Stunde schreiten die Mädchen mit der Toten- oder Ringelblume, die auch auf die Gräber gepflanzt wird, in feierlichem Reigen einher (Hahne a. a. O., S. 61); mit ihren urbogenförmigen Früchten, deretwegen sie auch Gugelkopf heißt, versinnbildlicht diese Pflanze den Fortlebensglauben; sie öffnet ihre sonnenförmigen Strahlenbündel mit Sonnenaufgang und schließt sie beim Verschwinden der Sonne, weshalb sie auch Sonnenwende heißt. In ähnlichem Sinne wie in der Goldenen Stunde liest in einigen Gegenden der Hochzeitsbitter bei der Hochzeitsfeier aus einer Liste die Namen der verstorbenen Anverwandten vor und fordert sie auf am Brauttanze teilzunehmen (Mitschke, a. a. O., S. 66), wie auch in Spanien bis vor kurzem noch jährlich die alten gotischen Führer durch einen Marschall in den Grüften aufgerufen wurden und künftig jährlich zum 9. Nebelung die Toten der Bewegung aufgerufen werden.

„Vielleicht sind auch die Kirchweihtage nur die ins Christentum mit hinübergenommenen, von Hain zu Hain wandernden Gerichtstage, an welchem der ganze Gau teilnahm, und die mit Opfern, Jahrmarkt, Gelagen und Volksspielen verbunden waren" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 372). Solche Märkte auf den Marken der Hundertschaften oder Kirchspiele und der Gaue in der zweiten, wärmeren Jahreshälfte waren, wie heute noch mit den Kirmesständen oder -buden, anscheinend den Hütten auf den Weiheſtätten im Sinne der nachgenannten Anweisung Papst Gregors, ein Warenangebot und -austausch des Bauerntums und des Handwerks, welch letzteres, wie wir noch aus einem germanischen Musterreisekoffer der Bronzezeit sehen, schon in alten Zeiten durch die germanischen Lande zog und offensichtlich einen wesentlichen Anteil an der Gemeinsamkeit der alten Gesittung des weiten Germaniens hat (vgl. „Die germanische Odalverfassung", S. 8 u. 10). Der frühere Kirwefrieden für die Besucher der Kirwe weist auf ihr thingrechtliches Wesen hin. In Thüringen wird auf dem erhöhten und mit Steinen eingefaßten Thingplatz, der auch Mal heißt, zur Kirwe in der Dorf-

mitte unter der Linde mit Gerten in der Hand getanzt; ein Hauptkirwetag war der Micheltag (Reinsberg-Düringsfeld). So ist auch der 24. September in offenbarer Beziehung auf den Jahrmarkt noch der Maria de Mercede, der Maria von der Marktware geweiht, wie dieser lateinische Name anscheinend dem indogermanischen Markbegriff entstammt.

Wie schon erwähnt, weisen die Frauentage des Hochsommers und Petri Kettenfeier (1. August) auf die Sippenzusammenkünfte hin, wie sie in der Tat die Kirweihen für die Freundschaft, d. h. Verwandtschaft, darstellen. So gleichen die süddeutschen Kirmessen ähnlich den sommerlichen Jahrmärkten Norddeutschlands den abwechselnden Familieneinladungen im Winter, wie sie besonders das norddeutsche Bauerntum übt. Neben den üblichen Brauchtumsdingen wie Karussel oder Reitschule, Ringelspiel oder Maimühle für die Kinder im Sinne des feierlichen Umrittes, wie Schiffschaukel und Schießbuden zeichnen sich die Kirwen durch große Schmausgelage aus, wo schon Kuchen aus dem neuen Mehl gebacken werden kann. Es ist klar, daß bei einer Thingzusammenkunft auch eine Verpflegung notwendig war, und die Schlachtung für solch gemeinschaftliche Speisung, so der Hammel- oder Ochsenbraten am Spieß, erfolgt als feierliche Handlung im Gedenken der gütigen Gottheit. Noch heute wird um den Kirwehammel ein Hammeltanz aufgeführt und der Hammel dann öffentlich geschlachtet und gebraten (Pfannenschmid a. a. O., S. 292). In der Geschichte von Hakon dem Guten in Snorris Königsbuch wird erzählt, wie geweihte Rosse geschlachtet wurden und ihr Fleisch und die Fleischbrühe bei gemeinsamem festlichen Mahle genossen wurden. Ebenso bringt Odd dem Frey einen Stier dar, der von der Schiffsbesatzung verzehrt wird. Das Christentum sah solche Festessen als heidnisches Opfer an, verbot sie und formte sie für sich um, wie Papst Gregor 596 in seinem Briefe an Mellitus und Augustinus in England anweist, „die Opferschmause in aufgeschlagenen Hütten auf den Weihestätten („Götzenkirchen") der Heiden in christliche Mahlzeiten umzuwandeln". Ebenso schildert auch Tacitus das bei dem Überfall auf das Tanfanafest nach der Erntezeit durch die Römer im Jahre 14 chr. Zr. Dieses Fest des Tius Irmino erinnert in der Nebenbedeutung von Irmin gleich groß, erhaben, wieder an das Michelthing (Herrmann, „Altdeutsche Kultgebräuche"). Die Eröffnung der Kerwe erfolgt durch eine volksgerichtliche Kerwerede und anschließenden Umgang oder Umzug (teil-

weise auch dreimal um den Tanzplatz herum) mit dem Kerwestrauß, einem mit Bändern geschmückten Tannen- oder Fichtenbäumchen, das einerseits dem Mai- und Sonnwendbaum und andererseits dem Erntestrauß auf dem letzten Erntewagen entspricht. Am Tage nach der Kirwe wird dieselbe gleich der Fasenacht sinnbildlich begraben, was vielleicht mit der Karfeier des Ahnengrabs zusammenhängt (vgl. Reichardt, „Die deutschen Feste in Sitte und Brauch", 1911, S. 12). Ich kenne Fälle von Bestrafung der Festzugsteilnehmer, einschließlich der vorangehenden Tonkapelle, mit Gefängnis und Geld wegen dieses völkischen Brauches (Kaiserslautern-Bahnheim), als ob die Bestattung alleiniges Brauchtum der christlichen Kirche sei und die sinnbildliche Vornahme einer Bestattung eine Verspottung einer christlichen Einrichtung darstellen müsse! So hat denn auch der Oberste Gerichtshof des Saargebietes in Saarlautern 1922 eine ähnliche Verurteilung wieder aufgehoben (Becker, „Pfälzische Volkskunde", S. 336). Wie gesagt, werden Gericht, Verwaltung und Polizei noch manches tun müssen, um dem deutschen Volkstum gerecht zu werden. „Darum halte ich es für einen höchst bedeutsamen Beruf der Volkskunde, Systematik in die ... Polizeiwissenschaft zu bringen, und nicht minder Logik in die polizeiliche Praxis. Der höchste Triumph der inneren Verwaltungskunst würde dann darin bestehen, jeden polizeilichen Akt so sicher der Natur des Volkes anzupassen, daß es auch bei den lästigsten Dingen glaubte, die Polizei habe doch eigentlich nur ihm aus der Seele heraus verfügt und gehandelt" (Riehl, „Die Volkskunde als Wissenschaft", S. 428). Es besteht kein Zweifel, daß der neue Chef der deutschen Polizei, der Reichsführer SS. Heinrich Himmler, die Polizei zu dieser vorbildlichen Aufgabe erziehen und ausbilden wird, Schützer und Vollstrecker des Willens und Wesens des deutschen Volkstums zu sein, was durch einen Erlaß bereits begonnen ist.

Erntebrauchtum und Michelthing.

Mit dem Beginn des Scheidings oder Herbstmonds überschreitet die Ernte ihren Höhepunkt und Hauptabschnitt. Es ist die Zeit des großen Frauentags, des Büschelfrauentags, der Würz- oder Krautweihe, christlich: Mariä Himmelfahrt. Er bringt die Weihe der Heil-

und Nutzkräuter, die jetzt ihre Blütezeit haben. Die volkstumskundliche Weihe wird freilich nicht durch Priester erteilt und hat auch keine besonderen Weihesprüche nötig, sie erfolgt durch den weihevollen und segensreichen Zweck an sich sowie auch durch das Tragen bei den gemeinschaftlichen Auf- und Umzügen des Brauchtums, die ja einen Gottesdienst bedeuten wie bekanntlich alle Arbeit am Volke, wie jede Arbeit des Volkstums und Bauerntums, des Handwerkers und Arbeiters in ihren Berufen und Familien, wie jede Leistung in Rassenpflege und Volksgemeinschaft. Das Christentum nimmt ebenfalls eine Weihe dieser Kräuter vor, ein Brauch, den es nach anfänglichem, bei der Wichtigkeit für die germanische Volksgesundheit glücklicherweise großenteils vergeblichem Verbot zuließ, „was die Guten (gemeint sind die Christen) nach der heiligen Maria nennen". Das Christentum weiht die Kräuter aber nicht, damit sie lediglich wie bei den Germanen getrocknet als Drogen ihre Heilkraft und Nährstoffe beibehalten sollen, sondern damit sie als magischer Zauber gegen Dämonen dienen sollen, so betet die christliche Kirche bei der Kräuterweihe „um Wohlfahrt des Leibes und der Seele, um Schutz vor dämonischen und andern widrigen Einflüssen für jene, die in frommer Gesinnung davon Gebrauch machen" (Grünenwald, „Volkstum und Kirchenjahr").

Wiederum sind es neunerlei Kräuter, die geweiht werden, und zwar neunerlei Frauen- oder Gundkräuter. Auch siebenerlei Kräuter sind es, großenteils aber noch viel mehr. Dazu gehören: die Frauenkunkel, die auch Königs-, Donnerkerze, Kerzenkraut, Wilstengel, Fackelblume, (und gleich Goldrute oder heidnisch Wundkraut, Petrusstab) auch Himmelbrand heißt und den Tragestengel des Kräuterbüschels bildet, auch mit Wachs bestrichen als Kienfackel getragen wird, der schon als Wurzelkraut des Hammerfestes beschriebene Odinskopf oder Alant, der auch Glockenwurz heißt und gleichfalls als Tragestengel benützt wird, weiterhin Baldrian oder Balderskraut, auch Wielandswurz und Hexenkraut genannt, Wegwarte oder Wendelblume, Beifuß oder Schoß-, Mugwurz, Wermut oder Wärme-, Würmkraut, auch Wiegenkraut genannt, Liebfrauenstab (Muttergottesstab) oder Rainfahn (Wurmmehl, Wurmkraut), Quendel (Karwendel), Labkraut oder Kunkelnäglein, auch Blutstille heißend und wie zur Blutgerinnung bei den alten Germanen auch zur Milchgerinnung und Käsebereitung verwandt, auf Juist nach

dem Märchen auch Goldregen genannt, ferner auch das Johannis- oder Wetterkraut. Diese Frauenkräuter heißen auch Unserer Frauen Bettstroh oder Sengehalm, wie sie unter Bonifatius mit dem vermutlichen Ausdruck Peteſtro, was als Bettſtroh gedeutet wird, ſchon verboten und als Sankt-Marien-Bündel genehmigt wurden, insbeſondere die letztgenannten, weil ſie dazu dienen, das Ungeziefer vom Stroh des Bettes fernzuhalten. Andererſeits wird jenes Wort auch als latein. „potando" mit Trinken, Minnetrunk gedeutet. Schöll (a. a. O., S. 45) erklärt es mit dem Beten oder Böten im Sinne der Verehrung der mütterlichen Dreifaltigkeit der Beten oder Nornen (Ein-, War- und Wilbet). In Baden ſteckt man noch einen ſolchen Krautwiſch ins Bett. Auf Langeoog wird das Marien- oder Margengras, das dem gegen Sandverwehung ſchützenden Strandhafer gleicht, als Bettſtroh aufbewahrt. Sengehalm bedeutet im öſterreichiſchen Ausdruck Segenshalm, nach dem Sangen (Saggen) des genannten Ernteliedes „Woold, Woold, Woold" aber auch Kräuter- oder Ährenbüſchel (Pfannenſchmid a. a. O., S. 405).

Die Frauenkräuter ſind ferner Heilkräuter der Frauenheilkunde und des Wochenbetts (Mutterkräuter) und heißen ſo Gundkräuter (Gund, d. h. Frau), aber auch Gundelkräuter als Kräuter gegen Fieber und Entzündung (Kyndel, Kien, Fackel, Flamme; vgl. Höfler, „Volksmediziniſche Botanik der Germanen", 1908, S. 65), wonach auch die als Waſſervogel erwähnte Gundel- oder Donnerrebe, der Gundermann heißt, die vor Gewitter ſchützen ſoll (Nitſchke a. a. O., S. 31). Auch andere Kräuter werden dem Kraut- oder Würzwiſch zugeteilt, wie Hirſe, Flachs, Hanf, Frauenflachs oder Leinkraut (auch als Bettſtroh verwandt), das auch Donnerkraut genannte Weidenröschen, der Rohrkolben oder Donnerkeil, das Hirſchkraut, ferner der auch als Mutterkraut verwendete Dorant oder Antorn, der nach Thor oder Donar benannt zu ſein ſcheint (Reling-Bohmer, „Unſere Pflanzen", 1922, 2, S. 117). Weiterhin gehört dazu die Eberwurz oder Silberdiſtel, die im gotiſchen Bauſtil verwendet wird und gleich den meiſten Donner- oder Hagelkräutern ein Wetterkraut iſt; „die inneren Hüllblätter der Blütenköpfe ſchließen ſich bei trübem Wetter, ſo daß die Pflanze als Wetterprophetin gilt, daher Sonnenroſe, Sonnwenddiſtel, Wetterdiſtel; auch als gewitterabwehrend wird ſie ähnlich der gemeinen Eberwurz oder Donnerdiſtel betrachtet, daher Donnerwurzel, Donnerroſe" (Hegi a. a. O.,

6, 2, S. 818). Zum Krautwisch wird auch der Wasserhanf, das Kunigundenkraut verwandt und Donnerkraut geheißen wegen seiner hammerförmigen roten Blüten (Nießen a. a. O., 1, S. 172). Die Krautweihe ist mit einem Flur- oder Eschgang verbunden, der an sich schon zum Pflanzensuchen nötig ist (Perger, „Deutsche Pflanzensagen", S. 49).

Der große Frauentag leitet den Frauendreißiger (Frauendreißigst) ein, also einen Monat, der die Zeit des besonderen Gedeihens der Heilpflanzen und ihres endgültigen Sammelns sein soll. So heißen die Krautwische auch die Dreißigenkräuter. Die in dieser Zeit gelegten Eier sollen nicht faul werden und sich zum Ausbrüten im Frühjahr gut eignen (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Diese weihevolle Zeit des Frauendreißigers entspricht offenbar dem Herbstmond oder Scheiding, der bei den Angelsachsen so auch Heiligmonat heißt und das Michelthing heraufführt (Reinsberg-Düringsfeld). Der Frauendreißiger endet mit dem kleinen Frauentag, das ist also Ende des Scheidings oder Herbstmonds, und damit das Michelthing. Im kirchlichen Kalender erhält er zu der Zeit von Mariä Himmelfahrt (15. August) als großem Frauentag bis Mariä Geburt (8. September) als kleinem Frauentag eine Oktav von acht Tagen hinzu, macht also auch da einen Monat aus, wie er auch mit „Mariä Namen", 12. September (Stonner a. a. O., S. 45), in Lützel- oder Luxemburg und am Lechrain mit „Kreuz Erhöhung" (14. September), also mit der Herbsttag- und -nachtgleiche endet (Perger a. a. O., S. 45; Sartori III), und das ist wiederum das Michelthing.

„Kreuz Erhöhung" wird auf Runenkalenderstäben durch das Hochkreuz bezeichnet, das die Herbsttag- und -nachtgleiche darstellt. Kreuz Erhöhung als Rechtkreuz und die Waage Michels stellen die Tag- und Nachtgleiche dar. In dem erwähnten Kalenderspruch heißt es von den Nachtgleichen: „Sankt Gregor und das Kreuze macht den Tag so lang als wie die Nacht." Die hannoverschen Wenden feierten am 14. September das Kreuzbaumsetzen, also das Setzen eines Baumes im Sinne der Nachtgleiche, der das Gegenstück zu dem Maibaum des Frühjahrs sein dürfte. Als Gegenstück zu dem gleichartigen Brauch in der Nacht der Frühjahrsnachtgleiche flechten in der Matthäusnacht (21. September), also in der Herbstnachtgleiche (im Hannoverschen) die Mädchen Kränze

von Singrün und von Stroh, also von Sinnbildern des Lebens und des Vergehens, tanzen dreimal um das Wasser und nehmen als Losung einen dieser drei Kränze heraus (Reinsberg-Düringsfeld). „Kreuz Erhöhung" ist das Ende des christlichen Wettersegens, im germanischen Sinne also der erhöhten Bereitschaft und Abhängigkeit des Bauerntums gegenüber dem Wetter, der erhöhten Gültigkeit und Beachtung der Wettersprüche. In Flandern heißt der Matthäustag als Nachtgleiche Wintertag. Im Altnordischen heißt die Herbstnachtgleiche Winternacht als Gegenstück zur ersten Nacht des Ostermonds, der Sommernacht, bei den Angelsachsen leitete sie als Ebennacht (nach Beda) mit dem 1. Gilbhart den Jahresanfang, die winterliche Jahreshälfte, also das Wirtschaftsjahr ein.

Als Heiligentag der Nachtgleiche bringt der Lambertustag (17. September) in den entsprechenden Gegenden die Lichtarbeit, das Arbeiten bei Lampenlicht; im Gebiet von Känugard oder Kiew wurde schon etwas früher die „Vermählung der Kerze" gefeiert und am andern Tag bei Licht aufgestanden. In dem Heiligentag des Lambertus können wir eine deutliche namentliche Anlehnung an die Lampenfeier erkennen. In Westfalen werden am Tage des Lambertus, der der katholische Schutzpatron der Stadt Münster in Westfalen (Mimigerneford) ist, die Lambertuspyramiden aufgestellt, mit Laternen oder Lampions erhellt und im Reigen umtanzt („Germanien", 1936, 4, S. 112/13). Auch die Straßen werden mit lichtergeschmückten Laubgewinden überspannt. Schon von Sonnenaufgang an wird zum Zeichen der beginnenden Lichtarbeit zur Nachtgleiche (Lambertustag) auch sonst um brennende Lichter und erleuchtete Laubpyramiden getanzt; zumeist aber wird die Feier der Lichtarbeit am Michelstag abgehalten (Reinsberg-Düringsfeld). Bei den Handwerkern wird da nicht eher bei Licht gearbeitet, als bis der Lichtbraten oder die Lichtgans mit den zugehörigen Michelwecken gegessen ist. Die Weber feiern den Lichtschnurball. Auf Bornholm sorgte eine eigene Mikkelsgilde für die Feier des Festes, bei dem auch die Michelminne getrunken wird „wie einst bei den alten Opfermahlen (Gilden) die Odinsminne" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O., S. 331). Nach der Feier der Herbstnacht, die die Angelsachsen als Härfestnight, altnordisch: Haustnott, Herbstnacht, Haustgrima, feierten, heißt die Mikkelsgilde in Dänemark sonst Höstgilde (Pfannenschmid a. a. O., S. 123). So finden

wir wiederum das Michelthing als den eigentlichen Lostag der Herbstnachtgleiche belegt. Der heilige Michael selber wird mit der Waage der Tag- und Nachtgleiche dargestellt. Wie Bartel, so ist auch Michel ein Beiname Wodans und damit das Sinnbild des deutschen Volkes als deutscher Michel (der wohl nicht erst von Michel Obentraut herrührt). Die erste Woche des Gilbharts, also die Woche des Michelthings mit ihren Vertragshandlungen heißt Gemeinwoche (hillige Meenweke), steht also im Zusammenhang mit dem erwähnten Heiligmonat, der zu seinem Ende das Wirtschaftsjahr heraufführt (Weinhold, „Die deutsche Jahrteilung"), so wie der auch gleichbenannte Julmond das neue Sternenjahr im Gefolge hat. Die Lichtarbeitfeier erinnert auch an die Lampenfeier der Kinder, die die letzten Sommerabende mit ihren Laternen einherziehen und nach Art der erwähnten Sternsinger singen: „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne ..." Nach ihrem Aussehen heißt die Schlutte Lanter- (Lampion-) Blume. Zu Baar in Baden wird im Gilbhart der Heulichtertanz der Roßhirten gefeiert. Auf der Herbstweide werfen in der Rheinpfalz die Kinder nach einem der Yr-Rune gleichen dreibeinigen Gestell, das Geißbock heißt und also den erwähnten Lampenpyramiden gleicht. Sinnbild der Herbstnachtgleiche ist auch die Herbstzeitlose, welche außerdem Spinnerin, Spinn- oder Spindelblume, Nachtkunkel, Kilt- oder Abendmaie, Michelsblume, Auchtblume, Kuckucksweck heißt, auch Lichtblume wegen ihrer Ähnlichkeit mit der im Hornung und Lenzing blühenden Frühlings-Lichtblume, der Frühlings-Knotenblume oder Frühjahrs-Zeitlose, dem Lenz-Schneeglöckchen, Josephsglöckchen oder Sommertürlein.

Die allgemeinen Abbilder der Erntezeit und des Michelstags als Erntedankfest sind der Schnitt- oder Erntehahn, die Roggenmuhme, der Erntekranz und die daraus entstandene Erntekrone. Der Hahn ist das Abbild der Sichel und das Sinnbild der Fruchtbarkeit, als Wetterhahn auf dem Dachstuhl das Sinnbild der Wachsamkeit und der Künder der Winde und des Wetters, mit seinem roten Kamm das Abbild des Feuers, zackigen Blitzes und Blitzeinschlags der Gewitter Donars, weshalb der Brand auch roter Hahn heißt. Als der sonnengoldene, hochrote Hahn der Edda steht er auf dem Welten- wie auf dem Dachstuhl und der Kapelle. Er wird wie Baldur und wie beim Hahnenschlagen und Sonnenvogelschießen auf der Spitze des Weltenbaumes, also im Hochstand

der Sonne gegenüber dem winterlichen Hahn der Hel, vom Gabelzweig (Raab a. a. O.) getroffen. Wie auf dem Weltenbaum, so prangt der Ernte- oder Arnhahn auf dem letzten Erntewagen. Die bisherige Volkskunde aber konnte sich nicht genug tun auf diesem so einfach erklärlichen Erntehahn ein ganzes Lehrgebäude von Dämonentrug aufzubauen. Der zum Erntebrauchtum verwandte Hahn wird im Sinne des beschriebenen „Opfers" zweckmäßig dann als Erntebraten aufgegessen. Der Erntehahn heißt auch Saat-, Baud- oder Bauhahn und ist so Sinnbild des Ackerbaues, der Arbeit und Ernte (Wrede a. a. O., Buschan a. a. O.). Das erwähnte Hahnen- und Ringelstechen mit dem Abstechen des Vogels ist nach dem besagten eddischen Vorbild ein beliebter Erntebrauch. Der Mann, der den Erntehahn des Erntestrauses nicht mit einem einzigen Streiche richtig tötet, so wie der rote Hahn auf dem Weltenbaum getroffen wird, heißt selber ein Jahr lang „roter Hahn" (Mannhardt, „Korndämonen", 1868, S. 15). Am Michaeltag wird zu Oberst im Allgäu als Erntefest der Eingewinnhahn gefeiert (Sartori III). Einen in Niedersachsen gebräuchlichen Erntehahn stellt Fr. Langewiesche („Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland", 1935, Bild 141) dar; auch der Erntestrauß als Lebensbaum auf dem letzten Erntewagen wird Erntehahn geheißen, ebenso die ganze Erntefeier, die von der Hahnenbraut eröffnet wird.

Es ist allein rassenkundlich schon falsch, den Erntehahn als einen „Fruchtbarkeitsdämon" hinzustellen und seine Einherführung im Erntezug als eine Verehrung dieses Dämons und dessen Schlachten zum Erntebraten als ein Opfer für den Fruchtbarkeitsdämon oder als eine Vernichtung des böswilligen Korndämons auszulegen. Eine solche „vergleichende Volkskunde", die von einer Handlung und Gedankenwelt andersrassischer Menschen auf gleiche Beweggründe bei den nordischen Menschen der Urgeschichte schließt, handelt schon unter völlig verkehrten Voraussetzungen. Die vergleichende Volkskunde kann nur auf rassischer Grundlage sich bewegen und zum Erfolge und richtigen Ergebnis führen. Zu vergleichen sind nicht die Auswirkungen im Brauchtum, sondern die rassenseelischen Beweggründe. Eine vergleichende Volkskunde muß in erster Linie vergleichende Rassenseelenkunde sein. Der nordische Mensch, der eine so ausgesprochene Rassezucht mit weltgeschichtlich einzigartigem und alleinigem Ergebnis besaß und dem die

Züchtung der Haustiere und des Saatgetreides zuzuschreiben ist, mußte wissen, daß Fruchtbarkeit nicht durch Dämonenfurcht und Fetischdienst erreicht wird, sondern durch planmäßige Förderung des Guten und Ausmerzung des Schlechten, durch Anpassung an die Umgebung und entsprechende Umgestaltung dieser Umgebung. Ein Fruchtbarkeitskult ist nur möglich bei nomadischen Völkern, die nicht selber bauen, oder bei zurückgebliebenen Völkern, die das übernommene Gesittungsgut lediglich beibehalten ohne selber es schöpferisch zu vermehren und neue ackerbauliche und viehzüchterische Erfindungen und Verbesserungen zu machen. Durch das Eindringen der nordischen Gesittung wird „auf religiösem Gebiet gegenüber dem urtümlichen Fruchtbarkeitskult des ostischen und westischen Kulturkreises eine höhere Auffassung erkennbar. Symbole und heilige Stätten deuten ebenso wie die besondere Orientierung steinzeitlich-nordischer Denkmäler auf einen ausgeprägten übersinnlichen Himmels- und Sonnenglauben hin, die Religion eines starken frommen Bauernvolkes" (Ströbel in „Germanenerbe", 1936, 6). Es ist aber klar, daß sich in solchen Gegenden nichtnordischer Gesittungsformen bei der Übernahme des nichtnordischen Blutes durch die nordischen Gesittungsbringer in ihren Staat oder ihr Volkstum auch nichtnordische Glaubensformen mit diesem nichtnordischen Blute erhalten haben und noch heute in solchen Gegenden fortleben können, aber sie sind nicht dem germanischen Volkstum arteigen und leicht davon zu trennen. Im Wesen aber sind solche artfremden Glaubensformen im Brauchtum erst späterer Einfluß, den Römer und Christentum nach Germanien brachten. Wenn in südlicheren Gegenden der Wäschezuber zu ebener Erde steht oder die Kartoffeln in gebückter Haltung ausgemacht werden, so sind das rasseneigentümliche Einflüsse nichtnordischer Art, die schon aus Urzeiten herrühren mögen; ihnen gegenüber steht die körperlich bedingte Haltung nordischer Rasse, die den Zuber auf einen Schemel stellt oder auf Tüchern kniend die Kartoffeln auskriegt.

Der Erntetanz des letzten Kornschnitts, der Sichelhenke oder Sichellege, mit Siebensprung und Achtertanz, heißt auch Hahnentanz, weil der beste Tänzer den Hahn aus Blumen und Korn des letzten Schnittes bekommt (Sepp, S. 288). Zum Barteltag wird auch der Schuhplattlertanz, die Nachahmung der Auerhahnbalz, aufgeführt (Sepp, S. 263).

Wie die letzte Garbe und die letzten Ähren, so werden vorher schon der

erſte Schnitt, die erſte Garbe und die erſten Ähren gefeiert und verwandt. Feierlich ziehen die Schnitter aus und binden die erſte Garbe. So wird das Strohſeil als Reſt der letzten Ernte zum Bindeglied für die neue Ernte. In ähnlichem Sinne des fruchtbaren Erblühens neuen Lebens werden Hochzeitspaaren Ähren an die Arme gebunden. Das Binden der Ackerherrſchaft mit dem von „Herren" und Unterwürfigkeit triefenden Spruche und dem Losbinden gegen Bettelgaben iſt als eine Abartung kein germaniſcher Erntebrauch, ſondern ein Zeichen der feudalen Gutsuntertänigkeit und verdient darum keine Förderung und Erhaltung. „Das Binden dürfte hiernach ein ſpäterer Brauch ſein, der nichts weiter anzeigen ſoll, als das lebhafte und dringende Verlangen, jemanden ſolange feſtzuhalten, bis er gezahlt hatte" (Pfannenſchmid a. a. O., S. 95). Ähnliches gilt vom zollgleichen Strickaufhalten wie beim Flachsbrechen oder Hochzeitszug (Fehrle, „Badiſche Volkskunde", 1924). Jaroſch („Erntebrauch und Erntedank", 1939, S. 23) erklärt das Binden bei der Ernte (und beim Flachsbrechen) als urſprüngliche Ährendarreichung an den Bauern.

Die letzte Garbe wird wie der letzte Erntewagen mit dem Erntekranz und dem Ernteſtrauß, dem Erntemai, verziert, Schnitter und Vieh werden mit Grün geſchmückt. „Die letzte Garbe wird feierlich mit Bändern und Blumen bekränzt, auf dem letzten Erntewagen eingeholt und ſo deutlich faſt mit göttlichen Ehren bedacht, daß die Kirche immer wieder dagegen eingeſchritten iſt" (Hahne a. a. O., S. 56). Auch einzeln wird ein Kranz oder eine große Krone getragen. Wir finden dieſen Kranz als Sinnbild des Lebens- und Jahreskreislaufs, der Geſchlechterkette und der Weiblichkeit auch in dem Kranz am Maibaum, am Kirweſtrauß und am Hebe- oder Richtſtrauß, auf dem Haar der Mädchen wie bei der Jugendweihe und als Brautkranz, in den Totenkränzen der Beerdigung und zum Totenfeſt (Allerheiligen), in den Vorweihnachtskränzen und der Lichterkrone der Lichtjungfrau, in der Queſte und dem Sommerſonnwendbaum. Der Strauß iſt das Abbild des Welten- und Lebensbaums, der Irminſul, der Man-Rune, am Kleid getragen auch das Sinnbild der Männlichkeit wie bei der Hochzeit, wo auf dem Anſchlag des Angebots dem Brautpaar von den Freunden auch Sträuße geſteckt werden; er gleicht dem Hechſen- oder Donnerbeſen und der Quaſte an der Queſte, die mit dem Abwärtszeigen die Yr-Rune, das abwärtsſteigende Jahr,

den Winter, ausdrückt. Die letzten Ähren werden auch als Man-Rune oder als Nornen- oder Haarzopf geflochten.

Auf die letzte Garbe wird der aus allen Fruchtarten gebundene Erntekranz gesetzt. In Schottland wird die letzte Handvoll Korn, die in Puppengestalt Maiden (Mädchen) heißt, zur Wintersonnenwende dem Vieh verfüttert (Ernst Moritz Arndt, „Nordische Volkskunde"). Die letzten Halme des Feldes läßt man als Roggenwolf oder -hund oder als Roggenmuhme sinnbildlich für Wodans Wölfe und Pferde und für die Schutzfrau des Getreides, damit aber für die Tiere und Vögel des Winters stehen, und man weihte sie noch Wodan mit einem Spruch, der beginnt: „Wode, Wode, hol' din Perden Fode . . ." „Im Harz ließ man sogar ein Kornbüschel für die Sperlinge stehen" (Perger, „Deutsche Pflanzensagen", S. 103). Beim Wogen des Getreidefeldes, wie es Keller in seinem Gedichte von dem Volksgemeinschaftsbrauch der Nachtbuben so schön schildert: „Es wallt das Korn weit in die Runde . . .", bei diesem Wogen im Winde schleicht sinnbildlich der Roggenwolf durch oder streicht die Roggenmuhme oder der Bilwiß darüber, der auch Bilwitz oder Bilsen genannt wird und heilkundlich im Bilsenkraut mit seiner betäubenden Wirkung, vor dessen Giftigkeit die Kinder sich hüten müssen, erscheint. Der Name des Bilsen oder Bilmes als Bil- oder Sichelmann (Pfannenschmid a. a. O., S. 61) scheint mit dem Steinbeil und der Steinsichel sowie den Beilsteinen der frühgeschichtlichen Warten verwandt zu sein, wie auch mit Biel, dem Sonnengott der Kelten (vgl. Baldur).

Dieses Weistum gehört ähnlich dem des Klabautermanns im Brunnen zum Abschreckungsbrauchtum der Erziehung, es hält die Kinder vom Getreideschaden ab (Sepp, S. 288; Perger, S. 101). Denn mit dem Roggenwolf oder -hund oder Donnerbock wird ihnen vor dem Betreten und Blumenpflücken im Getreidefeld gedroht, so daß die Widmung der letzten Garbe an jenen gleichsam auch als Dank für diese seine Wachsamkeit erscheint. Die bisherige gelehrte Volkskunde nennt dieses Erziehungsbrauchtum mit einigem seelenkundlichen Zugeständnis „pädagogischen Volksaberglauben" (vgl. Freybe, „Der deutsche Volksaberglaube", 1910, S. 174). In gleichem Sinne sind die Donner-Heilpflanzen geschützt, wenn der Volksmund sagt, daß das Abreißen solcher Pflanzen den Blitz anziehen würde. Man bedenke nur, wie wichtig z. B. für den

Dünenschutz der Küsten Strandpflanzen wie die Strand- oder Donnerdistel sind. Daß das Ausreißen von wertvollen Pflanzen, soweit sie nicht Bedürfnissen und Brauchtum dienen, Unglück bringe, wurde schon erwähnt. Abgesehen von diesem Naturschutz scheinen aber manche Pflanzen in der Tat Strahlungen stark zu leiten oder abzuhalten, worauf auch der genannte Brauch des Verbrennens solcher Pflanzen bei Gewitter beruhen dürfte und was die Naturwissenschaft glänzend bestätigt hat bei der Bauernregel für den Gewitterschutz: „Vor den Eichen sollst du weichen (vor den Fichten sollst du flüchten, auch die Weiden sollst du meiden), doch die Buchen sollst du suchen." Im Sinne eines Schädlings für das Kornfeld, was alle das Getreide niedertretenden Tiere darstellen, was die bisherige Wissenschaft aber als Dämon auslegt, wird Roggenwolf auch der Hamster genannt, weil er sich im Kornfeld reiche Kornkammern anlegt (Nießen 1, S. 120). Wiederum scheint dieser auch mit dem Bilwißschneider verwandt zu sein, welcher auch Putz (Boz, Bär) und Bärenmandl genannt wird (Buschan a. a. O., S. 201; Jahn a. a. O., S. 179). Gerade der Umstand, daß der Bilmesschnitter „mit Sicheln an den Füßen" (Marzell, „Volksbotanik", S. 68; Mannhardt, „Korndämonen", S. 47) gehend Streifen in das Korn schneidet, kennzeichnet ihn als den Hamster, wozu auch die Bezeichnung Erdbiber für den Roggenwolf paßt (Jahn, S. 179). So würde also hier die Hingabe der letzten Halme an den Roggenwolf die schönste naturwissenschaftlich-volkstumskundliche Erklärung finden, wenn ihm als dem lebendigen Roggenwolf, ähnlich wie den erwähnten Sperlingen, das letzte Getreide für seinen Wintervorrat gelassen wird. Perger („Deutsche Pflanzensagen") spricht die Roggenmuhme als Odinswala an, da sie auch Oswald genannt wird; Oswald ist ein Ernteheiliger und ein Ersatzname für Wodan, für die Gottheit (Os, Ase). Auch Jarosch (a. a. O., S. 15, 17, 44, 45) erwähnt den Bilmesschnitter als Biberschnitt und das Stehenlassen der letzten Garbe als „Kornkönig", „Haferkönig" für Sperlinge, Moorhühner, Mäuse oder den Hamster.

Wie die letzten Halme des Getreides, erscheinen auch die letzten Halme des Flachses als Roggenmuhme (Perger, S. 192). Zum Barteltag muß der Flachs, bei Strafe durch Frau Harke, eingebracht sein (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). Die zuletzt geschnittene Frucht heißt auch Harkemai; sie wird der Hausfrau oder der ältesten Tochter darge-

bracht; am Ith wird sie unter dem Rufe Frigge aufgestellt (Sartori II, S. 65). Harkemai heißt auch der Ernteſtrauß, mit dem zuſammen die letzte Garbe heimgefahren wird. Harkemai oder anderwärts Hakelmai heißt dieſe letzte Garbe aber wohl weniger nach Frau Harke oder nach Wodan als Hakelberend oder Mantelträger, wie manche meinen, ſondern wahrſcheinlicher als die mit der Harke, dem Rechen, zuſammengeleſenen letzten Halme (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte, 1, S. 195). Im Lüneburgiſchen wird die letzte Garbe als Fregodendeel, Frau Godes Teil bezeichnet (Böhme, „Deutſches Brauchtum", 1935, S. 53), was auch als Fro Godes, Herrn Wodes Teil erklärt wird. Auch tanzt man um einen Strohmann, zum Zeichen des nunmehrigen Strohdruſches, und dann wird er als Vogelſcheuche, als Boz auf den Acker geſtellt. Die Roggenmuhme gleicht der Sif und ihr Haar ſtellen die goldenen Ähren dar (Mannhardt a. a. O., S. 22). So ſteht das Saatfeld unter dem Schutze der Sif und des Thor-Wodan (Wode, Wodel, Wol, Wold), der göttlichen Sinnbilder der Erntezeit als „die Alte" und „der Alte". Roggenmuhme und Roggenwolf verlieren ſo alles Dänomiſche, das ihnen die bisherige Volkskunde angedichtet hat, wie überhaupt dieſe meine Schrift das geſamte germaniſche Brauchtum als Grundlage der Volkstumskunde ſeines übertünchten kirchlichen und dämoniſchen Beiwerks entkleidet und wiederherſtellt, ſo daß auch kleinere nicht eigens erwähnte Dinge ohne weiteres richtig beurteilt und eingeordnet werden können. Roggenmuhme heißen auch, wohl im Sinne des ſchützenden und wogenden Ausbreitens der Flügel, die Waſſerjungfer oder Libelle und die Wachtel, letztere auch Erntevögelchen (Mannhardt a. a. O., S. 21).

Das Ende der Getreideernte wird von der Ausſaat des Rapſes und des Wintergetreides, der Beſtellung des Winterfeldes gefolgt. Das Odenbacher Weistum teilt die Säezeit der Sommer- und Winterſaat genau nach den beſchriebenen Monatswenden ein: „Fürder weiſen wir, daß die Lenzenſaat angehe jährlich auf Petri Stuhlfeier und endet ſich auf Georg des Ritters Tag; folgends weiſen wir die Herbſtſaat auf 8. (d. h. heilig) Barthelomey des heiligen Apoſtels Tag und zu 8. (d. h. heilig) Michaelis Tag aus." Das Michelthing gibt die Winterſaat die Weihe, teilweiſe auch Mariä Geburt, was wiederum dafür ſprechen dürfte, daß letztere als der kleine Frauentag dem Michelthing zugehört. Mit dem Ende Gilbharts wird im allgemeinen das Vieh eingeholt,

dem man in der kalten Zeit schon ein Hemd anzog. Beim Abtrieb von der Alm, der durchschnittlich zum Micheltag als Almkirtag erfolgt, erhält die dem Leit- oder Meenhammel entsprechende Leitkuh oder der Stier die Man-Rune als Kopfputz, während die andern Kühe die Y-förmige Kopfzier tragen. Wo das Vieh zum nachgenannten Vorwinterfest eingeholt wird, tragen die Hirten Gerten als Lebensruten, die für den Viehaustrieb im nächsten Jahr (1. Wonnemond) aufgehoben werden (Marzell, „Volksbotanik", S. 135), also während der ganzen Zeit, in der die Lebensrute im Brauchtum erscheint. Die Bestellung des Winterfeldes soll bis zur Vieheinholung des Flachlandes (Sankt Gallus, 16. Oktober, also Ende des sternkundlichen Gilbharts) oder bis zum Vorwinter- oder Schimmelreiterfest (Sankt Martin, 11. November), wo das Winterwetter einsetzt, beendet sein. Diese Übergangszeit des Jahres von der sommerlichen Zeit zur Winterzeit ist die Zeit des sternkundlichen Herbstes, des Herbstwetters.

Das Herbstwetter.

Der 31. Scheiding oder Herbstmond vorgeschlagener neuer Kalenderrechnung als der Tag des Michelthings, sofern nicht am Sonntag auf oder nach diesem Zeitpunkt festgehalten wird, fällt auf den 21. September bisheriger Rechnung; der nächste Tag, der 22. September, wäre dann der Beginn des folgenden Monats, des Gilbharts. Die Micheltagsfeuer „leuchten den Herbst ein", sagt ein Bauernspruch (Koren a. a. O., S. 170). Von dem Übergang des Scheidings auf den Gilbhart künden uns die Bauernregeln der Heiligentage, die sich auf den Herbstanfang verdichten: „Ist es hell um Herbstanfangstag (am Kreuz-Erhöhungstag), so folgt ein strenger Winter nach." („Bischof Felix, 11. September, zeiget an, was wir 40 Tage für Wetter han.") „Um Micheltag (Michaelis) Nord und Ost, bedeuten scharfen Winterfrost." („Lambert macht Tag und Nacht gleich.") Der Heiligentag der Herbstnachtgleiche wird für ein Vorzeichen des Frühlingsanfangs betrachtet, wie denn auch ein kalter, mit scharfem Herbstwind einhergehender Herbstmond einen frühen und harten Winter und damit ein gutes Frühjahr verheißt: „Auf Herbstnachtgleiche (Lamberti) hell und klar,

folgt ein trocken (gutes) Frühjahr." Ähnlich heißt es vom Micheltag: „Trockener Michel, trockenes Frühjahr." („Wie's Matthäus treibt, es 4 Wochen bleibt." „Schönes Wetter am Matthäustag vier Wochen anhalten mag.") „Kommt Micheltag heiter und schön, wird es noch vier Wochen so gehn." „Tritt Herbstanfang (Matthäustag) stürmisch ein, wird's bis Ostern Winter sein." („Matthäus macht Tag und Nacht gleich.") „Der Herbstanfang (Mathäus) packt die Bienen ein." („Tritt Mathäus ein, muß die Saat beendet sein." „Hat zu Michael die Sonne keinen Rand, so hat das Wetter vier Wochen Bestand.") „Auf nassen Micheltag nasser Herbst folgen mag." „Wenn Donner sich um Micheltag find't, so bedeutet's großen Wind." („Wenn Michaelis der Wind von Nord und Osten weht, vor der Tür ein kalter Winter steht.") „Um Micheltag in der Tat gedeiht die beste Wintersaat." „Wer michelt, sichelt."

„Wenn Micheltag uns viele Eicheln bringt, Weihnachten die Felder mit Schnee düngt." „Viele Vogelbeeren und Eicheln deuten auf einen strengen Winter." „Viel Buchekern und Eicheln, wird der Winter nicht schmeicheln." „Am Eichapfel zum Micheltag das Jahr man baß erkennen mag." Sind die Galläpfel um Micheltag leer und naß, bedeutet es nasses Jahr und milden Winter, sind sie trocken und eingeschrumpft, bedeutet das trockenes Jahr und strengen Winter, treten sie in großer Zahl auf, bedeutet das frühen Winter und viel Schnee. Nach den im Hornung verschieden weit vorgeschrittenen Entwicklungsstufen der Eichengallwespe wird ebenfalls das Wetter des Jahres vorausgesagt (Nießen 2; Pastor, S. 313; Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wetter im Sprichwort", S. 175). „Wenn die Vögel nicht ziehen vor Micheltag, wird's nicht Winter vor Weihnachten." „Zum Micheltag ist alles feil." „Micheltag mahnt und Vorwintertag (Martin) zahlt." „Michelwein wird süß und fein." „Michel steckt das Licht an, das Gesind muß zum Spinnen heran." So beginnt die Zeit der Bearbeitung des Flaches und der andern Faserstoffe mit ihren zugehörigen Tänzen und Bräuchen und anschließend neben der Tagesarbeit am Webstuhl die Spinnstube mit ihren Geselligkeiten, ihren Liedern und Liebesscherzen, wie ein Bauernspruch sagt: „Was das ganze Jahr verschwiegen bleibt, kommt auf in der heiligen Brechelzeit."

Die erwarteten schönen Tage im Herbste sind als Nachsommer der

Altweibersommer, benannt nach den Spinnenfäden oder Nornensäumen (Nornensamar, eine Namensverbindung zwischen den Säumen der Nornen oder alten Weiber und dem Sommer), die auch Metten (nordischer Name für die Nornen), Metten- oder Metjensommer, Frauensommer (Süddeutschland), Aller Weiber-Sommer (Westfalen), Anlsummer (Bayern), Frauengarn und in Schweden Britta- oder Brigittasommer (nach dem Brigittatag am 8. Oktober), christlich allgemein Marienfäden und Mariengarn heißen („Germanien", 1936, 5). Es sind die Nachsommertage, da „des Sommers letzte Rose" im Garten noch blüht und die amerikanische Sonnenblume in ihrer Sonnengleichheit sich der Sonne zuneigt, um sich so dem germanischen Kalenderbrauchtum schmuckvoll einzufügen. „Der Altweibersommer ist ein Wärmerückfall, eine Periode warmer, spätsommerlicher, wolkenloser Witterung, die sich im September, zuweilen auch noch im Oktober, mit sehr großer Regelmäßigkeit einstellt" (Henig a. a. O., S. 44). Der Gilbhart soll 12 solcher schönen Tage aufweisen wie der Lenzing (Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wetter im Sprichwort"); auch Allerheiligen bringt bisweilen noch einmal solche Tage des Altweibersommers. „Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter kann warten", sagt eine Bauernregel.

Als eine junge Bezeichnung wird der Oktober Gilbhard (Gilbhart) nach dem Vergilben der Blätter im Hart, in der Harde, im Allmendewald, genannt. Inhaltlich und auch förmlich hat dieser Namen seine Berechtigung, da der Monat nach seinem Laubfall als Folge der Gelbwerdung, der Zurückziehung des Blattgrüns der Blätter, zum Teil mit dem Nebelung zusammen, Laubrisi, Laubrost, Laubreise, die Laubreis (Laubfall), der Laubmonat, heißt. Bei den Alamannen „rechnet man nach Laubrisinen, wie in Bayern nach Herbsten" (Sepp, „Bayernstamm", S. 39). Der Gilbhard wird auf Runenkalenderstäben mit dem kahlen Baum bezeichnet. Der frühe oder späte Laubfall ist ein Zeichen milden oder harten Winters. Starke Kälte und Schnee soll der Gilbhard noch nicht bringen, da noch ein Teil der Ernte, wie die der Rüben, einzubringen ist, andererseits soll er durch Fröste die eierlegenden Baumschädlinge vertilgen.

So besagen für den Gilbhard die Wetterregeln: „Im Gilbhard (Laubmond) Sturm und Wind uns den frühen Winter kündt." „Bringt der Gilbhard viel Frost und Wind, so sind der Hartung und Hornung ge-

lind." „Gilbhardgewitter sind Leichenbitter." „Gilbhardgewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendisch." „Gewitter im Gilbhard künden, daß du wirst nassen Winter finden." „Wenn's im Gilbhard friert und schneit, so bringt der Hartung milde Zeit, wenn's aber donnert und wetterleuchtet, der Winter dem Ostermond an Wechsel gleichet." „Gilbhard rauh, Hartung flau." „Wenn der Wind über die Haberstoppeln weht, der Sommer seiner Wege geht." „Ist der Gilbhard kalt, macht er für's nächste Jahr dem Raupenfraß Halt." „Nichts kann mehr vor Raupen schützen als im Gilbhard Eis in Pfützen." „Kalter Gilbhard den Bauern freut, bringt den bösen Raupen Leid." „Warmer Gilbhard bringt sehr kalten Hornung." „Nordlicht im Gilbhard, das glaube mir, verkündet kalten Winter dir." „Wenn im Moor viele Irrlichter stehn, bleibt das Wetter lange schön." „Wenn im Gilbhard die Eiche ihr Laub behält, so folgt ein Winter mit strenger Kält'." „Viele Eicheln und Buchnüsse im Gilbhard lassen einen strengen Winter erwarten." „Sitzt das Laub im Gilbhard noch fest an den Bäumen, so kommt der Winter kalt, wenn auch mit Säumen." „Laubfall Anfang Gilbhard gar (Leodegar, 2. Oktober) kündet an ein fruchtbar Jahr." „Hängt die Birne fest am Stiel, bringt der Winter Kälte viel." Wie die Armen nach Schluß der Ernte Ähren und andere Erträgnisse lesen und sammeln dürfen, so die Kinder das Obst auf den Bäumen nach Nebelungsbeginn (Sankt Gall), weshalb man zu diesem Zwecke wiederum einige Früchte „vogelfrei" an den Bäumen hängen läßt. Doch müssen sie dann rechtzeitig geholt werden, damit nicht die „Würmer" sich vorher verpuppen und zu nächstjährigen Schädlingen werden.

„Gilbhard kalt tötet's Ungeziefer bald." „Durch Gilbhards Mücken, laß dich nicht berücken." „Wenn sich Hornissen und Wespen im Gilbhard in großer Anzahl zeigen, verkünden sie einen kalten und frühzeitigen Winter." „Wenn die Bienen zeitig kitten, kommt ein harter Winter geritten." „Ist die Krähe nicht mehr weit, wird's zum Säen hohe Zeit." „Halten Birke und Weide ihr Wipfellaub lange, ist zeitiger Winter und gut Frühjahr im Gange." „Wenn Buchenfrüchte geraten wohl, Nuß- und Eichbäume hängen voll, so folgt ein harter Winter drauf und fällt der Schnee in großem Hauf." „Wie im Gilbhard die Regen hausen, so im Julmond die Stürme brausen." „Gilbhardschnee tut Pflanzen und Tieren weh." „Im Gilbhard der Nebel viel bringt im Winter der Flocken Spiel."

„Iſt im Gilbhard das Wetter hell, bringt es her den Winter ſchnell.“ „Kommt vor Allerheiligen Froſt, ſo kommt ein weißer Winter zur Poſt.“ „Gilbhards Ende reicht dem Totenfeſt (Allerheiligen) die Hände.“

Für den Herbſt im allgemeinen künden die Wetterſprüche: „Schöner Herbſt, langer Nachwinter.“ „Wer im Herbſt hell Wetter will, hat der Winde im Winter viel.“ „Iſt im Herbſt das Wetter hell, bringt es Winde und Winter ſchnell.“ „Auf einen warmen Herbſt folgt ein langer Winter.“ „Viel Nebel im Herbſt, viel Schnee im Winter.“ „Reif zum Vollmond kündet an, daß bald Kälte kommen kann.“ „Warmer, feuchter Herbſt, langer Winter; heller Herbſt, windiger Winter.“ „Schwacher Balg am Wilde zeigt an des Winters Milde.“ „Wenn rauh des Haſen Fell, iſt Kälte bald zur Stell'.“ „Sieht der Haſe wie ein Pudel, ſucht der Keiler auf das Rudel, darfſt du ſicher ſein, daß es friert Stein und Bein.“ „Kommt die Feldmaus ins Dorf, ſo ſieh nach Holz und Torf.“ „Gräbt der Hamſter tief den Bau, wird's in Bälde kalt und rauh.“ „Zieht's Eichhörnchen ſtill ins Winterneſt, gibt es Kälte hart und feſt.“ „Kommen des Nordens Vögel an, ſo folgt ſtrenge Kälte dann.“ „Ziehen die wilden Gänſe bald, ſo kommt der Winter ſchnell und kalt.“ „Ziehen die wilden Gänſe weg, fällt auch der Altweiberſommer in Dreck.“ „Ziehen die wilden Gänſe und Enten fort, iſt der Winter bald am Ort.“ „Wenn die Hagelgänſe unſre Gegend fliehen, ſo wird der Winter raſch herziehn.“ „Wenn der Hirſch ſpät in die Brunft tritt, folgt auch der Winter bald.“ „Wenn ſich die Schnecken früh deckeln ein, wird's ein früher Winter ſein.“ „Wenn die Vögel und Dachſe ſehr fett ſind, ſo hofft man auf einen ſehr kalten Winter.“ „Fette Dachſe, ſchreit im Winter die Achſe.“ „In des Dorfes Nähe den Winter bringt die Krähe.“ „Siehſt du fremde Wandervögel, ſo wird's kalt nach alter Regel.“ „Wuchſen die Schatten, flicht Körbe und Matten, verſchließe die Latten, vertilge die Ratten.“ „Wenn's Laub ſpät fällt, folgt ſtarke Kält'.“ „Baumblüten, die im Herbſte kommen, haben künftigem Sommer die Frucht genommen.“

Das Ende des Gilbhards bringt das Ende der Ernte in Feld und Garten. Die Winteraussaat muß, wie geſagt, bis Gilbhards Ende, anderwärts auch bis zum Vorwinterfeſt (Martinsfeſt) getan ſein. Die Herbſtſtürme bringen merkliche Abkühlung und laſſen den Vorwinter ſpüren. So ſagen von dem Übergang des Gilbhards zum Nebelung, bei welchem dem 21. Oktober als dem 30. Gilbhard mit dem 22. Oktober

der 1. Nebelung folgen würde, die Bauernregeln: „Bis ersten Neblungstag (auf Sankt Gallustag, 16. Oktober) muß der Apfel in seinen Sack." „Wenn der Neblung (Sankt Gallus) kommt, bau' ab den Kohl, er schmeckt im Winter trefflich wohl." „Vorm Nebelung (Gallus) muß das Gartenwerk in den Keller, das im nächsten Jahre, bevor der Kuckuck schreit, Samen bringen soll." „Gilbhards Ende (Sankt Gall), Rübenernte zu Ende (erntet die Rüben all)." „Um Allerheiligen sind die Rüben reif, ums Vorwinterfest (Martini) ist Pflückenszeit, und wenn es dann nicht paßt, sitzen sie zu Neblungs Ende (Andreas) fast (gefroren)." „Zum ersten Nebelungstag (Sankt Gallustag) nichts mehr draußen bleiben mag." „Für Nebelungskorn (Galluskorn) und Brachmondshafer (Urbanshafer) braucht man keine Scheuer zu bauen." „Wenn der Gilbhard den Nebelung (wenn Simon Juda) schaut, so pflanze Bäume, schneide Kraut." „Nebelungs Anfang (Simon und Judas, 28. Oktober) regiert das Weihnachtswetter." „Wenn Nebelungs Anfang (Sankt Gallus) Regen fällt, der Regen sich bis Weihnachten hält." „Allerheiligen feucht, wird der Schnee nicht leicht." „Schnee zu Allerheiligentag selten lange liegen mag." „Allerheiligen Reif macht die Weihnacht starr und steif." („Simon und Judas fegen das Laub in die Gaß'." „Hedwig, 15. und 17. Oktober, und Galle machen das schöne Wetter alle.") „Wenn der Gilbhard (Simon und Juda) vorbei, rückt der Winter herbei." „Nebelungs (Sankt Ursulas, 21. Oktober) Beginn zeigt auf den Winter hin." „Ist der Gilbhard all (nach dem Tag Sankt Gall), bleibt die Kuh im Stall." („Am Sankt Gallustag den Nachsommer man erwarten mag.") „Allerheiligen bringt die Nornensäume (den Altweibersommer, Nachsommer.") Allerheiligen- und Totenblume heißt die Sternblume oder Aster, die auch Himmelsstern genannt wird (Nießen, „Rheinische Volksbotanik", 1, 1936, S. 49). Sie schmückt die Gräber zum Totenfest (Allerheiligen); besonders feierlich gemahnt die spätblühende blaue Wintersternblume. Allerheiligenblume heißt auch das Immergrün, dient also auch zum Gräberschmuck am Totenfest. Wie man Immergrün dem Verstorbenen als Totenkranz (Marzell, „Volksbotanik", S. 130), gleich der Braut als Jungfernkrone (Schöll a. a. O., S. 39), mitgibt, so teilt man immergrüne Blätter oder Tannenzweige (Lauffer, „Weihnachtsbaum", S. 20) auch bei Beerdigungen aus. Immergrün ist auch die tannengleiche Eibe, der Totenbaum, das Abbild der Todes-, Yr- oder

Eiben-Rune, gleich dem Wacholder oder Lebensbaum aufs Grab gepflanzt. „Allerheiligen klar und rein, tritt Altweibersommer ein; doch wenn es regnet oder schneit, dann leg' die Pelze dir bereit." „Zu dem Allerheiligenfest sich ein später Sommer blicken läßt." „Das Totenfest (Allerheiligen) trägt eigen den Winter zu allen Zweigen." „Ist zum Ahnenfest (Allerheiligen) der Buchen- (oder Birken-) Span trocken, wir im Winter gerne hinterm warmen Ofen hocken; ist der Span aber naß und nicht leicht, so kommt der Winter statt trocken kalt und feucht." Diese Wettererforschung ergibt sich infolge Zurückhaltens des Baumsaftes beim Einhauen in den Stamm, wie auch ein anderer Bauernspruch besagt: „Fließt jetzt noch der Birken Saft, dann kriegt der Winter keine Kraft". So erscheint am Lostag des Nebelungsbeginns der Span als Losstab oder Loszweig für das Winterwetter (vgl. Herrmann, „Das altdeutsche Priesterwesen", 1929).

Der Vorwinter.

Der Nebelung bringt den Vorwinter. Dieser aber ist ein Wetterweiser für den Nachwinter. So besagen die Bauernregeln: „Wenn's nicht vorwintert, nachwintert es gern." „Früher Winter, frühes Frühjahr; später Winter, spätes Frühjahr." „Wenn es nicht wintert, so sommert es nicht." „Sperrt der Winter zu früh das Haus, hält er sicher nicht lange aus; bleibt aber der Vorwinter aus, so kommt der Nachwinter mit Frost und Braus." „Ebenso wie auffällig frühe Hitze im Frühling und Frühsommer in der Regel auf einen kühlen Hochsommer schließen läßt, so deutet auch ein sehr frühzeitiges Einsetzen des Frostes zumeist auf einen milden Winter" (Henig a. a. O., S. 57).

Die Monate des Winterwetters sind die Wolfsmonate. Sie treiben einerseits den Wolf oder Isegrim in die Nähe der Wohnungen, andererseits aber ist der Wolf als Lokis- oder Fenriswolf, der in Mythe und Märchen die Sonne verschlingt, auch das Sinnbild des Lichtes, insbesondere der Wintersonnenwende. Die heidnischen Slawen trugen zur Wintersonnenwende ein Wolfsbild herum. Im Nebelung wird unter Knallen mit der Peitsche oder Geißel noch „der Wolf ausgelassen", zumeist auf das Vorwinterfest oder zu Julmondsbeginn (Pfannenschmid

a. a. O., S. 207; „Germanien" 1938, 11, S. 358). Das Peitschenknallen versinnbildlicht das Wecken des kommenden Jahres, wie zu Hergisdorf bei Eisleben auf Hohenmaien von den Läufern die Leute durch Peitschenknallen geweckt werden. In Baden, so in Moos und Schwarzach (Bühl) werden vor Weihnachten Wowölfle (Wodanswölfe) gebacken, in Pommern zu Ostern auch Osterwölfe, die den Wintersonnwend- (Neujahrs-) Wölfen gleich sind (Haas, „Rügensche Volkskunde", 1920, S. 52). Im Kanton Zürich heißt der Julmondanfang (Nikolausnacht) Isegrimnacht (Fehrle a. a. O., S. 9). „Wenn die Füchse bellen und die Wölfe heulen, wird große Kälte noch lange weilen", sagt ein Bauernspruch, aber auch: „Es hat noch kein Wolf einen Winter gefressen." Die Wolfmonate leitet in christlicher Namensangleichung der heilige Wolfgang mit dem 31. Oktober ein. Wie die mit Wolf gebildeten Eigen- und Ortsnamen häufig Strafrichter und Richtstätten bezeichnen, z. B. Wolfsgang, Rugolf, Thingolf, Dagolf, Hagiwolf, Botolf, und der Galgen in der Edda Wolfsbaum heißt, der Geächtete Wolf genannt wurde und der Wolf als Todestier der Walstatt Wodans erscheint, so führt auch der heilige Wolfgang das Richtbeil als Beigabe; wie beim heiligen Mathias (24. 2.) erinnert auch hier das Beil an Donar. Zum andern legt Schmidt-Selb („Nordische Welt", 1936, 5, S. 115) solche Wolfstätten im Sinne des Sonnenwolfes und infolge ihrer himmelskundlichen Ortung als Sonnwendstätten aus. Nach der Weise „Fuchs du hast die Gans gestohlen", nach der auch noch bei der Echternacher Sprungprozession und bei dem Reigentanz der Salzsieder von Schwäbisch-Hall gesungen wird, singt man noch im Norden von dem „Wolf, der die Sonne verschlungen" (Herrmann, „Altdeutsche Kultgebräuche", S. 18).

Für den Monat Nebelung besagen die Bauernsprüche: „Viel Nebelungsschnee, viel Korn und Klee." „Nebelungsschnee tut der Saat oft weh." „In dem Nebelung Wässerung ist der Wiesen Besserung." „Wer im Nebelung die Felder nicht gestürzt, der wird im nächsten Jahr verkürzt." „Im Nebelung Mist fahren soll das Feld vor Mäusen bewahren." „Tummelt sich die Haselmaus, bleibt der Winter noch lange aus." „Donnert es im Nebelung, so bedeutet das ein fruchtbares nächstes Jahr." „Nebelungsdonner bringt guten Sommer." „Wie der Wolfmonat wittert, so wittert auch der Lenzmonat." „Nebelungs Morgenrot mit langem Regen droht." „Kalt und klar der Nebelung, trüb und mild der

Hartung." „Sitzt der Nebelung fest im Laub, wird der Winter hart, das glaub." „Steht im Nebelung der Buche Holz in Saft, so wird der Regen stärker als der Sonne Kraft; ist es aber starr und fest, sich große Kälte erwarten läßt." Hier haben wir wieder die Begründung des Weissagens aus dem Losstab des Buchenspans zum Toten- oder Allerheiligenfest. „Nebelungs Wind scheut Schaf und Rind."

Der Nebelung bringt, wie sein Name sagt, starke Nebel und, was diese für die Schiffahrt noch gefährlicher macht, starke Stürme. Der anscheinend schon alte Name Nebelung (Buschan, S. 164) ist gerade wegen seines Stimmungsausdrucks gut und treffend und lautet zudem noch an den Namen November an. Er erinnert an den Todesgang der burgundischen Nibelungen, wie auch die Feier und Straße des 9. November ihren mythischen Klang im Namen des 9. Nebelung zeigt. Die Stürme des Nebelungs zwingen die Fischer heimzukehren. Sie bringen ihr Schiffchen (Schepken, „Schäfchen") ins Trockene und legen das Boot zum Ausbessern aufs Dock. So kennzeichnen die Runenkalenderstäbe den Nebelung und das Ende des Nebelungs (23. November), seinen Übergang zum Julmond als Ankertag, als Zeit des Ankerlegens durch den Anker und allgemein durch das umgekehrte Boot.

Der Nebelung heißt auch Wintermonat und Windmonat; in Finnland bringt er das Windfest, das zu Ehren des Wettergottes (Kauris) gefeiert wird. Es entspricht unserem Wettergottesfeste im Nebelung, das das Christentum nach dem heiligen Martin benannte und mit seinem Brauchtum auf der Synode zu Auxerre 590 verbot (NS.-Landpost, 11. 11. 38, S. 21). Martin ist der Wettergott Wodan-Thor, das göttliche Sinnbild des Wetters, als der Schimmelreiter, der auf der Schneewolke im Schneemantel und mit der Schneemütze daherkommt und den die sog. Jupiter-Gigantensäulen darstellen und den die Inschrift auf dem Heiligenberg zu Heidelberg den „kimbrischen Merkur" (d. i. Wodan) nennt. Darum ist dieses Fest das Vorwinterfest oder Schimmelreiterfest, das wir auch als Fest des Spätherbstes oder Wintereintritts ansprechen können (Pfannenschmid a. a. O., S. 227 und 238; Koren a. a. O., S. 180). Es ist ein Eyktamalabschnitt, 7 Wochen nach dem Michelthing oder Herbstbeginn, und kommt auf den 11. November, das wäre den 20. Nebelungs (bei feststehenden Wochentagen etwa den 19. als Sonntag) zu liegen.

So besagen die Wetterregeln zu diesem Feste des Winterwetterbeginns, das das Gegenstück zu den 3 Eismännern als jahreszeitliche Wetterscheide bildet: „Das Vorwinterfest zeigt die Witterung auf den ganzen Winter an.“ „Bringt der Schimmelreiter Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein.“ „Schimmelreitertag trüb macht den Winter lind und lieb; ist er aber hell, macht er Eis gar schnell.“ „Wenn um's Vorwinterfest Nebel sind, so wird der Winter meist gelind; zieht die Spinne ins Gemach, kommt ihr gleich der Winter nach; hocken die Hühner in den Ecken, kommt der Winter mit Frost und Schrecken.“ „Wenn's um's Vorwinterfest regnet und bald darauf Frost einfällt, so bringt's der Saat Schaden.“ „Nach dem Vorwinterfest scherzt der Winter nicht.“ „Vorwinter (Sankt Martin) kommt nach alten Sitten gern auf einem Schimmel geritten.“ „Der Schimmelreiter setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank.“ „Kommt der Schimmelreiter mit Winterkält', ist's gut, wenn bald ein Schnee drauf fällt.“ „Hat der Schimmelreiter einen weißen Bart, dann wird der Winter lang und hart.“ „Ist's am Schimmelreitertag naß, kommt spät erst Klee und Gras; ist's hingegen trocken und rein, kommt zeitig der Frühling ins Land hinein.“ „Wenn zum Vorwinterfest Regen fällt, ist's um den Weizen schlecht bestellt.“ „Ist um's Vorwinterfest der Baum schon kahl, macht der Winter keine Qual.“ „Wenn das Laub von Bäumen und Reben nicht vorm Vorwinterfest abfällt, ist ein kalter Winter zu hoffen.“ („Zu hoffen“!, also ist der kalte Winter erwünscht und kein verwünschter Dämon.) „Vorwinterfest (Martin) und Julmonds Beginn (Andreas) sieht man viel lieber dürr als naß verziehn.“ „Kommt der Schimmelreiter hin (Sankt Martin), will er Feuer im Kamin, dann, o Mädel, greif' zum Rädel.“ „Zum Schimmelreiterfest schlachtet der Bauer sein Schwein, das muß zu Lichtmeß gegessen sein.“ „Bringt das Totenfest (Allerheiligen) einen Winter, so bringt das Vorwinterfest einen Sommer.“ „Steckt Allerheiligen in der Pudelmütze, ist dem Schimmelreiter der Pelz nichts nütze.“ „Zum Vorwinterfeste zapft man den Wein an für Gäste.“ „Bei fetter Gans und Saft der Reben laß den Schimmelreiter leben.“ Zum Vorwinterfeste wird nach beendeter Weinernte der Most, der neue Wein angezapft und die Asen-, Gans- oder Martinsminne (Pfannenschmid, S. 226/27) getrunken, nachdem mit dem Herbstbeginn um den Micheltag die Wein-

leſe, die als Ernte ſelber Herbſt heißt, begonnen hatte. So iſt zum Vorwinterfeſt auch die Gemüſe-, Obſt- und Weinernte und damit das Erntejahr beendet.

Henig (a. a. O.) ſchreibt zum Wetter des Nebelungs: „Insbeſondere um Anfang November iſt merklicher Froſt von kurzer Dauer und ſchlägt gern raſch in die genau entgegengeſetzte Witterung um" (S. 18). „Der erſte Schnee in der europäiſchen Ebene fällt im langjährigen Durchſchnitt, mit den Federn der Martinsgans' (Dove), d. h. um den 11. November, und zwar nahezu ſtets bei Tauwetter, der letzte in der erſten Hälfte des April" (S. 16). So iſt das Vorwinter- oder Schimmelreiterfeſt die Zeit, da „ſich der Winter ſetzt", die Zeit des durchſchnittlichen erſten Schneefalls. Seine weiße Schneedecke gleicht dem Schimmel und dem weißen Mantel des Wettergottes, der im germaniſchen Brauchtum nun als Schimmelreiter in den Türen der Häuſer erſcheint, wenn der Winter vor der Tür ſteht. Gleich der weißen Schneedecke und dem weißen Totenlaken iſt Weiß die Trauer- und Todesfarbe der Germanen, wie auch ſchon in frühgeſchichtlichen Gräbern nach den Feſtſtellungen Müller-Brauels aus dieſem Grunde und dem hellen Sonnenglauben heraus den Toten weißer Sand mitgegeben wurde. Die weißen Flocken gleichen den Federn der Hollegans, wie die Martinsgans nach germaniſchem Brauch in der Rhön noch heißt; dieſe Federn läßt Frau Holle beim Ausſchütteln ihrer Betten wie im Märchen von der Gold- und Pechmaid umherfliegen.

Das Schimmelreiterfeſt wird mit dem Schmaus der jetzt am beſten ſchmeckenden Hollegans und dem Schimmelreitertrunk gefeiert. Dieſe Zeit wird in alten Kalendern und in Skandinavien auch als Schlachtmonat, im gleichen Sinne angelſächſiſch als Blotmond bezeichnet, bei Fiſchart als Sauopfer; zum Schlachtfeſt mit ſeinem nachbarlichen und verwandtſchaftlichen Verſenden von Metzelſuppe, Wellfleiſch und Würſten wird in den Alpen der Sautanz gefeiert. Nach ſeinen ſchweinemäſtenden Eicheln und Eckern heißt der Nebelung auch Eckermonat, der Gilbhard auch Eikelmaand, wie auch ſchon zum Michelthing, das auch Ackernzeit genannt wird, die Buchen- und Eichenwälder beſichtigt und darnach die allmendliche Mäſtung in den Wäldern eingerichtet wurden (Weinhold, „Die deutſchen Monatsnamen"). Auf den norwegiſchen Runenkalenderſtäben wird der Schimmelreitertag durch eine Gans be-

zeichnet, ebenso noch in den heutigen Tiroler Bauernkalendern (Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr").

Die Hollegans ist das weiße Ziefer oder Weihetier der Ansen gleich dem Schwan, dem Geleiter des Jahres- und Totenschiffes. Der Bauernspruch „Eine weiße Gans brütet besser" scheint sich nicht nur auf die winterliche Schneedecke zu beziehen, sondern auch der Bauernlehre zu entsprechen, daß die hellen Pferde die besseren seien, was auf eine Verbindung der Haustierzüchtung mit der Rassezucht deutet. Die wilde Stammart der Hausgans, die Hagel- oder Graugans, zeigt durch ihren Abzug vom Norden das Herannahen der Kälte an. So werden die Graugänse und Krähen auch als Godesvögel angesprochen und heißen Godeshühner, -herde oder Martins- (Vorwinter-) Vögel, ebenso auch der Schwarzspecht (Pfannenschmid, S. 221). Noch einen tieferen Sinn als ihre schneeweißen und winterwarmen Federn und ihr fetter Festtagsbraten gibt der Hollegans als Winterwettersinnbild besonders ihr Brustbein und macht sie zur langfristigen Wetterkünderin für den Winter. Aus der dunklen oder hellen Farbe, d. i. dem geringen oder starken Fettreichtum des Gänsebrustbeins wird auf die Milde und Schneedicke oder auf Eis und Kälte des kommenden Winterwetters geschlossen. Das ist der tiefere und wissenschaftliche Sinn dieser Opferschau der Hollegans als Witterungsspähe dieses Vorwinterfestes.

So besagen die Wettersprüche von der Hollegans: „Ist das Brustbein der gebratenen Hollegans weiß (bzw. braun), so wird der Winter streng (bzw. mild)." „Hollegans mit weißen Knochen wird einen harten Winter machen; sind die Knochen aber rot, macht der Winter keine Not." „Ist die Hollegans am Brustbein braun, wird man mehr Schnee als Kälte schaun; ist sie aber weiß, so kommt weniger Schnee als Eis." „Wenn die Gänse zum Vorwinterfest auf dem Eise stehen, so müssen sie auf Weihnachten im Pfuhle gehen." „Wenn die Hollegans auf dem Eise steht, das Julkindchen im Kote geht." „Mit den Federn der Hollegans fallen auch die ersten Schneeflocken."

Gleich dem Brustbein der Hollegans wird auch die Hechtsleber zur wetterkundlichen Vorhersage benützt; so besagt eine Wetterregel der Fischer am Rhein: „Ist die Hechtsleber nach dem Gallenbläschen zu breit, nach vorn aber spitzig, so kommt ein harter Winter" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wetter im Sprichwort"). Überhaupt ist die Leber, wie

schon ihr Name besagt, als wichtiger Lebenssitz eine wertvolle Unterlage für solche Voraussage. Wie aus dem Vogelflug kurzfristig auf das Wetter geschlossen wird, so auch langfristig aus dem besagten frühen oder späten Abzug oder Kommen der Zug- und Strichvögel. Wenn Tiere und Pflanzen die Witterung weiter vorausfühlen als Menschen, so spricht nichts gegen diese Möglichkeit oder Tatsache, daß wir das mit unsern Sinnen oder Geräten nicht können. Der Flug der Zugvögel und Brieftauben erfaßt solche Strömungen oder Strahlungen mit dem Ortssinn auch besser als wir es können. Wir dürfen von Tieren nicht zu gering denken; wenn z. B. Störche ein Gericht (wegen Ehebruchs?) ganz nach Art des germanischen Thingrechts abhalten, so müssen wir ihnen auch eine Verständigungsmöglichkeit (Vogelsprache) zuerkennen. Die Vogelspähe (latein.: Avispikium) diente auch als Anhalt für den Auszug des Bevölkerungsüberschusses, des Weihefrühlings im alten Germanien (Darré, „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse"). Auch das Drachensteigen des Kinderspiels erscheint zu dieser Jahreszeit, „wahrscheinlich nicht erst ein aus China eingeführtes Spielzeug, ursprünglich vielleicht eine ernstere Maßnahme zur Erforschung von Wind- und Wolkenzug" (Hahne, a. a. O., S. 58).

Wie zumeist schon mit dem Micheltag, so setzt anderwärts auch mit dem Vorwinterfest die Lichtarbeit ein, so bei den unter der Gerichtsbarkeit von Hallgrafen stehenden Salzknechten (Heyne, „Das altdeutsche Handwerk", 1908, S. 88). Im Süden nahm überhaupt das Vorwinterfest, der Schimmelreitertag, wegen der längeren Erntezeit das Wesen des Micheltags an (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.), so auch in Vertragsangelegenheiten. Es gilt dann ersterer als „wirklicher Anfang des Jahres und eines neuen Wirtschaftsjahres" (Sartori III, S. 264); mancherorts in Westfalen und Flandern beginnt erst an ihm das Lichtanzünden und die Arbeit bei Licht (S. 265); so bringt der Tag der Hollegans auch den Beginn der Spinnstuben. In Oberdollendorf teilt sich die Dorfjugend zum Vorwinter- (Martins-) Feuer in dem Baumgarten in vier „Honschaften" ein (vgl. „Die germanische Odalverfassung", S. 12). In diesem Feuer werden die alten Körbe verbrannt (Jahn a. a. O., S. 241/42). Andererseits lehnt der Schimmelreitertag des Nebelungs wieder an den Beginn der Vorjulzeit an, welcher der christliche Nikolaustag entspricht; ihn selber aber auf diesen Beginn zu ver-

legen, geht aus den besagten wetterkundlichen Gründen nicht an. So beginnt stellenweise die Bescherungszeit schon mit dem Schimmelreitertag, wenn (in Schlesien) der Schimmelreiter am Vorabend den Kindern Geschenke, wie Nüsse, Äpfel, besonders auch Schimmelreiterhörner (Martinshörner) in Form eines Hufeisens bringt (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Die Schimmelreiterhörner sind ein allgemeines Weihegebäck (so in Böhmen, Schwaben und Sachsen). Sie erinnern andererseits an den Abritt der Jagd und bringen so den Hubertustag mit dem Schimmelreitertag zusammen, wie Wodan überhaupt die wilde Jagd anführt; darum würde der Abritt der Jagd auf das Schimmelreiterfest zu liegen kommen (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube", S. 49).

Dem Jagdritt gleichen auch die andern Ritte des Nebelungbeginnes, wie sie uns im Bauernritt zu Leonhardi (6. November) und zu Wolfgang (31. Oktober) noch erscheinen und überhaupt zu Ehren der Toten abgehalten werden, denen in der vom Christentum gebannten Sage die wilde Jagd des Heljägers entspricht. „Leonhard mit dem Sonnenwagen ist der altbayerische Herrgott und himmlische Lehensherr. Wie er die Erde umfährt und zu eigen nimmt, so erwirbt auch der freie Mann sein Allod oder ludeigen Gut von der Sonne" (Sepp, „Der Bayernstamm", S. 73; vgl. „Die germanische Odal- oder Allodverfassung", S. 22). Am Leonhardiritt erkennt man, wie die Kirche bemüht ist, das deutsche Brauchtum neuerdings wieder und immer mehr in ihr Fahrwasser einzulenken. „Der Stürmer", 1937, 7, unter „Der Leonhardiritt; wie man uraltes Brauchtum zu verschandeln sucht" schreibt: „In jüngster Zeit versucht man von kirchlicher Seite dem Leonhardiritt ein Gepräge zu geben, das er nie hatte. So konnte man im Festzug des Leonhardiritts in Dieboldsberg im Jahre 1936 neben geschmückten Reitern und Festwägen folgende Darstellungen aus dem Alten Testament sehen: das Opfer Abrahams, Festwagen . . ., der ägyptische Joseph, Festwagen . . ., Moses im Binsenkorb, gestellt von der Ortschaft Liedering, Moses am brennenden Dornbusch, Festwagen, gestellt von der Ortschaft Ilzham, David besiegt den Riesen Goliath, Festwagen, gestellt von der Gemeinde Albertaich usw." Es ist daher Zeit, daß zur Sicherung deutschen Volksgutes vor diesem jüdischen Vordringen ein Erlaß zum Schutze des deutschen Brauchtums bestimmt, daß die Äußerungen des deutschen Brauch-

tums sich ungehindert entfalten und bewegen können, durch den Verkehr nicht gehemmt und gestört werden, nicht als Unfug, Störung oder Vergehen gegen das Reichsstrafgesetzbuch angesehen werden dürfen, keiner Genehmigungspflicht unterliegen und mit ihren Veranstaltungen und Umzügen solchen der Partei und ihrer Gliederungen gleichzuachten sind, daß aber andererseits wegen der konfessionellen Neutralität des deutschen Brauchtums alle Brauchtumsäußerungen unter Teilnahme kirchlicher Personen und Verbände und mit kirchlichen Darstellungen den konfessionellen Veranstaltungen gleichzuachten sind.

Der Toten Gedenken.

Die Vergänglichkeitsstimmung des Herbstwetters mit ihrer Rückbesinnung verdichtet sich im Gedenken der Toten zum Allerheiligenfeste, zum Totenfeste. Das Christentum verbietet in dem Liftinäer Anzeiger heidnischer Bräuche, „daß die Toten zu Heiligen gemacht werden", daß die toten Sippenangehörigen also die gleichen Ehren wie die Heiligen der christlichen Kirche erhalten sollten, und daß sonstige Bräuche auf ihren Weihestätten ausgeübt würden. Dann aber übernahm es doch das Totenfest als Gedenktag seiner Heiligen und mußte notgedrungen im germanischen Sinne der Ahnenehrung noch einen Allerseelentag zufügen, wenngleich das Volk als Ahnenfest großenteils noch den ersten Tag des Nebelungs (Novembers) beibehielt und an diesem Tage Kränze, Blumen und Lichter auf die Gräber der Angehörigen trägt, also in dem Allerheiligenfest alle Heiligen, Holden oder Saligen seiner Sippe, seines Blutes nach wie vor ehrt. Auch die Angehörigen der protestantischen Kirche schließen sich immer mehr dieser an sich altgermanischen Totenehrung auf den Gräbern an.

Noch heute ist der Nebelung mit der Rückkehr der Fischer von hoher See, insbesondere von der Islandfahrt, bei der Fischerbevölkerung eine Trauerzeit für die Angehörigen der auf See Gebliebenen. So wird das Totenfest des Nebelungs zum gemeinsamen Gedächtnistag der im vergangenen Jahre verstorbenen Gemeindemitglieder, wie die protestantische Kirche in diesem Sinne ihr Totenfest auch wieder einrichtete. In Weißrußland wird das Totenfest am 26. Oktober begangen. Mit der

Schiffahrt ist im Nebelung auch die Ernte beendigt und dieses Ende bietet dem Nährstand zu Wasser und zu Lande nun beschauliche Gelegenheit zur Sammlung und Einkehr. Im Sinn dieser Minne der Toten wird diese Zeit auch eine Zeit der bräutlichen Minne, die zweite Jahreszeit der Heiraten gegenüber der ersten im Frühling vor der Sommersonnenwende. Darum heißt der Nebelung, der besonders den rückgekehrten Fischern nunmehr Gelegenheit zur Vermählung gibt, in Friesland auch Bröllopsmuun, Brautlaichsmonat. So schlägt das Totenfest des Nebelungs als Lebens- und Liebesfest wieder die Brücke zum Wallburgenfest des Wonnemonds, der das Sommerwetter bringt, wie der Nebelung das Winterwetter. Dem heiligen Georg am 23. April entspricht auch ein Herbst-Georg am 26. Oktober. Teilweise dauert die öffentliche Herbstweide „bis zum Totenfest (1. November), weil dann die Wiese für tot erklärt wurde" (E. H. Meyer, „Deutsche Volkskunde", 1921, S. 235).

Zur Totenehrung gehört nach germanischem Brauche der Umritt um das Grab des Toten mit dem Heldensang, wie er z. B. im Beowulfslied geschildert wird („Germanien", 1936, 8, S. 236/37). In Norddeutschland wird noch der Totenbaum, die Totenlade, dreimal um die Kirche des Friedhofs, also um Grab oder Weihestätte getragen. Die Kirgisen halten am Jahrestag ihrer großen Toten noch Feierlichkeiten mit Pferderennen ab und die Schutzstaffeln der NSDAP. haben bei der Tausendjahrfeier des Todestags Heinrichs, des Begründers des ersten deutschen Reiches, zu Quedlinburg diesen alten arischen Brauch wieder aufgenommen. So stehen die germanischen Wettkampfspiele wieder auf, wie denn auch zum Reichsparteitag die SA. die Kampfspiele in großem Maße durchführt.

Dem Gedenken der eigenen Toten zu Beginn des Nebelungs in dieser Herbstzeit, wo in Wind und Wetter, in Laub und Landschaft die Toten gleichsam auf Erden weilen und mahnen, folgt am 9. Nebelung das Gedenken der Toten der Bewegung in der Hauptstadt der Bewegung, am Altar der NSDAP., den Stufen der Feldherrnhalle (Baldur von Schirach), und an der Ewigen Wache, der Gegenwärtigkeit der ersten Blutzeugen. So folgt diese am 8. Nebelung beginnende große Gedenkfeier, die ihren schönsten Ausdruck in der Auferstehungsfeier am 12. Jahrestag des Zuges zur Feldherrnhalle mit der wahren Auferstehung im Fortwirken des Geistes und Ruhmes der Toten er-

lebte, so folgt diese Gedenkfeier mit der 2. Nebelungswoche dem Totenfeste der Ahnenehrung, welches die 1. Nebelungswoche des Gedenkens der Sippentoten, die genannte Gemeinwoche im niederrheinischen Brauchtum (Pfannenschmid, S. 440) oder „Seelenwoche" im bayrischen Brauchtum einleitet, so wie dem Nationalen Feiertag des deutschen Volkes der Geburtstag des Führers am 20. Ostermond vorausgeht oder dem Michelthing des Reichsnährstandes auf dem Bückeberg und dem gleichzeitigen Micheltag oder Tag des Bauern im übrigen Reich der Reichstag der NSDAP. zu Nürnberg. Nach der Feier der Toten der Bewegung zu München, die überall im Reiche und bei den Auslanddeutschen von gleichsinnigen Veranstaltungen begleitet wird, mag auch der 11. Nebelung als Totengedenken der Kriegsfreiwilligen von Langemarck und der Toten des Weltkrieges überhaupt bei den heiligen Stätten unserer Kriegerehrenmale im Sinne der Endsätze von Rosenbergs „Mythus" begangen werden, um als Mythus des „Deutschland, Deutschland über alles" zu dem Mythus „Die Fahne hoch" ergänzend hinzutreten. Wie in den Totenbäumen auf dem Königlichen Platz zu München die Toten des 9. Nebelungs weiterleben, so können künftig auch im Handgemal der Sippengrüfte und Urnenstätten auf Erbhöfen und in Anlagen unsere Toten weiter bei uns bleiben, wie denn auch in dem Peuerbacher Urbar von 1608 zu Langen-Peuerbach „Haus und Gärtl" als Handgemal, als bindender Überlieferungsort der Sippe erwähnt wird. Wenn einmal der letzte von uns den jährlichen Erinnerungsmarsch des 9. Nebelungs der alten Sturmabteilungen in München gegangen sein wird und dann nur noch im Geiste mit der Nachwelt marschiert, wenn auch keiner mehr von uns mit Armwinkel und Ärmelstreifen der alten Kämpferschaft noch leben wird, dann wird unser eigenes Erlebnis in den Mythus eingegangen sein, dann ist der germanische Mythus erfüllt im deutschen Mythus des 20. Jahrhunderts, im Mythus des nordisch-deutschen Reiches der nationalsozialistischen Zeitrechnung und Weltanschauung. Dann wird die Nachwelt beim Betreten der Gräber der nationalsozialistischen Blutzeugen und Kämpfer den Mythus des Blutes erleben, so wie wir jetzt schon an den Großstein- und Hügelgräbern unserer nordischen Vorfahren und an den Denkmälern ihres Blutzeugentums wie zu Verden, Kannstadt und Alteneſch in mythischem Gedenken stehen, während wir als ehemalige Kriegsfreiwillige und

Frontkämpfer, Abwehrkämpfer und SA.-Kämpfer noch zu sehr im eigenen Erleben fühlen, wenn wir vor die Gräber unserer Kameraden treten. So verkündete denn weitschauend der Führer am 8. Nebelung des 4. Jahres des Dritten Reiches: „Und so will ich denn, daß für alle Zeiten über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg die Nationalsozialistische Partei und damit ganz Deutschland an diesem Tage dieses Opfer immer feiern sollen und daß sie sich so immer wieder dieser Männer erinnern."

Die erhabensten Sippenerbbegräbnisse sind die genannten Großsteingräber und Totenhäuser unserer steinzeitlichen Vorfahren, die Hünengräber der Hunen (Hundertschaftsführer) und Kunia (Sippe). Der Eingang, der zu diesen Grüften führte, ermöglichte jederzeit das Aus- und Eingehen und damit Besuch und Nachbestattung, so daß uns die Annahme der bisherigen Vorgeschichtwissenschaftler lächerlich erscheinen muß, die Urgermanen hätten diese gewaltigen Male nur aufgerichtet, damit die Toten nicht mehr zurückkehren könnten. Die Nachbestattung der bronzezeitlichen Urnen in diesen Gebeinhäusern spricht allein schon für die gleiche und ununterbrochene Blutlinie von der Steinzeit in die Metallzeit und ihre Gegenwart hinein. Mancherorts noch zündet man in den Näpfen solcher Großsteingräber wie bei der Nachtwache der Kranken und der Ehrenwache der Verstorbenen am Ahnenfeste zum Gedenken Öl- und Unschlittlichter an. So sind diese Totenlichter mit ihrem Leuchten und Erlöschen selber Abbild des Lebenslichtes und werden als solche auch bei Geburtstagen und andern Lebensfesten gebraucht, wie wir schon bei der Lichterweihe der Kerzen und Wachsstöcke zu Lichtmeß sahen. Der Bischof Burkhard von Worms verfolgt die Totenwache, obwohl sie schon aus Gründen eines Scheintodes notwendig ist, und Schöll (a. a. O.) bringt den Namen der Kerze, ahd. Charza, mit dem Kar, Char oder Grab in Verbindung. In Böhmen wird zu Allerheiligen noch eine mit Butter gefüllte Lampe auf dem Herd gebrannt, in Flandern werden zum Totengedenken ebenfalls Kerzen auf dem Herd angesteckt (Sartori III). In der Rheinpfalz an der elsässischen Grenze ist noch die Sitte üblich, die wiederausgegrabenen Gebeine des Friedhofs in einem Beinhaus zu sammeln und gemeinsam dort als die Vorfahren der ganzen Gemeinde zu ehren. Viele Heiligenberge (Helgafell) sind alte Hel- oder Totenberge (Schöll a. a. O.).

Trauer ist dem Germanen nicht Klagen und Verzagen, sondern, wie das Wort besagt, Treue, ist Minne und Gedenken. Darum verzichtete der Germane vielfach auf wertvolle Lieblingsgeräte Verstorbener und gab sie ihnen zum Zeichen der Anhänglichkeit und Uneigennützigkeit mit ins Grab. Nicht aber etwa aus Furcht und zum Gebrauch in einem Jenseits; denn was hätten die Toten mit bloßen Spinnwirteln ohne Webstuhl, mit nur angedeuteten Speisen in sogenannten Tränenkrüglein oder mit verbogenen und verbrannten Schwertern anfangen sollen, mit den verwelkenden Blumen wie im bronzezeitlichen Mädchengrab von Egtwed in Jütland oder mit einem für das Fortleben sinnbildlichen Hörnchen aus Ton in der Form und Teigfaltung unserer heute noch gebräuchlichen Horngebäcke wie im bronzezeitlichen Grab von Ratibor! Was heute durch falsche Erziehung scheu gemachte Menschen oder Rassemischlinge an Aberglauben und Todesangst bergen, muß noch lange nicht auch der nordische Mensch der Urgeschichte geglaubt und gefürchtet haben. Wie sollte er sich vor seinen eigenen Lieben nach deren Tode gefürchtet haben und bei der Nachbestattung nicht eingesehen haben, daß die Beigaben noch unbenützt bei den Leichen lagen? Im dichterischen Besingen Walhallas zu der durch Rom aufgezwungenen Kriegszeit mit ihrem odinischen Kriegsgott, dessen Kriegsglaube nach der Wiederbefriedung auch den bäuerlichen Friedensglauben nicht mehr überlagert hätte, mußten freilich für das Sterben und Seelenleben auch kriegerische Sinn- und Vorbilder gewählt werden. Ein Glaube aber etwa, wie der christliche, der den Toten besondere Auferstehungskleider mitgibt, ist für die altgermanische Zeit nicht nachweisbar, geschweige ein Bangemachen und Glauben von Qualen in Fegfeuer und Hölle und ewiger Trennung in Hölle und Himmel. Der Germane mit seiner nordischen Furchtlosigkeit und Treue konnte, wie Radbod, seine Ahnen und Lieben nicht in solchen Vorstellungen sich denken.

Wie schon dem Allerheiligen- oder Ahnenfeste einen Monat vorher das Michelthing mit dem Heltag und dem alten dreitägigen Totenfeste der heiligen Gemeinwoche als Sisetac (Spieß a. a. O., S. 227) vorausgeht und in diesem Sinne der Liftinäer Anzeiger heidnischer Bräuche von den Dadsisen als lasterhaften Totenbräuchen spricht, so folgt einem Sterbefall nach 30 Tagen (also immer wieder mit Monatsrechnung) als „Dreißigmahl" das Totenmahl mit der Monats Mindes, der

Monatsminne. Dem entsprechen im Sinne der Goldenen Stunde die 3 Goldenen Sonnabende nach dem Micheltag „als uraltes Totengedächtnis" (Koren a. a. O., S. 170/72). Im Egerland wurde früher zur Monatsminne das Vierwochenbrot gebacken (Lehmann a. a. O., S. 185). Eine Woche nach dem Tode haben wir die Karminne oder Sed-, Osminne (was als Sieben-, Achttagsminne erklärt wird; Graber a. a. O., S. 417). Noch kündet stolz der Runenstein von Tune bei Sarpsborg in Norwegen: „Mir dem Wodurid bereiteten den Grabstein drei Töchter und das Erbmahl der vornehmste (arioster) der Erben." Rund um die östliche Ostsee wird noch an den Gräbern der Angehörigen gemeinsam gegessen, wird der Leichenimbiß so ehrenhalber nochmals wiederholt. (Leers a. a. O., S. 48). Der Leichenimbiß mit seinem Gedenken des Toten und seiner ehrenden Versammlung der ganzen Freundschaft oder Verwandtschaft ist noch allgemein üblich und zeigt uns, wie der Germane die Treue seiner Trauer durch Ehrung und freudigen neuen Antrieb zum Weiterschaffen im Sinne und Werke des Verstorbenen äußert. So wie der Familienvater seinem neugeborenen Sprößling als Taufe die Namens- und Sippenweihe gibt und der Standesbeamte feierlich die Trauung als Handlung der Gemeinschaft segnet, so sprechen Freund, Verband und öffentliche Leiter zur Beisetzung des Toten und künden seine Verdienste und das Wirken seiner Sippe, gleichwie es die noch erhaltenen angelsächsischen Nachrufe dartun. So lebt der Tote als Glied der Geschlechterkette fort in seinen Kindern und seinen Werken. Darum kündet die Edda: „Es stirbt das Vieh, es stirbt der Freund (Gesippe), du selber stirbst wie sie; eines doch weiß ich, das ewig lebt: des Toten Tatenruhm." (Die Übersetzung von „deyr fé, deyr frändr" mit „Besitz stirbt, Sippen sterben", ist unrichtig, denn nur die fahrende Habe, das Feod, das Vieh stirbt, nicht aber das Allod oder Odal als Sippengut und nicht die Sippe, sondern nur der einzelne Gesippe.) Wie sich jemand ein Fortleben der Seele nach dem Tode vorstellt, muß ihm selber überlassen bleiben; denn es fehlen uns die Beweise für eine bestimmte Einordnung. Darum braucht Religion Glaubens- und Gewissensfreiheit; das ist kein Liberalismus, denn sie ist Gemütsache, Sache der einzelnen Persönlichkeit und ihrer Rassenseele. Darum kann sie so wenig einheitlich sein, wie die Rassen und Rassemischungen einheitlich sind. Religion ist der Heilkunde vergleichbar, die die Krankheitsfälle nicht ein-

heitlich behandelt, sondern immer nach der Einzelheit. Das Wesen der Religion ist neben dem angeborenen Erlebnis und Ausdruck der Rassenseele die Sitte und der Gottglaube, beides Grundlagen der nationalsozialistischen Gesittung. Darum wird es meines Erachtens die beste Lösung der Religionsfrage, der Konfessionsspaltung sein, sie im erwähnten Sinne durch Eingehen in die nationalsozialistische Weltanschauung vergehen zu lassen.

Wie Gedenksäulen, Runensteine, Bautasteine zum Andenken der Toten, auch für die in der Ferne Verstorbenen gleich leeren sinnbildlichen Grabhügeln errichtet wurden, so baute man auch Brücken zur Ehre und Erinnerung an Tote. In der Rheinpfalz wurde der Brauch verboten, an Allerheiligen zum Gedächtnis der verstorbenen Angehörigen Kuchen unter arm und reich zu verteilen (Becker, „Pfälzer Volkskunde", S. 337). Solches Verteilen ist da noch bei Leichenimbissen üblich, ähnlich wie beim Schlachtfest als freundnachbarliche Sitte. Noch heute bringen im gotischen Südslawien, so zu Smederewo, die Familienmitglieder ihrem Verstorbenen einen Schmaus aufs Grab, freilich so wenig wie in der Urzeit in dem Glauben, der Tote verzehre ihn selber, sondern um ihn gemeinsam zur Minne des Toten als Liebesmahl am Grabe zu verzehren und einen Teil für arme Leute oder Tiere stehen zu lassen. „Man ehrt den Toten dadurch, daß man dem Leben huldigt" („Das Schwarze Korps", 1936, 30, 23. 7. 36). Ein besonderes Festgebäck, so wie wir noch den beschriebenen Kranzkuchen beim Leichenimbiß essen und zur Erinnerung den Minnetrunk nehmen, die „gute Meinigung" trinken, wird (Zito, Jito genannt) zu Ehren des Toten gebacken und bei der Slava als Sippenfeier des Hausheiligen und der Familie gereicht. Mit Lampenhäuschen an der offenen Gruft wird noch nach uralter Weise die Totenfeier gehalten, wie schon die Altsteinzeit solche feierlichen Stätten mit Lampennäpfen in Erdställen oder Wohnhöhlen kennt.

Opfer und Aberglauben nennt das Christentum diese heilige Totenehrung. Galder und Minne sagt der Germane zu diesem Lobpreisen (Goljan) auf den heiligen Stätten. Die Liftinäer (Leptiner) Verbote nennen solche Galtweihe „zu Ehren der Dämonen". Wie in der Religion, so ist auch bei der Beurteilung auf Wert und Geisteshöhe eines Brauches entscheidend, wie er sich für die Allgemeinheit und ihr heldisches Leben, auf das Volk und seine Geisteshaltung auswirkt. Ein Brauch, der Muk-

kertum und Knechtssinn darstellt, ist volksschädlich, und wenn er von kirchlicher Seite noch so viele Weihen empfangen hat, einen Liebesbrauch aber, der den Verstorbenen Ehre oder, wie die Bescherung, den Kindern Freude bereitet, Dämonenaberglauben zu nennen, das ist schon eine schwere Beleidigung des deutschen Volkstums und Volkes.

Wie besondere Gilden der Gottesminne zu den Kalenderfesten pflegten (Reinsberg-Düringsfeld, S. 331), so trank der Germane zum freudigen Antrieb und ehrenden Wirken im Gedenken der Gottheit, der Ahnen und Helden mit dem Minnetrunk des Metes Schönheit und Stärke (Sepp, S. 155). Im Übergang vom Gilbhard zum Nebelung trinken die Frauen und Mädchen aus Minnekümpchen Honigwasser als Minnetrunk, wenn sie die Schwingtage mit der Breche und Schwinge für Flachs und Hanf abhalten, dazu ihre alten Schwingtaglieder vom Flachs, von Freya oder Holda und den Spinnerinnen singen und am Abend den Har- oder Flachstanz tanzen (Reinsberg-Düringsfeld, S. 352). Wenn da beim Hochspringen gewünscht wird, daß so hoch der Flachs wachsen möge, so ist dies ein verständlicher Wunsch und Leitgedanke, der allein schon aus dem Grunde nichts mit „Analogiezauber" zu tun hat, als jetzt gar kein Flachs mehr auf dem Felde steht, ebensowenig wie bei den Flachstänzen zu Lichtmeß und Fasenacht, wo noch gar kein Flachs gesät ist. Es ist nun die Jahreszeit zwischen Flachsernte und Verspinnen, die angefüllt ist mit der Bearbeitung des Flachses, mit Riffeln, Wässern, Darren, Brechen, Schwingen, Hecheln. Mit dem Übergang zum Nebelung (Ursulatag, 21. Oktober) beginnt die „heilige Brechelzeit", wo die Hausfrau Mägde zum Flachsbrechen sucht (Graber a. a. O., S. 351 und 359). Das Brecheln ist Arbeit der Frauen, jeder Störenfried wird von ihnen gebührend bestraft.

Den Kindern und armen Leuten werden zu Allerheiligen Gebildbrote wie Pferde und Hennen, Seelenbrote im Namen der Verstorbenen geschenkt (Hahne a. a. O., S. 64). Gegen Allerheiligen wurde früher in Niederdeutschland das Timpkenfest mit gebeinförmigen Gebildbroten gefeiert, also im Sinne der Ahnen- und Totenehrung (Herrmann, „Altdeutsche Kultgebräuche", S. 26). Nach diesen Gebildbroten wird auch die Wassernuß Timpenstute benannt (Hegi a. a. O., 5, 2, S. 884). Die Wassernuß diente bei den alten Germanen nebst andern Ölfrüchten, wie Leinsamen, Raps, Haselnuß, aus welcher auch Nußbutter ge-

macht wurde, und wahrscheinlich auch Magen oder Mohn (Feuerblume oder -docke), zur Ölgewinnung und stand so auch mit dem Lebenslicht der Totenweihe und des Totenfestes in Verbindung. Im selben Sinne gelten die eßbaren und ölhaltigen Buchecken als Seelenbrote (Meißen 2, S. 31). Auch Mohnköpfe, die schon als Schlafmittel Sinnbild des Todes sind, setzt man den Toten aufs Grab (Hamkens a. a. O., S. 124). Dem Timpkenfest entsprechen die Wurmlinger Mahlzeit zu Ehren der Toten und die Wittekindsspende zu Enger am 1. Oktober, während das Timpkenfest Widukinds dort am 6. Januar gefeiert wird. Auch in den 12 heiligen Nächten der Wintersonnenwende wird, wie überhaupt der Ahnendienst das ganze germanische Leben beseelt, der Tisch sinnbildlich für die Verstorbenen gedeckt, die da bei ihrem Gedenken sinnbildlich die Erde besuchen. So erscheinen sie als die Diesen des Diesenthings, das der Mütternacht oder Heiligen Nacht entspricht, aber kein Gericht wie die andern Thinge darstellt. Mit all diesen Bräuchen wird der Herbst und das Ende des Jahres also zu einem frommen Gedenken der Ahnen und der Vergangenheit.

Gebildbrote zum Totenfeste sind auch die Totenschuhe oder -sohlen, nach dem Tag der heiligen Hedwig dieser Loszeit (17. Oktober) auch Hedwigssohlen genannt (Buschan a. a. O., S. 228). Auch der Leichenimbiß selber heißt Totenschuh. Diese Gebäcke in Schuhform gemahnen einerseits, wie erwähnt, an das Odalerbe des Bodens und andererseits an das Totengeleitschiff, an Baldurs Toten- und Jahresschiff Ringhorn. Im Sinne des genannten Kars oder Grabstollens und der Goldenen Stunde werden zur Kirmes auch Schuhlappen gebacken (Meißen 2, S. 260). Offenbar sind auch die Stollen, wie sie zum Totenfest und zu Weihnachten gebacken werden, als Gebildbrote Abbildungen der Grabstollen und der besagten Bautasteine oder Stelen, wie man solche noch auf altgermanischen Hünengräbern findet, so an der Reichsautobahn zu Kaiserslautern, gegenüber Daubornerhof. Auch die Abis- (Nobis-) oder Helkrüge (Lauffer, „Niederdeutsche Volkskunde", S. 135, „Germanien", 1936, 2) an den Hel- oder Totenwegen scheinen mit den Totenweihen in Verbindung zu stehen und als Versammlungsort für solche Gedenkfeiern wie noch heute bei Beerdigungen gedient zu haben, wie auch andererseits als Gasthäuser für die Wanderer auf den uralten Fernstraßen der gleichgenannten Helwege oder Heerwege, Haarstränge

oder Rennsteige im altgermanischen Ortungsnetz der Nachrichten-, Signal- und Botenlinien (Teudt, Sommer). Den Gesichtsurnen und Bartmannskrügen ähnlich werden in der Pfalz noch die Totenkrüge gebraucht (Fehrle, „Badische Volkskunde", Bild 42). Auch der Hollenzopf wird als „Seelenbrot" gebacken, wie auch die Donner- oder Hechsenbesen als Baumverflechtungen Hollenzopf heißen. Das alles, wie auch das erwähnte Ährenbinden um den Arm des Hochzeitspaares, das sinnbildliche Nestelknüpfen und Verknoten ähnlich dem Vernageln der Not-Rune („Lebende Runen"), drückt das Nornengeflecht im Sinne der Schicksalsgemeinschaft aus, welches auch der Leitgedanke zu der altgermanischen Flechtzierkunst ist. Wie bei dem Erb- oder Totenmahl und in den 12 heiligen Nächten der Tisch zu Ehren der Abgeschiedenen und für Gäste gedeckt wird, so wird er auch bei Geburten in Norddeutschland für die Hebamme oder weise Frau (und den Arzt) gedeckt, in Skandinavien mit der Nornengrütze nach altem Brauch sinnbildlich für die schicksalflechtenden Nornen oder Schicksalschwestern, Idisen oder weisen Frauen, Heilrätinnen oder Geburtshelferinnen.

Die Toten- und Ahnenehrung ist auch allgemein wieder eine wesentliche Grundlage des Brauchtums im nationalsozialistischen Staate, wie sie gleich Laich, Thing, Weihepflanze und -gerät, Feuer und Wasser zum Brauchtum überhaupt gehört. Die Grabstätten unsrer Ahnen besitzen wir im allgemeinen nicht mehr; daher ist die Ahnenehrung am Grabe wie bei den Germanen zumeist gar nicht mehr möglich und muß sich mit andern Dingen wie Hinterlassenschaften, Schallplatten von Sprache und Ansprache der Verstorbenen, Film, Lichtbild, Ahnentafel, Stammbaum, Wappen, Handgemal und Odal sowie dem nordischen Rassegedanken der Volksgemeinschaft verbinden. Wie leicht alte Brauchtumsformen mit neuen Errungenschaften wie Rundfunk, Film und Schallplatte sich verbinden lassen, wurde schon erwähnt und zeigt sich im nationalsozialistischen Brauchtum und in China mit seiner jahrtausendealten ununterbrochenen Ahnenehrung. „Das Schwarze Korps", 7, 18. 2. 37, schreibt dazu: „Denn nicht nur der nationalsozialistische Staat — nein, die ganze Zukunft unseres Volkes steht und fällt mit dem Rassegedanken. Nur wenn es unserem, durch den Rassenwirrwarr des vorigen Jahrhunderts schwergefährdeten Volke gelingen wird, den schädlichen Bluteinschlag durch Auslese wieder auszumerzen und dem nordischen Blut

zu der ihm bestimmten Führerstellung zu verhelfen, wird die Nation in der wahrscheinlich jahrhundertelangen kämpferischen Auseinandersetzung mit den den Bestand Europas bedrohenden Mächten des Ostens bestehen können.... Das Christentum hat in den letzten tausend Jahren ... den Gebräuchen unserer Ahnen ein Ende gemacht. Man wird vielfach sogar einwenden, daß eben diese letztere Tatsache den Beweis erbracht habe, daß diese Bräuche nicht lebensfähig waren. Dies wäre aber ein Trugschluß, denn die germanische Ahnenehrung erstarb zunächst selbst dort nicht, wo die Kirche mit schärfsten Zwangsmitteln an ihrer Ausrottung arbeitete. Tatsächlich hat es Jahrhunderte gedauert, bis endlich durch Anwendung schwerster Strafen diese Bräuche verschwanden.... Wir meinen, daß es von allerhöchster Wichtigkeit für den einzelnen wie für den Staat ist, daß die Pflege der Rasse und des Blutes der Sphäre des Alltäglichen enthoben und gewissermaßen zu einem sakralen Bereich gemacht werde.... Wir können nicht mit Bestimmtheit voraussagen, auf welchen Wegen sich eigenes, echtes Brauchtum auf diesem Gebiete entwickeln wird.... Aber wir können uns daran erinnern, daß bei manchen alten Geschlechtern in Deutschland noch heute an gewissen Gedenktagen vor Ahnenbildern Kerzen entzündet werden. Wir können auch mit gutem Gewissen, obwohl wir moderne Menschen sind, die meist wenigen Erinnerungsstücke, die wir von unsern Ahnen besitzen, in einen Schrein tun, der dadurch ganz von selbst zum Ahnenschrein wird. Schließlich sind Ahnenbilder und die gerade in Deutschland besonders entwickelte Art der Aufzeichnung der Sippe als Stammbaum, wenn sie in geeigneter Form aufgestellt werden, ganz von selbst Mittelpunkte für etwa entstehende Bräuche, die dann, allerdings erst im Laufe sehr langer Zeiträume, nach und nach sich herausbilden werden. So wird des Volkes wiedererwachtes Bewußtsein für die Heiligkeit der Ahnen langsam eine Form schaffen, die dem Mythischen des Sippegedankens gerecht wird."

Jahresende — Jahreswende.

Das Ende des Nebelungs lenkt von der Totenstimmung des Herbstes über zu der Abschiedsstimmung des Jahres und damit wieder zum Aus-

blick auf das Julfest und sein neues Jahr. So heißt der Nebelung in dem Reste eines gotischen Kalenders Fruma Iuleis, Vorjulmond, und der Monat der Jahreswende, der das Julfest heraufführt, nennt sich Julmond, schwedisch: Julmonad, norwegisch: Jolemone, dänisch: Julemaaned, altnordisch: Jol, friesisch: Jölmun, Jöltid, und auch im Kyprischen hieß die Zeit von 22. Dezember bis 22. Januar Joulios. Als Wendemonat heißt der Julmond, der angelsächsisch auch Midwintermonad genannt wird, ferner Windelmaent, und als die beiden der Wintersonnenwende anliegenden Monate heißt außer dem Julmond auch der Hartung im angelsächsischen Giuli (Weinhold, „Die deutschen Monatsnamen"). Die Sonnenwende heißt alemannisch auch Sungicht. Die Dämonenlehre der Volkskunde erklärt das gleich als gichtige Krankheit der Sonne, während die Benennung von gehen, Gicht, d. i. Schritt, kommt (Sepp, „Bayernstamm", S. 29).

Die Heiligentage des Übergangs vom Nebelung zum Julmond umfassen nach Wetterregeln und Bräuchen Elisabeth (19. November), Mariä Opferung (21.), Clemens (23.), Katharina (25.), Andreas (30.), Barbara (4. Dezember), Nikolaus (6.) und Mariä Empfängnis (8). Der 30. Nebelung als letzter Monatstag würde auf den 20. November und der folgende Tag, der 1. Julmond, damit auf den 21. November entfallen. Der Übergang zum Julmond als Wendemonat läßt in den Wettersprüchen auf das Wetter des kommenden Winters und Jahres hinschauen. So besagen diese: „Julmonds Anfang (Sankt Elisabeth) saget an, was der Winter für ein Mann." „Wie das Wetter zu Julmonds Anfang (Mariä Opferung), so der Winter." „Julmonds Anfang (Mariä Opferung) klar und hell macht den Winter streng ohne Fehl." („Sankt Märten und Kathrein lassen den Winter herein." „Sankt Clemens uns den Winter bringt, Sankt Petri Stuhl dem Frühling winkt, den Sommer bringet Sankt Urban, der Herbst fangt mit dem Bartel an.") „Wie's um Julmonds Beginn (Kathrein), trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein." („Wie Sankt Kathrein, wird's Neujahr sein.") „Vorjulwinter (Katharinenwinter) ein Plackwinter." „Vorjulschnee (Katharinenschnee) tut dem Kohl und Samen weh." „Vorjulschnee (Andreasschnee) tut dem Korn (den Saaten) weh." „Vorjulschnee (Andreasschnee) bleibt hundert Tage liegen und erstickt das Getreide." „Vorjulschnee (Andreasschnee) ist noch ein besserer Trost als viel

Regen und Blachfroſt." Wie vom langen Liegenbleiben des Schnees heißt es auch: „Fällt der erſte Schnee auf hart gefrorenen Boden, ſo hofft man auf eine reiche Getreideernte, fällt er auf naſſen, kotigen Boden, ſo befürchtet man eine geringe Ernte", weil das für den Schneeſchimmel günſtig iſt (Kaſerer a. a. O.). „Das Julkind (Katharina) kommt gern weiß gekleidet." „(Sankt Andreas macht das Eis, Sankt Georg bricht das Eis." „Auf Barbara die Sonne weicht, auf Lucian, 7. Januar, ſie wieder herſchleicht.") „Regnet's, wenn der Nebelung aus (auf Sankt Nikolaus), wird der Winter ſtreng und graus." „Wenn's in der erſten Julmondwoche (Adventwoche) gutes Wetter iſt, ſo bleibt's gut bis Weihnachten." „Der Weihnachtsmann (Sankt Nikolaus) beſchert die Kuh, aber nicht den Strick dazu."

Vom ganzen Julmond beſagen in gleichem Sinne die Bauernregeln: „Fließt im Julmond noch der Birken Saft, dann kriegt der Winter keine Kraft." „Julmond veränderlich (launiſch) und lind, der ganze Winter ein Kind." „Wenn der Julmond bricht, ſo iſt der Winter ein Wicht." „Wenn dunkel der Julmond war, dann rechne auf ein gutes Jahr." „Kalter Julmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg und Höh." „Näſſe ſchadet der Saat mehr vor als nach Weihnachten." „Julmond lind und naß, gibt leeren Speicher und Faß." „Zwiſchen Allerheiligen und Weihnachtstag es nicht viel regnen und winden mag." „Vor Weihnachten viel Waſſer, nach Sommerſonnwend (Johanni) kein Brot." „Sturm im Julmond und Schnee, dann ſchreit der Bauer juchhe." „Julmond kalt mit Schnee, niemand ſagt: o weh." „Julmond warm, daß Gott erbarm'." „Julmond Schnee und Froſt, verheißt viel Korn und Moſt." „Julmond im Dreck, macht der Geſundheit ein Leck." „Weht im Julmond der Wind aus Oſt, bringt er den Kranken ſchlechten Troſt." „Wenn im Julmond der Weinſtock trocken eingefriert, ſo kann er mehr Kälte vertragen als ein Fichtenbaum." „Wenn Birken und Weiden ihr Laub oben im Wipfel grün behalten, während dasſelbe unten früh abfällt, ſo ſoll das auf zeitigen Winter und gutes Frühjahr deuten." „Laufen die Haſelmäuſe, fehlt es im Hartung am Eiſe." „Weihnachtskälber und Oſterferkel machen die Bauern reich und weiſe." „Wenn man ſingt: uns iſt ein Kindlein geboren, hat die Gans den Geſchmack verloren, (bzw.:) ſo haben die Äpfel — haben Rüben und Möhren den Geſchmack verloren." Damit wird auf den Nährſtoff- (Vitamin-) Mangel dieſer Zeit

hingewiesen, der durch Rotkraut und Weißkohl als Sauerkraut, welches ohnehin eine Sonntagsspeise zum Schweinefleisch ist, und durch die Schlachtungen des Glücksschweins und des Julebers und die Obstbescherungen dieser Zeit, wie sie das Brauchtum bringt, ausgeglichen wird. „Weihnachten mögen die Bauern Schweine schlachten, Lichtmessen haben sie wieder sie aufgegessen." „Stellt Donner sich im Julmond ein, wird's nächste Jahr naß und windig sein." „Später Donner, früher Hunger, früher Donner, später Hunger." „Später Donner hat die Kraft, daß er viel Getreide schafft." „Donner im Winter ist viel Kälte dahinter."

Wie die Sommergewitter im allgemeinen Wärmegewitter, so sind die Wintergewitter Wirbelgewitter. „Der alte Volksglaube, daß Wintergewitter nahen Frost ankündigen, ist in den meisten Fällen zutreffend; denn die kalten nordwestlichen Winde, deren Einbruch in eine milde feuchte Sturmluft gewöhnlich Veranlassung zu den Wintergewittern gibt, ziehen in der Regel Aufheiterung des Himmels und dem gemäß eine kräftige nächtliche Abkühlung nach sich.... Bei Frostwetter kommen Gewitter aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht vor" (Henig a. a. O., S. 26). „Durchweg ist dem Bauer im Hinblick auf die nächste Ernte ein kalter und schneereicher Winter lieber als ein milder und nasser" (S. 58). So heißt es für den Winter in den Bauernregeln: „Kleiner Schnee, große Wasser; großer Schnee, kleine Wasser." „Wächst die Frucht auf dem Feld, wird sie teuer in aller Welt." „Kalter Winter, heißer Sommer." „Trockener Winter, dürrer Sommer." „Frischer Schnee, frische Kälte." „Wenn der Nord zu Vollmond tost, folgt ein langer, harter Frost." „Raufrost auf der Flur, milder Witterung Spur." „Wenn es im Winter viele Pilze auf den Baumstubben gibt, so ist eine gute Weizenernte zu erwarten." „Dem Korn unter dem Schnee tut die Kälte nicht weh." „Die Erde muß ihr Bettuch haben, soll sie der Winterschlummer laben." „Langer Schnee bringt Frucht und Klee auf jeder Höh'." „Viel Regen und wenig Schnee, tut Äckern und Bäumen weh." „Trockene Fichten, gutes Jahr." „Goldammern in den Straßen bringen Kälte übermaßen." „Je näher die Hasen dem Dorfe rücken, desto ärger des Winters Tücken; sind die Zippen (Drosseln) noch da, ist er noch nicht so nah." „Wildgänse auf offenem Wasser, ist der Winter ein nasser." „Je mehr wilde Gänse, desto länger der Winter, je mehr Goldammern, desto höher der Schnee."

Der Beginn des Julmonds mit seiner witterungskundlichen Vorschau macht also den Vorabend zum Julmond zu einer Los- oder Lössel-nacht. Mit christlichem Namen ist sie als Andreasnacht bekannt. Auf den Angang, die erste Begegnung wird beim Losbrauch viel geachtet; denn der Angang ist im seinem Wesen noch heute das wissenschaftliche Hilfsmittel der Wahrscheinlichkeits- und Durchschnittsrechnung. Als Losbrauch der Liebe wird in dieser Nacht von den Mädchen aus einer Liste der betreuende Jungmann für die Spinnstuben oder Spinnten gestippt (Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", S. 159). Die Heiratslosung spielt in der Losnacht eine wichtige Rolle. Den Mädchen werden zu diesem Tag auch die Thorner Herzen (Kathrinchen) geschenkt. An diesem Vorabend des Wendemonats läßt man ferner in Nußschalen Lichtlein schwimmen und weissagt aus diesem „Lichtelschwimmen" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.). Auch Schiffchen läßt man schwimmen und holt sich Losung aus Bleigießen als Vorzeichen des Neujahrs (Perger, „Deutsche Pflanzensagen"). Wettersprüche dieser Vorschau besagen uns: „Ein feucht oder dürr Jahr wird erkannt mit einem Glas voll Wasser: läuft es (nämlich wegen der Luftfeuchtigkeit) in der Vorjul-Losnacht (Andreasnacht) über, so kommt ein feuchtes Jahr hernach." „So schau in der Vorweihnachtsnacht (Andreasnacht), was für Gesicht das Wetter macht: so wie es ausschaut, glaub's fürwahr, bringt's gutes oder schlechtes Jahr." So zeigt sich also der vermeintliche Aberglaube der Losnacht als wissenschaftliche Wetterforschung.

Der Übergang zum Wendemonat, dem Monat des Juls oder Wenderades, wird auch durch die heilige Katharina mit dem Rad bezeichnet, gleichwie der heilige Andreas den Schragen als Andreaskreuz in der Malstellung wie das Mühlenzeichen und das Wende- oder Hakenkreuz unserer Reichsfahne führt. Es ist jenes Rad also das Wenderad des Wendemonats und das Spinnrad des Winters (Hahne a. a. O., S. 70). Noch wird das Spinnrad selber Jule genannt, wie auch Frau Holle mit dem Spinnrad in der Hand als Weihegebäck erscheint (Abbildung bei Schultz, „Weihnachten" in NS.-Monatshefte, 1935, 69). Die Vorjul- (Andreas-) Brötchen tragen Malkreuze (Wrede, „Rheinische Volkskunde", S. 195). In England ist Katharina die Heilige der Spinnerinnen. Am Vorjultag sollen die Windmühlenflügel, also in Gestalt des Malkreuzes, stillstehen (Erich und Beitl a. a. O., S. 509), überhaupt

sollen an Andreas- und Katharinentag, also Vorjultag, sich keine Räder bewegen. Zu Stangerode wird im Herbst ein Wenderad umhergefahren. Katharinenrad, Wenderad, heißt wegen ihrer Form die Blüte des Feld- oder Ackerkümmels, eines Verwandten der erwähnten Gretel hinter der Heck. Katharinen-, also Vorweihnachtsblume, heißen auch die Aster oder Sternblume, die Chrysantheme oder Dahlie und der Frauenspiegel (Nießen 2, S. 182), der wie alle Frauenblumen der Freya oder Holle gewidmet ist und als Spiegelbild wie die Spiegel im Frauenschmuck und Feierkleid die Sonne versinnbildlicht. Weihnachtsblume selber ist die zu Weihnachten im Freien blühende Weihnachts-, Winter- oder Schneerose, Wendewurz oder schwarze Nießwurz, auch Julknoten genannt, mit ihren 5 Blättern und ihrem meist 6strahligen, hagalförmigen Griffel.

So wird mit dem Julmondbeginn und seiner Vorjulzeit schon der Blick auf das kommende Jahr gerichtet und mit dem letzten Tag des Nebelungs beginnt das alte Jahr sich schon zu verabschieden. Der alte Weihnachtsmann, der Heilige Nikolaus, versinnbildlicht es, wie gesagt, und führt das Weihnachts- oder Julkind, das neue Jahr, schon an der Hand. Seine dürre Birkenrute ist als Abart der Lebensrute das Sinnbild des Vergehens. So bringt der letzte Tag des Nebelungs neben der erwähnten Einstellung der Schiffahrt infolge der beginnenden Vereisung als Ankertag auch den Abtanz des Jahres. Er ist ein gebotener Irrtentanz (Schullerus a. a. O., S. 138). Von ihm besagen die Bauernregeln zum Katharinen- oder Vorjultag: „Vorjultag (Kathrein) stellt den Tanz ein — stellt Trommeln und Pfeifen ein — stellt Geigen und Pfeifen ein — stellt Schiffahrt und Musik ein — tut die Schafe ein."

Die heilige Katharina ist die verchristlichte Norne, gleichwie die heilige Barbara zu dieser Zeit. Als Katharina mit dem Rad, Barbara mit dem Gefängnisturm und Gretel mit dem Wurm hat das Christentum, wie erwähnt, die Nornen übernommen. Das Zuweben der Erde mit der wie ein Bettlaken schützenden Schnee- und Eisdecke, die gleich dem landwirtschaftlich notwendigen strengen Winter erwünscht und darum nicht als etwa feindlicher Dämon gefürchtet ist, dieses Zuweben verbindet die Kalendernornen miteinander, wie ein Bauernspruch der Grafschaft Mark besagt: „Sankt Kathrin schmeißt den ersten Stein in den Rhin, Sankt Gertrud zieht ihn wieder heraus" (Reinsberg-Düringsfeld, „Das Wet-

ter im Sprichwort"). So stehen Warbet und Wilbet als Urda und Skuld in ihrer Eigenschaft als Kalendernornen auf dem letzten Nebelung und ersten Julmond und Einbett oder Werdandi, Gerda-Gertrud oder Kunigunde, auf dem Frühlingsbeginn, so wie der isländische Lenzmonat auch Einmanadr heißt. Andererseits wird die Nornendreiheit dieses Julmondbeginns, wie sie auch als Weihegebäck noch häufig ist, ergänzt durch Gertrud mit einem Heiligentag am 17. November. Schöll (a. a. O.) erklärt die Einbet als Ahnfrau und Erdfrau (vgl. Einod als Eigenod und Ingenod, Sippengut, s. „Die germanische Odalverfassung", S. 61), gleich der Heiligen Anna, und die Kette als ihre Beigabe für das Sinnbild des Grabstollens und damit des Ahnengrabes. Diese Kette sahen wir schon bei der Weihnachtsfeier und dem Sippentag von „Petri Kettenfeier"; sie verbindet aber auch die Einbet oder Werdandi mit ihren beiden andern Schicksalsschwestern, der Warbet oder Urda und der Wilbet, Gaubet oder Skuld durch ihre Eigenschaft als vergangenheit- und zukunftverbindende Gegenwart. Dieser Zeitenfolge der Nornendreiheit entspricht auch die Runenfolge im Fudork: Is Ar Sol im Sinne von Ist, War, Soll (skall, will).

Diese Gemeinschaft der drei Nornen oder Heilrätinnen, wie sie uns auch in den genannten drei Betten, eigentlich wohl Berten, Berchten (Schultz, „Weihnachten" a. a. O.) zu Worms und an andern Weihestätten erscheint, wie die Goldmaid (Goldmarie) auch „goldig Betheli" und die Pechmaid „Harzebabi (Harzberta)" heißt, diese Nornengemeinschaft zeigt uns Barbara, Barbet, Warbet als Gleichbild der Frau Holle und als die Norne des Urdabrunnens und der unterirdischen Stollen, wie sie schon mit der Sif zusammen beschrieben wurde (Sepp, „Religion der alten Deutschen", S. 358 und 383). In dem tiefen Brunnen auf dem Nornenberg mit der Walpurgiskapelle zu Nürnberg (Sepp, „Bayernstamm", S. 56—58) als dem Nürnberger Trichter der Nornenweisheit haben wir wie auch noch an vielen andern Weihestätten außerhalb diesem Mittelpunkt der Weberei, so im Petersbrunnen auf der Hohensyburg, diesen Urdabrunnen noch, wie ihn die Edda unter dem immergrünen Weltenbaum beschreibt. Wie die Mädchen aus drei Haarsträngen ihren Zopf flechten, so flechten die drei Nornen mit ihren drei Schicksalsfäden die Nornensäume, wie wir sie im Hollenzopf (Andreas-, Nikolauszopf) als Weihegebäck der Jahreswendezeit finden.

Der Beginn des Julmonds deutet witterungskundlich auf die kommenden Eisblumen und auf das Weihnachtsfest mit seinem Grünschmuck. Während Baumblüten im Vorwinter als ein schlechtes Vorzeichen für das Wetter des kommenden Jahres, jedenfalls aber die Obsternte dieses Baumes angesehen werden, gemäß den Wetterregeln: „Wenn die Bäume zweimal blühen, wird sich der Winter bis Wonnemond hinziehen" und „Sollen Eisblumen blühen, Weihnachten sei nur auf dem Tische grün", so sind die künstlich getriebenen Baumblüten ein sinniger Weihnachtsschmuck des Zimmers und ein gutes Vorzeichen für die nächstjährige Obsternte, auf deren kommenden Knospenansatz man aus der Zahl der aufgehenden Knospen dieser Vorjulreiser schließt. Man schneidet in der Vorweihnachtsnacht, der Losnacht des Julmondbeginns diese Wickeruten vom Weichselbaum (Wichsala, auch Zwiesel genannt, gleich der Wunsilgerta oder Wünschelrute) und stellt sie im Zimmer ins Wasser, wo sie dann bis zu den Weihnachten als „Reis (Ros') entsprungen" sind und erblühen; dabei können sie auch von Herzenswünschen als Losung gewertet werden, auch als Wickerute zum Stiepen oder Aufkindeln dienen (Erich und Beitl, „Wörterbuch der deutschen Volkskunde", 1936, S. 47) und gesellen sich den blütengleichen Lichtern des Weihnachtsbaums als wirkliche Blüten hinzu. „Der Vorjultag (Barbaratag) soll Blütenknospen zeigen", besagt ein Bauernspruch zu diesen Vorjulzweigen oder -reisern (Andreasreisern oder Barbarazweigen). Im Erzgebirge müssen diese Ruten von sieben- oder neunerlei Holz sein (Marzell, „Volksbotanik", S. 145). Auch die zum Schappen oder Stiepen dienende Birke muß grün ausgeschlagen haben, wovon das julzeitliche Aufkindeln auch Frischgrünstreichen heißt (Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart", 1925, S. 73) und die dürre Rute des Weihnachtsmannes scheint doch ursprünglich eine wirkliche grüne Birkenrute als Lebensrute zu sein, gewiß aber kein Schlagstock eines Gebete abhörenden Prüfers (Mannhardt, „Wald- und Feldkulte", 2, S. 187 u. 1, S. 265). Den Weichselbaum düngt man in Tirol zu Anfang Julmonds mit Kalk, damit er blühen soll. Diese künstliche Düngung entspricht der Ackerdüngung mit den zerstoßenen Schalen der Ostereier (Völk. Beob. 27./29. 3. 37) und Kalkfütterung des Viehes zur Kreideweihe des Jahresanfangs, wie sie besonders die Hühner dann brauchen. Auf den Zaun wird der Perchtelbusch gesetzt (Hahne a. a. O., S. 72). Mit dem Beginn des

Julmonds und damit der Vorjul- oder Vorweihnachtszeit wird Grünschmuck der immergrünen Pflanzen wie Singrün, Wachslaub (Quacken) oder Stecheiche, die auch Hülse und Waldmistel genannt und als Weihnachtsbaum verwandt wird, wie ferner Mistel, Eibe und Tanne in Büschen und Kränzen ins Zimmer gehängt und werden auf den radkreuzförmigen Kränzen Kerzen gebrannt; mit den vier Kerzen des ersten Vorweihnachtssonntags beginnend, wird mit jedem weiteren der vier Vorweihnachtssonntage eine weitere Kerze abgebrannt, bis zur Freude der Kinder damit das Weihnachtsfest herangerückt ist.

So ist der Beginn der Vorweihnachtszeit (Adventzeit) die Ankunft der Himmlischen, der göttlichen Ahnen, der Gottheit und ihrer Abbilder, die nun die Sippen und insbesondere die Kinder besuchen und bis zu ihrem Abzug am Perchtentag sinnbildlich auf Erden bleiben. Es sind die Stillen Wochen des Brauchtums im Sinne der genannten Alkyonzeit, in denen keine Hochzeiten stattfinden. In diesen Stillen Wochen brütet, wie der Eisvogel oder Alkyon auf dem Eise, als einziger auf dem Lande der Fichten-Kreuzschnabel, mit seinem schrägen Schnabel selber das Abbild des besagten Wendeschragens, und in dieser Zeit singt der Zaunkönig, dessen Bezeichnung als „Thomas im Zaun" wohl eher seine Beziehung zur Wintersonnenwende als seine Neugier meinen dürfte. Theodor Storm berichtet von der Darstellung von Kreuzschnäbeln auf dem Weihnachtsbaum. Wodans Umzug in der Vorweihnachtszeit wird im Christentum durch den Heiligen Nikolaus dargestellt, welche Namensform verkürzt als Klaus, Klas, Klos, Klosemann, erscheint und als „Sunneklos" weniger auf „Sankt Klaus" als vielmehr auf den Sonnenlauf wie die genannte Form des Kloßes hinweist. Er ist der Weihnachtsmann mit dem Knechte Rupprecht, Rudbrecht, dem getreuen Eckart, und dürfte in seiner Namensform Nickel als Pelznickel dem germanisch-englischen Old Nick (Leers a. a. O.; Sepp, „Bayernstamm", S. 72), dem Seefahrer und guten Geist des Hauses und der Sippe, dem Kobold (Klabautermann) entsprechen (Völk. Beob. 12. 5. 37), wie er in diesem Sinne auch als Klaubauf die ungezogenen Kinder in seinen Sack nimmt (Sepp, „Religion", S. 348) und wie nach diesen Bezeichnungen sich die magnetischen Metalle Nickel und Kobalt benennen. Ein Thüringer Kinderreim spricht noch offen von ihm als Wodan: „Herr Wude, Wude, Nikolaus . . ." (Völk. Beob. 4. 12. 38, S. 10). Auch als

Schimmelreiter kommt er bei seiner Verwandtschaft zum Winterwetter vor. In Sachsen wird der Weihnachtsmann oder Schimmelreiter von einem Knecht begleitet, der in Haferstroh gekleidet ist (Weinhold, „Weihnachtsspiele") und so das scheidende Jahr deutlich zum Ausdruck bringt, während vielfach dem Weihnachtsmann oder Schimmelreiter die Kinder, die ihn für eine wirkliche mythische Gestalt halten, auch Hafer für sein Pferd vor die Tür legen. Mit dem Schimmelreiter zusammen treten in der Vorweihnachtszeit auch die Feien und der in Erbsstroh gehüllte Erbsbär (Brunner, „Ostdeutsche Volkskunde", S. 201), in der Augsburger Gegend auch der schwarze Buzebrecht auf (Buschan a. a. O., S. 70). In der Ostmark kommen die perchtengleichen, in Stroh gekleideten Schaub- oder Schabmänner; da heißt der Rupprecht auch Bartel (Koren a. a. O., S. 41). Da werden Schiffchen zum Beschenken durch den Weihnachtsmann vor die Tür gesetzt (Geramb, S. 104). An der flämisch-niederländischen Küste fährt der Weihnachtsmann zur See zur Bescherung und die Kinder stellen ihm ihre Holzschuhe, also wieder in Schiffs-, Odal- oder Urbogengestalt des Ringhorns, zum Auffüllen mit Geschenken vor die Tür (Sepp, S. 345). Stellenweise erscheint er schon am Andreastag, ein Zeichen für die inhaltliche Gleichheit des Andreas- und Nikolaustages. So bringt der Weihnachtsmann mit dem Beginn des Julmonds die Zeit der Bescherung. In alten Bauernkalendern ist der Nikolaustag durch die erwähnten drei roten Äpfel bezeichnet, die, wie der gleich dem verwandten Erdapfel (Kartoffel) aus Amerika gekommene, vitaminreiche Liebes- oder Goldapfel (Tomate), das Abbild der Sonne darstellen. Neuerdings ist übrigens auch die Birne im Sinne des Sonnenbrauchtums als Stromkraft-Glühbirne zum Gleichbild des Sonnenlichtes geworden. Der Zusammenhang von Apfel und Birne erscheint noch in dem Brauch bei Geburt eines Knaben diesem einen Apfelbaum und eines Mädchens diesem einen Birnenbaum zu setzen. Die Bescherung der Vorjulzeit ist für die Kinder schon ein Vorgeschmack des Weihnachtsfestes, wie der Grünschmuck schon ein Vorläufer des Weihnachtsbaumes. Wenn im Julmond das Abendrot als Schönwetterbote glühend leuchtet, dann bäckt das Julkind das Weihnachtsguts. Gebäck in Eberform als Julgalt und andere Gebildbrote erfreuen jung und alt, während dem geschlachteten und mit Efeu geschmückten Schweinekopf (Julgalt) zu Weihnachten im Metzgerladen noch der Apfel

oder die morgenländisch entsprechende Zitrone als Sonnensinnbild in das Maul gesteckt wird. Das Birnbrot bringt als Kuchen aus gedörrtem und dadurch noch voll vitaminhaltigen und angeblich nicht gefrierendem Obst (Sepp) die sonst fehlenden Grünnährstoffe zu Weihnachten; ebenso finden wir da das Julbrot und die Julgröt (Julgrütze), die uralte gesunde Hirsen- und Hafergrütze. Die perchtengleichen Anroller in Bayern erhalten gedörrte Birnenschnitzen auf ihrem Heischgang. Gleich nahrhaft ist der Weihnachtskarpfen als Sinnbild der Lichtauferstehung aus dem Wasser (Leers a. a. O.; vgl. die schwimmenden Krapfen der Fasenacht).

Mit Glocken und Schellen (wie im Vintschgau) melden sich die Umziehenden in der Bescherungszeit an, im Elsaß durch eine Glocke das Julkind als eine Jungfrau in weißem Gewand, mit langen blonden Haaren, auf dem Kopf eine Krone von sonnengoldenem Papier mit brennenden Wachskerzen tragend (Reinsberg-Düringsfeld, S. 446). Es ist die Gestalt der beschriebenen Sonnen- oder Lichtjungfrau, wie solche weißgekleideten und lichtgekrönten Mädchen in Schweden zu Weihnachten die Julstuben eröffnen, indem sie Eßgaben und eine Jultanne tragen, um die ein Ring gebildet und gesungen und getanzt wird. Auch eine Egge stellt man auf, die das Bild des gefurchten Ackerbeetes sowie des Schachbretts und des Agenschemels darstellt und die als Lichtegge hier brennende Kerzen trägt (vgl. Hahne a. a. O., S. 79). Auf Usedom gehören drei Leute zum Umzug des Rupprecht, von denen der eine Rute und Aschensack hat und in Erbsenstroh gewickelt ist, der andere ein Schimmelreiter ist und der dritte einen Klapperbock trägt, durch eine Schnur mit den Kinnladen zähneklappernd, in Dänemark Julbock genannt; auch ein Pferdeschädel wird dafür benützt, wie solche sonst auch als Saitenspiel dienen (Reinsberg-Düringsfeld, S. 446) und so mit Dämonenschreck und Fetisch gar nichts zu tun haben. Um aber einen Pferdeschädel nach der Thing- oder Hausschlachtung eines Pferdes sauber zu bekommen, mußte er auf Stangen den Vögeln zum Abfressen dargeboten werden, gleichwie man die Fähe oder Ham (Nachgeburt) den Raben zum Fressen aufhängt und damit „Wode", d. i. Wodans Vögeln, weiht.

Dem Klapper- oder Julbock entspricht im Salzburgischen die Habergeiß (Buschan, S. 180). So wird der weihnachtliche Ziegenbock in Südwestdeutschland auch der Habergeiß oder Himmelsziege (Häberling = Ziegenböckchen), der erwähnten Heerschnepfe, wie sie als Donarsvogel

und Donnerziege mit Donars Bocksgespann zusammenhängt, angeglichen und als Schnabelgeiß in wortgleicher Ausdeutung von Donnerziege und Heerschnepfe mit Ziegenkopf und Vogelschnabel dargestellt. Ein Julbock mit Hörnern oder ein alter Mann mit langem, weißem Bart und einem langem Horn an der Seite gibt im Norden auch die Bescherungsgaben als Julklapp ab, indem er an die Türen klopft und die Geschenke hineinwirft. In Norddeutschland werden die Julgeschenke unter Anklopfen und dem Ruf „Julklapp" in die Stuben geworfen, wie auch schon in dieser Vorweihnachtszeit die Klock- oder Klöpfelsnächte in Erscheinung treten können. In Pommern führt der Rupprecht den Klapperbock mit. Diese Tiere der Sonnwendzeit zeigen mit ihren hornförmigen Hörnern oder Hauern oder ihrer weißen Farbe die Sonnwende oder den Winter als Wendezeit an.

In der Grafschaft Ruppin ziehen Feien mit schwarzen Gesichtern herum, dringen in die Häuser ein und machen Unfug; sie gleichen damit der Norne des Vergehens und den 12 schiachen Perchten des beendeten Jahres. In Norddeutschland ziehen die Kinder mit dem trommelartigen Rummelpott um und singen seine alte Weise, meist jetzt mit verchristlichtem Wortlaut von den „drei Weisen" anstatt der drei Nornen, Berchten oder Asen. Auch das Lied der Sternsinger wird vom Rummelpott begleitet. In der Gegend von Eupen gehen die Kinder zu Fasnacht mit dem Rummelpott. „Aus alter Zeit stammt das Kalendersingen, das im Zusammenhang steht mit dem Einprägen der Gedächtnisverse über Reihenfolge der Jahreslauferscheinungen, der heiligen Tage und der wirtschaftlichen Abschnitte des Jahres. Unser Jahresbaum ist eine Neuschöpfung, die den Inhalt alter Gedankenreihen anschaulich machen soll" (Hahne a. a. O., S. 26). So gleichen die Kalendergedichte, wie der angelsächsische Stabreimkalender, wiederum den Runenmerkreimen, wie wir im Runenkalender die Verbindung beider haben. Auch Rummeln (Runkelrüben) werden ausgeschnitten und durch Kerzen erleuchtet, in Oberlauda werden solche auf die Gräber gestellt (Sartori III, S. 261), auch schon vom Feuer des Vorwinterfestes kehrt man am Niederrhein mit solchen als Gesicht ausgehöhlten und erleuchteten Rummeln oder Kürbissen heim (Reinsberg-Düringsfeld).

Der aus Stroh geflochtene Julhahn wird den Kindern zum Spielen und tönerne Bilder von Hahn, Henne und Eber, wie noch im Fläming,

zum Blasen geschenkt und auf ebensolchen, mit Wasser gefüllten Eulen wird der Eulenruf als Gleichnis der Nacht nachgeahmt. Das Deutsche Heimatwerk zu Berlin als Gesellschaft des Reichsnährstandes hat sich erfreulicherweise der Wiederbelebung solcher Brauchtumsgegenstände der bäuerlichen Volkskunst wieder angenommen. Man füttert zu Fasenacht und Weihnachten die Hühner in einem Kreis oder in der erwähnten Erbkette (Buschan, S. 138). Solches Bannen der Tiere, damit sie die Eier nicht weglegen, ist kein Aberglaube; so kann man Tiere wie Hühner oder Frösche in einem Kreidekreis festbannen (hypnotisieren). Andererseits fanden im Ring der Malstatt die Verlobungen oder Vermählungen statt und wurden sonnengoldene Ringe zum Zeichen dessen als Fingerringe gegeben, wie solcher in dem bronzezeitlichen Grab von Wangersen bei Stade mit ununterbrochener Überlieferung von der darin begrabenen Königin mit dem goldenen Ring bei der Ausgrabung auch gefunden wurde.

Die Julhörner, mit denen die Runenkalender- oder Jahrstäbe diese Vorjulzeit bezeichnen, während sie den 20. Dezember als ihr Ende durch ein umgekehrtes Horn darstellen, solche Julhörner werden geblasen und zu Weihnachten wird aus Horn und Kanne die Jul- oder Johannisminne, die Staffanskanna oder -minne getrunken, vom Christentum dem Stephan und (kalten) Johannes geweiht, dem Engelmann, Weinhansl oder Hans Wurst (Hahne, S. 73) auch dargebracht, anscheinend als Hans dem Geringsten (englisch: worste) bei der niedrigsten Sonnenstellung.

Mit dem Kelch, dem Abbild der gleichnamigen Gilk- und der doppelten Odal-Rune werden Heiligentage der Julzeit in alten Bauernkalendern bezeichnet. Ottilie und Lucia, die den gleichen, wintersonnwendlichen Heiligentag haben, führen als Beigabe die zwei Augen, also das Sinnbild des Lichts und der 8förmigen, doppelten Odal-Rune. Ottilia ist auch der Name einer Norne und steht als Abbild der Wintersonnenwende dem sommersonnwendlichen Odalrich oder Ulrich gegenüber. Der Julblock, Jul-, Mettenklotz, wird in den Herd gelegt und erinnert mit seinem offenen Brand an die Sonne und ihre Wende, bis die Sonnwendnacht, der Julafton (schwedisch) kommt und die Raugnächte oder „hilligen Tage" mit dem Julfrieden (Julafred) bringt. (Vgl. meine Abhandlung „Friede auf Erden" in „Die deutsche Landfrau", 1934, 24

und mein im Sinne dieser Schrift abgefaßtes Jahreslaufbrauchtum im „Deutschen Bauernkalender" 1935.) Julleikar, Jullaiche, Mittwinterspiele durchziehen den Julmond und die Sonnwendzeit, wonach der Julmond auch Spielmond genannt wird („Germanien", 1936, 8, S. 239). Der Jul- oder Staffansritt auf Odins Rossen zeigt den Sonnenlauf, wie überhaupt die elliptischen Rennbahnen den Weiheſtätten beigesellt sind, so bei den Eggsternsteinen und zu Stonehenge als Vorgänger des olympischen Stadion.

Wie in der Gön- oder Mütternacht die Sonne neu geboren wird, so vor der Jesuslegende der Thammuz, der Sonnengott der Syrer, zu Bethlehem als Sohn der Jungfrau Istar, bei den Persern Mithras, bei den Slawen (Ipatewsche Zeitbeschreibung) der „Königsohn" oder Bogitsch, des Gottes Sohn; wie auf dem Deckstein des Dolmengrabes oder in Bayern auf dem Totenbrett oder sonst auf dem Schaub der Tote nochmals zur Sonne ausgelegt wird, so wird in der Sonnwendnacht, wo die Sonne in der Wiege zwischen den Bergen sich senkt, das Sonnenkind in der Krippe oder Wiege neugeboren und geschaukelt. Darum ist im christlichen Kalender der 17. Dezember dem Lazarus mit dem Grabhaus geweiht, in dem das alte Jahr zur Ruhe geht und als neues wieder aufersteht (Leers, „Das alte Wissen und der neue Glaube"). So ist es ein sinniger Gedanke uralten Weistums, wenn wir den Kindern zu Weihnachten Wiegen schenken und in der heiligen Nacht die Wickelkindpuppe schaukeln und damit in der Wende der Ur-bogenförmigen Wiegenkufe das junge Jahr begrüßen können. In der Waldecker Gegend heißt das weihnachtliche Lichterschwenken auf dem Turm noch das Wiegenmachen des Weihnachtskindchens (Christkindchens). Eine mit Lichtern verzierte Puppe wird als „Bornkinnl", als neugeborenes Kind, im Sinne der beschriebenen Klöpfelnächte zur Weihnachtszeit im Erzgebirge noch an das Fenster gestellt.

Zum Beginn des Julmonds (Nikolaustag) wird im Rheinland noch ein Gebäck nach Art des „Männchens von Ochsen", des Jahresgottes, gebacken, mit eingestemmten Armen und dem senkrecht geteilten Jahreskreis im Leib, wie wir gleiche Darstellungen auch unter den Bohusläner Felsbildern finden. So wird der Wendekreis des Winters zum Abbild der immer wieder erneuernden Gottheit, die in der Wintersonne gleichsam ihre ewige Verjüngung eingeht. Den spiereligen Bogen der Sonn-

wende stellen auch die Äste des aus einem Stück Holz geschnitzten weihnachtlichen Spanbäumchens dar. Wenn in diesem Sinne die Sonnwendschleife oder -schlinge des winterlichen Wurms oder Drachens, der Schlange in Gestalt der Odal-Rune nach Art der Runenkalender, besonders in ihrer abwärts gerichteten Stellung, die Jahreswende ausdrückt, so tut sie uns damit dar, daß das neue Jahr neues Schaffen und neue Aufgaben heraufführt und mahnt uns, wieder in wahrer und wirklicher, wetterkundlicher und wissenschaftlicher Weise das Jahreslaufbrauchtum und seinen Kalender zu ordnen und damit das germanisch-deutsche Volkstum zu vereinigen und erneuern, wie es in dieser Schrift zusammenfassend und verbindend dargetan wurde. „Bei Neuordnung der Jahreseinteilung, wie sie zuletzt in den Kalenderreformen geschichtlicher Zeit durchgeführt wurden, ist natürlich niemals auch zugleich das ganze Jahresbrauchtum neu geordnet und verteilt worden. Im Bewußtsein des Volkes haften alte Ordnungen zähe, zumal wenn eine neue mechanische Zeitrechnung etwa nur von einzelnen Schichten oder Ständen ausgeht, wie es sowohl beim ‚julianischen' Kalender als auch bei dem ‚gregorianischen' der Fall war: beides sind Werke des Gelehrtentums. ... Die Schifferbevölkerung rechnet vom Anfang der Schiffahrt, der Ackerbauer vom Beginn der Saat; dem Städter genügt ein vom Wandkalender vorgeschriebener ‚konventioneller', möglichst ‚internationaler' Jahresbeginn" (Hans Hahne, „Vom deutschen Jahreslauf im Brauch", S. 10—11). So werde denn das deutsche Volkstum von diesem internationalen, artfremden Wesen seines Kalenders befreit durch einen arteigenen Kalender, den Kalender der deutschen Volksgemeinschaft, wie ihn unsere landschaftliche Wetterkunde mit ihren Regeln und Bräuchen, die Unabhängigmachung und Sicherstellung der deutschen Ernährung im Rahmen der Erzeugungsschlacht, der Marktregelung und Rohstoffversorgung und ihr Endziel, die Rettung und Stärkung des deutschen Volkstums erfordern. In diesem gemeinvölkischen Sinne muß mit der Entkonfessionalisierung der gesamten Öffentlichkeit auch die „Entkonfessionalisierung des Brauchtums" (Strobel, Volker) durchgeführt und die christliche Gleichschaltung des Brauchtums wieder zu den germanischen Quellen hin rückgängig gemacht werden. „Ohne ein Zurückgehen auf die Naturgesetze des Völkerlebens sind viele der wichtigsten politischen Begriffe gar nicht wissenschaftlich zu begründen, und so wird

die Volkskunde geradezu eine Vorhalle zur Staatswissenschaft. ... So gewaltiger Fortschritt in aller Geisteskultur wächst hervor aus der Selbsterkenntnis des Volkstums" (Riehl, „Die Volkskunde als Wissenschaft", S. 425 und 421).

So wird uns die Volkskunde, die Volkstumskunde als „Volkskunde auf rassischer Grundlage", als „Wissenschaft der deutschen Volksforschung" (Mathes Ziegler) zur Selbsterkenntnis selber. „Nun aber ist die Zeit erfüllt! Es beginnt die Zeit der Wiederaneignung, der Rückführung zu sich selbst. Wir erkennen nunmehr wieder unser Erbe, das uns von den Vätern seit Urzeiten wurde. Wir fordern es von den unbestellten und ungetreuen Sachwaltern wieder zurück. ... Heute treten wir das Erbe aus höchstem schöpferischen Reichtum unserer Ahnen an. ... Im Brauchtum gibt sich die Volksseele ihre Form. Die mannigfaltigen Lebensäußerungen finden in ihm eine feste Gestalt, die ihre Weihe empfängt in der Überlieferung und in dem tiefem Sinn. Das Brauchtum entstand und entsteht heute wieder neu als Erlebnis in der Gemeinschaft, aus dem eine sinnvolle und sinnentsprechende Handlung der Gemeinschaft wird. Es bedeutet die Lebensverbundenheit des Volkes. Es gibt kaum ein stärkeres Band als gemeinsamen Brauch. ... Dieser tiefe Sinn, der letzten Endes in dem Glauben der Väter seine Wurzeln hatte, ist das Erbe, das wir Heutigen im Brauchtum antreten. Es ist dabei nicht unbedingt notwendig, daß wir uns an die Form halten, wir sind aber verpflichtet, im Brauchtum heute Sinn und Form in Einklang zu bringen. Wir haben hierin einen alten, fast vergessenen Schatz wieder entdeckt ... und wir sind erstaunt darüber, wie nahe und verständlich das uns alles ohne viel Änderung heute noch ist. Das macht, daß uns von den Vätern nur die Zeit, nicht aber das Wesen trennt." So verkündete des Reichsnährstandes Stabsamtsführer Reischle auf der 3. Reichstagung des Reichsbundes für Vorgeschichte: „Volkstum als Erbe" („Odal", Ernting 1936) und läßt im Auftrage des Reichsbauernführers durch seine Mitarbeiter Metzner, Kinkelin und Strobel das bäuerliche Brauchtum wieder erwecken. „Aufgabe deutscher Volkskunde aber ist es, die durch fremde Überlagerungen verschütteten Quellen nordischer Überlieferung freizulegen und ihr ungestörtes Fließen für die Zukunft zu sichern" (Ziegler, „Volkskunde auf rassischer Grundlage", in: NS.-Monatshefte" 1934, 53). „Der neue nationalsozialistische Staat

lebt nach einem volklichen Ideal, das seine Befriedigung im Kreislauf des eigenen Blutes findet. Die nationalsozialistische Lehre erkennt den Zweck der Existenz des Staates in der Erhaltung des Volkstums" (Schlußrede des Führers auf dem Reichsparteitag 1936 chr. Zr., im 4. Jahre des Dritten Reiches).

Nachträge.

S. 6: Die 9 und die Sol-Rune entsprechen auch der geschlossenen Man-Rune ᛈ.

S. 15: Die Zwölften einzeln dem Wetter und Geschick der kommenden 12 Monate zuzuteilen, geht auf den morgenländischen Mithras-Glauben zurück (vgl. Vacano-Bohlmann: Jugend im Jahresring, 1937, S. 53).

Ich führe also die Wetterregeln nicht im Sinne einer Wetterwissenschaft an, da sie ja von der jetztzeitlichen Luftdruckforschung an Sicherheit übertroffen werden, sondern will nur ihren Zusammenklang und oft wörtlichen Zusammenhang mit dem Brauchtum und ihre Beweiskraft für dessen Sinn und Festlegung dartun. Auch will ich mit Zurückgreifen auf altheidnisch-volkskundliche Namen nicht einen alten Glauben gegenüber unserer Naturwissenschaft und Weltanschauung einführen, ich ziehe aber diese Namen als völkisches und älteres Überlieferungsgut den jüdischen und sonstigen fremden, oft sinnwidrigen Heiligennamen vor; es bleibt jedoch jedermann überlassen sich zu den jüdischen Namen usw. zu bekennen. Ich habe mich in der vorliegenden Abhandlung, deren Grundlagen und Richtlinien ich schon seit 1922 (und nicht erst seit 1933) durch zahlreiche Veröffentlichungen von unveränderlicher weltanschaulicher Grundsätzlichkeit in Rassenkunde, Volkstumskunde, Glauben, Urgeschichte, Recht und Politik unter Betonung ihrer notwendigen gegenseitigen Wechselbeziehung (vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Band 45), so z. B. in „Der Kurpfälzer" (Zweibrücken 23. und 24. 2. 27): „Um die Neuordnung des Kalenders" darlegte, habe mich nicht so oft auf andere Forscher und Schriftsteller berufen um daraus meine Darstellung aufzubauen, die ja bei der Einheitlichkeit und Geradlinigkeit meiner Begründung sich von selbst ergeben hatte und ergeben mußte; nein, ich griff sie mit Freuden auf und suchte darnach, um zu zeigen, daß immer wieder auch andere, wenn auch nur in Einzelheiten, auf gleiche Feststellungen und Beweise verfielen, so daß also damit meine Beweisführung erhärtet wird. Schließlich muß doch, wie auch in der Rassenforschung und Urgeschichte, der Wahrheit einmal, sobald sie nicht mehr von den Dunkelmächten gehemmt wird, der Sieg werden. So marschiert denn auch erfreulicherweise die deutsche Volkstumskunde, wie sie in der „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde" besonders von meinen früheren Mitarbeitern Mathes Ziegler und Hans Strobel gepflegt wird.

S. 32: Als gesunkenes Gesittungsgut aus „höheren Volksschichten" ist nur ein Teil der Trachten, Lieder, Schauspiele, Schmuckstücke und aller Aberglaube in das Bauerntum gedrungen, das Brauchtum und das übrige volkstumskundliche Geistes-

und Sachgut des Bauerntums aber ist eigenständig. Scheltema („Die deutsche Volkskunst", 1938, S. 54) hat nicht unrecht, wenn er sogar Brauchtum und Volkskunst der urgermanischen Zeit als teilweise höherstehend gegenüber unserem jetzigen und damit gesunkenen Gesittungsgut anspricht

S. 33—34: Auf den „breiten Steinen", den Großsteingräbern der Steinzeit trocknet nach der Sage der Storch die kleinen Kinder oder holt sie dort heraus (Vacano-Bohlmann a. a. O., S. 250).

S. 43: So gleicht in seiner schwarzen Darstellung der Kaspar die drei Könige den drei Nornen an.

S. 58: Das Nürnberger Heiligenbuch von 1488 beschreibt die Umwandlung des Fackelfestes in Mariä Lichtmeß.

S. 86: Die eigentliche Bedeutung dieses 40 Ritter-Tages oder Rückersfestes, das auch als der Sonne Rückkehr-Fest bezeichnet wird (Laisaer Schrift „Mein Heimatland") ist wohl der 40-tägige Wetterabschnitt des neuen Eyktamals im Jahresring.

S. 93: Gertrud, die Herberge der Seelen, wohl im Sinne der Wurmlage und des Totengedenkens, wird als Sinnträgerin der Gruft (Kar) begleitet von den Mäusen als den Sinnbildern der Seelen oder Ahnengeister und der Lebensgeister des Frühlings, wie sie auch in der Sage von der Verfolgung des Bischofs Hatto und in der Rattenfängersage gleichsinnig erscheinen und wie sie ihr, der schicksalspinnenden Norne den Lebensfaden abbeißen, so im genannten Wetterspruch bei Beendigung der Spinnstuben und in der Darstellung der heiligen Gertrud von Nivelles. (Vgl. Wühr, Ewiger Sinn im zeitgebundenen Sinnbild, 1938, S. 26—29.) Mit den Mäusen begleitet sie auch die Katze, die als schwarze Katze somit an die Gruft, an den Tod erinnert.

S. 98: Ich greife ein weiteres Beispiel von vermutlich „lebenden Runen" heraus: Ist es nicht auffällig, daß der Schwanz des Ur- oder Auerhahns den Ur-Bogen der Ur-Rune ᚢ zeigt und der Schwanz des Birkhahns den Doppelbogen der Birk- oder Birku-Rune ᛒ?

S. 112: Auch Flurumgänge werden zur Frostzeit der drei Eismänner gehalten (Vacano-Bohlmann a. a. O., S. 193).

S. 114: Nur als böse Hexe und „schwarze Hexe" konnte sich die Hexe im Märchen und Volksmund die Hexenverfolgungszeit hindurch noch retten; eine Hexe nordischer Rasse kann sich das Volk als Teufelin nicht vorstellen.

S. 119: Der weiblichen Walburg oder Walbert (d. i. Walberchta) entspricht der männliche Wolbert, nach dem im Harz und in Ostpreußen die erste Mainacht Volprechtsnacht heißt (Vacano-Bohlmann a. a. O., S. 139 und 145).

S. 185: Dem Drachenkampf des heiligen Georg im Frühling entspricht das Drachensteigenlassen und der Drachenkampf Michels im Herbst.

S. 227: Die Rummelpottsänger singen auch: „Ich steh' auf einem Gilgen- (Lilien-, Linden-) Blatt . . ." (Vacano-Bohlmann a. a. O., S. 98), was wohl auf den Gilgen, die Ilge oder Lilie als Abbild der Gilk- oder Irmin- und damit Jahreswende-Rune hinweist.

Inhalt.

	Seite
Kalender und Brauchtum	3
Die Wetterregeln der Lostage	13
Die Jahreseinteilung	15
Der Jahresbeginn	17
Der Hartung	21
Des Jahresanfangs Brauchtum	23
Die Bauernregeln des Hornungs	51
Das Brauchtum des Hornungs	55
Des Hornungs Lichtweihe	57
Das Faſebrauchtum	63
Die Lenzingsfeier	76
Die Wetterregeln des Lenzings	80
Der Frühlingsanfang	83
Das Oſterbrauchtum	90
Die Allheit im Oſtermond	101
Das Wetter des Wonnemonds	103
Das Wallburgenbrauchtum	111
Weiße Sonne oder Hohen Maien	131
Spruchweisheit der Brachmondwitterung	139
Die Sommerſonnenwende	142
Sonnenwende — Wetterwende	155
Die Ernte	166
Erntebrauchtum und Michelthing	180
Das Herbſtwetter	192
Der Vorwinter	198
Der Toten Gedenken	206
Jahresende — Jahreswende	216
Nachträge	233